Siebenlehn

Eine Monographie
von Kurt Hörig

Version 2025-06-03
Gestaltung, Selbstverlag:
Klaus Kreyß, Tungerloh-Pröbsting 10, 48712 Gescher, klaus@kreyss.de
Umschlagbild nach einer Lithographie in: „Der sächsische Trompeter“, März 1837
gesetzt in Alegreya ©google
Herstellung: www.wir-machen-druck.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 7
Siebenlehn als Lebens- und Siedlungsraum 8
Die geographische Lage Siebenlehns 14
Geologie und Erdgeschichte der Siebenlehner Heimat 19
Die Menschheitsgeschichte der Heimat 50
Der Siebenlehner Bergbau 75
Die Siebenlehner Bäcker 100
Der „Bäckerkrieg" der Siebenlehner Bäckerinnung 106
Das Fleischerhandwerk 130
Die Gerber 139
Die Siebenlehner Schuhmacher 145
Die kombinierte Innung 155
Die Schneider 160
Die Seifensieder und Wachsschläger 161
Die Hutmacher 167
Schwarzfärber 169
Vom Bierbrauen 170
Der Salzschank 174
Die Siebenlehner Apotheke 176
Die Märkte der Stadt 182
Siebenlehner Kirchengeschichte 185
Die Schule im Wandel der Zeit 203
Bürgermiliz und Schützengilde 224
Militärverein 237
Turnverein 242
Die Gesangvereine 246
Kranken- und Begräbnisunterstützungsverein 249
Bürgerverein 254
Vom Verschönerungsverein zum Verkehrsverein 256
Gewerbeverein 260
Vorschussverein 261
Verein für Geflügelzucht im Stadt- und Landkreis Siebenlehn 262
Geselligkeitsvereine 263
Andere Vereinigungen 264

Flurnamen und Flurorte 266
Nachwort 277
Nachwort zum Nachwort 279

Einleitung

Wenn es unternommen wird, eine darstellende geschichtliche Arbeit über Siebenlehn zu schreiben, so soll das keine Chronik im herkömmlichen Sinne werden, vielmehr lag es dem Verfasser daran, das Gemeinwesen der kleinen Stadt als Einzelding, gleichzeitig aber auch als Zusammenfassung des Lebens seiner Bewohner zu erfassen, seine Entwicklung darzustellen und aus den gegebenen natürlichen und kulturellen Verhältnissen zu erklären.

Zweierlei hat den Verfasser bewegt, seine Gedanken und Nachforschungen darüber niederzuschreiben. Einmal ist noch keine zusammenfassende Darstellung der Stadt Siebenlehn, ihrer natürlichen Verhältnisse, des Grund und Bodens und ihrer Umgebung vorhanden, und zweitens soll sie späteren, vollkommeneren Arbeiten als Anregung und Ausgang dienen, da sich der Verfasser die größte Mühe gegeben hat, alle bisher bekannten Quellen ausfindig zu machen und zusammenzutragen, wodurch allerdings die Darstellung breiter werden musste, als manchem Leser lieb sein wird. Die Arbeit will also nicht allein eine unterhaltende Lektüre werden, vielmehr eine sichere Grundlage für weitere Forschungen und deren Verarbeitung zu allgemein interessierenden Darstellungen über unsere Stadt und ihr Volkstum. Endlich soll sie damit der Jugend und den kommenden Geschlechtern zeigen, wie der Ort sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat. Darauf baut sich die Weitergestaltung des Gemeinwesens in der Zukunft auf, von neuen Kräften weitergetrieben, die es einer hoffentlich besseren Zeit entgegenführen mögen.

Siebenlehn als Lebens- und Siedlungsraum

Betrachten wir zuerst die Bergstadt als Lebens- und Siedlungsraum. Wer sich der Stadt Siebenlehn nähert, namentlich vom Niederlande im Norden her, wird dem Geschichtsschreiber rechtgeben müssen, dass er zu einer „Bergstadt" kommt. Es ist zwar kein besonderer Berg, der sich über seine Umgebung ringsum heraushebt, vielmehr liegt die Stadt auf der nach dem Erzgebirge im Süden weiter ansteigenden, welligen Hochebene. Doch ihr Wahrzeichen, der Wasserturm mit dem dicken Kopfe, schaut tatsächlich meilenweit ins sächsische Land, in dessen geographischer Mitte er ungefähr steht. Diese wird gewöhnlich bei der zwei Kilometer ostwärts gelegenen Bobritzschmündung beim Zollhause angenommen. Bei klarem Wetter sieht man vom Siebenlehner Wasserturme die das ganze nordsächsische Niederland beherrschende Höhe des Collmberges (314 m) bei Oschatz, wie auch den Geisingberg (824 m) auf dem Grenzwall des Erzgebirges gegen Böhmen hin. So verdient Siebenlehn den Namen einer Bergstadt in erster Linie seiner eigentümlichen Lage auf dem Berge wegen und nicht allein, wie man wohl auch anzunehmen geneigt sein kann, wegen des Bergbaues. „In monte Siebenlehno" d.h. auf dem Berge Siebenlehn, so bezeichnet der Chronist den Ort und trifft seine Lage recht gut.

Wir wollen aber zunächst noch gar nicht an die Stadt selbst und ihre Gründung als solche denken. Fragen wir uns vorerst: Wann mag des Menschen Fuß das erste Mal hier im Herzen des Sachsengaues unseren Heimatboden betreten haben? Wer wagt es zu behaupten, dass das vor Jahrtausenden geschehen sei? Und doch muss es so gewesen sein; zu einer Zeit, als der Urmensch noch nicht die Vorteile einer hohen Kultur kannte, als er noch nicht in Städten zusammenwohnte und ihm all die tausenderlei technischen Dinge noch unbekannt waren, die uns Gegenwartsmenschen das Leben so angenehm gestalten, die uns über die Sorge um die notwendigsten Lebensbedingungen hinausheben, die unsere Wohnstätten so wohnlich machen. Es war bereits zu der Zeit, da der Mensch seine Werkzeuge noch mühsam aus Stein herstellte. Als vielleicht noch Urwald oder Ödland den Boden dieses nördlich vorgeschobenen Höhenpostens des niederen Erzgebirges bedeckte, da finden sich die ersten Spuren vom Dasein primitiver Menschen im nächsten Umkreise Siebenlehns. Wo käme sonst der bearbeitete Stein, das Steinbeil her, das 1935 auf der

Breitenbacher Flur gefunden wurde? Wer aber diesem Funde allein nicht glaubt, dem sei gesagt, dass bereits früher, bei Obergruna, ähnliche Steingeräte aufgelesen wurden und dass Scherben von Tongefäßen die Anwesenheit ehemaliger Menschen verraten. Nach diesen einzelnen wenigen Funden zu urteilen, war damals noch keine Dauersiedlung oder doch wenigstens keine größere dieser Art vorhanden. Vielleicht umherschweifende Jäger, Flüchtlinge oder Nomaden haben diese uns zufällig in die Hand gekommenen Dinge im Kampfe mit Wild oder Feind verloren, beziehungsweise am Herdfeuer liegenlassen, die nun den wissenschaftlich gebildeten Gegenwartsmenschen zum Zeugen der Anwesenheit jener vor Jahrtausenden, werden. Aber nur der ersten Morgenröte vergleichbar sind diese Spuren menschlichen Daseins. Das Dunkel der Frühgeschichte liegt noch über dem Heimatboden. Wann sich der Mensch hier dauernd niedergelassen hat, ist nicht einmal festzulegen.

Die Nachricht des späteren Geschichtsschreibers Peter Albinus (1589), dass die Stadt im Jahre 1106 als Marktflecken bereits dagewesen sei oder in diesem Jahre die Marktgerechtigkeit erhalten habe, ist durch Urkunden nicht mehr zu beweisen. Wir müssen es ihm glauben oder ablehnen, solange es nicht durch Urkunden belegt werden kann. Es geht der Stadt Siebenlehn wie den meisten Städten, dass sie die Gründungszeit oder gar ein bestimmtes Gründungsjahr nicht angeben können. Gelingt es doch nicht einmal, für die berühmte Bergstadt Freiberg das Gründungsjahr ausfindig zu machen, wenn hier auch die ungefähre Zeit feststeht, die fast mit der Gründung des Klosters Zella, dem Jahre 1162, zusammenfällt und wahrscheinlich um 1175 anzunehmen ist.

Wichtiger als die Frage nach dem Gründungsjahr ist vielleicht die nach der Ursache der Besiedlung gerade an dieser Stelle. Kein Flussknie oder Zusammenfluss, kein wegweisendes Tal kann zur Ortsgründung geführt haben; es war hier kein strategisch wichtiger Punkt zu besetzen und zu befestigen; es ist auch kein Schloss vorhanden, in dessen Schutz sich Menschen anbauen konnten. Auch andere Gründe sind nicht zu finden als einzig und allein der Bergbau. Daraufhin deutet sowohl die Lage als auch der Name der Stadt. Die ersten Hütten haben die Bergleute sicher in das windgeschützte Seitental der Mulde gesetzt, das der Breitenbach be- und entwässert, etwa dort, wo sich heute die Niederstadt hinabzieht zu einer Zeit, da man den Erzgehalt der „Böhmischen Wälder“ erkannte. Ob das vor oder nach der Gründung Freibergs und des Klosters Zella geschah,

lässt sich nicht sagen. Es gibt Gründe für und wider beide Annahmen, die hier nicht erörtert werden sollen. Typisch für die Abbaumethode der Bergleute frühester geschichtlicher Zeit scheint die Tatsache zu sein, dass sich die Spuren ihrer Wühlarbeit gewöhnlich in den Seitentälern finden, wo es Gelegenheit gab, Stollen in den Berg zu treiben, die Haldenmassen und die Röschwasser nach dem Haupttale leicht loszuwerden, gleichzeitig aber auch von oben Aufschlagwasser für Förderung und Wasserhaltungsmaschinen zu erhalten. Wo dies letztere nicht möglich war, brauchte man zur Erzförderung den Göpelbetrieb, der auch in unserem Bergbau „Romanus“ Anwendung fand. Die Lage der Bingen und Halden zeigt die alte Abbaumethode.

So mag der Bergbaubetrieb in Siebenlehn zu einer Zeit begonnen haben, als längst die Sorbendörfer das Niederland nördlich der Mulde belebten, diesseits aber noch Urwald die Höhen bedeckte. Bergleute sind hier die ersten Dauersiedler gewesen, die dem Walde ihr Berglehen mit Genehmigung des Landesherrn abrangen, denn die Zellischen Mönche besaßen anfangs das Siebenlehner Grubenfeld nicht. Für sie war der Pietzschebach, der heute mitten durch den Zellwald fließt, die Ostgrenze ihres Besitztums. Der Wald ostwärts des Baches gehörte den Rittern von Nossen, ebenso wohl das Dorf Breitenbach, wenn es schon vorhanden war. Von der Stadt Siebenlehn schweigen die Urkunden, was aber nicht bedeuten muss, dass sie nicht vorhanden gewesen wäre. Ja, die Bergwerke müssen wohl bestanden haben, sonst hätte nicht im Jahre 1346 der Abt zur Zelle mit den Siebenlehner Gruben am Zellwalde belehnt werden können. Wie alt sie damals waren, entzieht sich unserer Kenntnis. Wahrscheinlich hatte das Kloster Zella Grund und Boden hier erworben, musste aber die Bergbaurechte besonders „muten“. Nur der oberste Landesherr, hier der Markgraf von Meißen, konnte den „Eigenlehner“ oder die „Gewerken“ damit belehnen. Erstere wäre der selbstbauende Besitzer, letztere dem Sinne nach etwa Aktionäre, im Bergbau Inhaber der Kuxe.

Es liegt der Gedanke nahe, dass in Siebenlehn eben sieben Berglehen gewesen wären, wovon der Bergort seinen Namen erhalten hat. Für die Siebenzahl ist allerdings urkundlich kein Beleg zu bringen und auch ihre Lage nicht zu ergründen. Manche Geschichtsforscher ziehen daher diese Deutung in Zweifel und meinen, der Name bezöge sich auf das Maß, also die Größe der Gruben. Ein „Lehen“ ist gleich einer „Hufe Land“. Als Markgraf Otto der Reiche am 2. August 1185 dem neugegründeten Kloster Zella

800 Hufen Land schenkte, wurde in der Schenkungsurkunde besonders erwähnt, dass „Hufen" in der fränkischen Sprache „Lehen" genannt würden. Dann wären hier also sieben Hufen Land zu Gruben verliehen worden, was als zuviel erscheint. Damit könnte man gleichzeitig auf die Lehensträger als eingewanderte und angesiedelte Franken schließen, was auch aus anderen Gründen wahrscheinlich ist. Im Allgemeinen ist vom Klostergebiete bekannt, dass die Siedler aus der Nähe gekommen sind und nicht große Wanderzüge nach hier stattgefunden haben. Diese siedelnden Franken, wenn wir es so annehmen wollen, müssen nicht geradewegs aus Franken eingewandert sein, haben sich erst hier niedergelassen, nachdem sie woanders in Zwischensiedlung gesessen haben. Jedenfalls war die hiesige Gegend wohl zum größten Teil von Franken bewohnt, deren Nachkommen noch heute hier hausen. Familiennamen, Ortsnamen, Dorf- und Hofanlagen der Bauern deuten auf solchen Ursprung hin. Aber noch eine dritte Annahme über die Bedeutung des Namens Siebenlehn wird von Geschichtsschreibern vertreten und ist geschichtlich am überzeugendsten belegt. Danach hat der Name einen bergbaufachmännischen Ursprung. Ein „Lehn" war ein bergmännisches Quadratmaß. Es enthielt nach den ältesten Bergrechten, namentlich des Iglauischen, sieben Berglachter in der Vierung, das Lachter wird zu 3 ½ Ellen oder 80 Zoll, also fast genau 2 Meter gerechnet, wodurch das Lehn 14 Meter im Geviert, demnach 196 Quadratmeter oder etwa 2 Ar gehabt hätte. Solcher Lehen wurden einem „*Neufänger*", der ein Grubenfeld mutete, sechs zugemessen. War es einem jedoch gelungen, im Bergrevier die ersten Bergfunde zu machen, so war es in den frühesten Bergbauzeiten Brauch, ihm statt sechs eben sieben solcher Lehen zuzuweisen; und zwar wurde von der Mitte des Rünnebaums oder Rundbaums an gemessen. Das war die Haspelwelle, die über dem Schachte lag, auf welcher die Eimer oder Tonnen mit Erz und taubem Gestein aufgezogen wurden. Von hier aus maß der Bergrichter 3 ½ Lehen den Gang aufwärts, desgleichen 3 ½ Lehen den Gang abwärts, d.h. längs der beiden Seiten in der Richtung des Erzganges.

Diesen Fall nehmen die Geschichtsschreiber für unsere Stadt Siebenlehn an. Da diese Gewohnheit nur in der ersten Zeit des Meißnischen Bergbaues Brauch war, während später auch im neu fündig gewordenen „Erzgebirge"- so nannte man jedes erzführende Gestein- nur sechs Lehen jeder Fundgrube zugeteilt wurden, so müssen die „Sieben Lehen" eben sehr früh angelegt worden sein. Man nannte die Gruben „Die neuen sieben

Lehen“, später „Auf dem Berge Siebenlehn“. Treffender konnten Lage und Wesen des Ortes kaum bezeichnet werden.

Die Zechen des Siebenlehner Bergbaugebietes standen vermutlich nicht nur auf wirklich Siebenlehner Grund und Boden. Mussten doch die Berglehen sowieso besonders gemutet werden. Also hatte die Vergebung der Grubenfelder mit dem Bodenbesitz nicht unmittelbar zu tun. Das Stadtgebiet Siebenlehns war früher auch sehr klein. Das bedeutendste Stück lag zwischen dem Breitenbach als Ostgrenze und der Straße Nossen-Freiberg im Westen. An der Reinsberger Straße (Endgasse) war die Grenze gegen Breitenbach an einer kleinen Brücke bei der Wachspresse und einer solchen bei der (früheren) Marmeladenfabrik von der Neugasse (Albertstraße) her. Im Süden grenzten wohl die Gärten der Häuser an der südlichen Marktseite an die Breitenbacher Flur. Im Norden reichte die Stadtflur bis an Mahns Busch, etwas über den Wolfstein, heute dem westlichen Brückenkopf der Autobahnbrücke hinaus. Westlich der Nossen-Freiberger Straße war das Stadtgebiet auf den Raum zwischen Forsthofweg und Schützenhaus beschränkt, welche Gaststätte früher der „Gasthof zur grünen Tanne“ hieß. Das Lößnitzsche Grundstück und alle weiteren nordwärts davon lagen bereits auf Keseberger (Augustusberger) Flur. Diesen Mangel an Grundbesitz muss man schon beizeiten empfunden haben, denn bereits 1600 hatte die Stadt eine Hufe Landes von Keseberg in Erbpacht besessen und an ihre Bürger als Krautacker weiterverpachtet, weshalb dieser Teil der Flur meist in kleine Parzellen geteilt ist. Die Stadt hatte die auf diesem Stück Land liegenden Steuern dorthin zu bezahlen. Der Erbzins, das Haferfuhrgeld, das Kohlenfuhrgeld und die Landsteuer betrugen im Jahre 1601 ein Schock, 30 Groschen, 5 Pfennige. Da die Stadt aus der Wiederverpachtung 17 Schock, 14 Groschen erlöste, machte sie mit der Hufe ein schönes Geschäft. Diese Zinsen sind bis in die neueste Zeit nach Augustusberg gezahlt worden. Die Hufe ist bei der Stadt geblieben und bedeutete für sie einen erheblichen Zuwachs an Boden. Die bisherige Fläche wurde etwa um ein Drittel ihres ursprünglichen Bestandes vermehrt.

Trotzdem war die Bodenfläche der Gemeinde immer noch sehr gering, so dass die Siebenlehner Ackerbürger vielfach als Pächter auf Breitenbacher und auch auf Obergrunaer Flur auftraten. Für die landwirtschaftliche Umgebung musste sich das dahin auswirken, dass die höheren Anforderungen an Nahrungsmitteln durch die Bergleute und später durch die

Handwerker die Stadt als Abnehmer immerhin eine gewisse Rolle spielen ließ und die Stadt wiederum den Dörfern die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes liefern konnte. Vier Jahrmärkte und ein Wochenmarkt dienten dem Warenaustausch zwischen Stadt und Land. Mehlmühlen, wie die Steyermühle und die Buschmühle (beim heutigen Hammerwerk) in Obergruna sorgten für Verarbeitung der Körnerfrucht, Schneidemühlen (Beyer- und Amtsmühle) schnitten fernerhin das Bauholz, das ausschließlich aus dem Zellwalde bezogen wurde. Als Brenn- und Baustofflieferant war und ist der Wald für die Stadt ein Segen, aber es fehlen der Stadt dafür umliegende Dörfer, für die sie einen Mittelpunkt abgeben könnte. Ein Faktor, der für die Entwicklung Siebenlehns hinderlich ist. Westlich der Zellwald, östlich das Muldental! Nördlich die größere, den Verkehr anziehende Stadt Nossen, südlich Freiberg in gleicher Wirkung! Noch vor 200 Jahren führte außer der Steyermühlenstraße nach Osten kein Fahrweg über das Muldental. Es war, wie der Geschichtsschreiber Knauth 1720 sagte, „*nur zu Fuß und zu Roß passabel*“. Somit ist Siebenlehns isolierte Lage die Ursache dafür, dass es nicht wuchs, als der Bergsegen nachließ. Die schweren Schicksalsschläge zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und nachher taten ein Übriges. Arm, und gleichsam nur ihr Leben fristend, konnte die Stadt in neuerer Zeit nicht zugreifen, wo es nötig und möglich gewesen wäre, etwas zu gewinnen.

Die geographische Lage Siebenlehns

Nachdem wir somit über die „Bergstadt“ als Lebens- und Siedlungsraum genug philosophiert haben und manches vorwegnehmen mussten, was an späterer Stelle seinen Platz erhalten sollte, wird es Zeit, uns über die Lage dieses scheinbar an unrechter Stelle liegenden Gemeinwesens zu unterrichten. Wo liegt unsere kleine Stadt auf dem Globus? Das festzustellen, hat auch für den Laien seine gewichtigen Gründe. Heute, wo der Verkehr mit seinen modernen Mitteln immer größere Strecken mit Leichtigkeit überwindet, ist es angebracht zu wissen, wie weit es bis zu diesem oder jenem Punkt der Erde ist. In welcher Zeit können wir beispielsweise den Nordpol oder den Äquator oder eine ost- bzw. westwärts entfernten Ort erreichen. Ist doch auch unsere Zeitrechnung davon abhängig. Die für Deutschland und für unsere Heimat gültige ist die Mitteleuropäische Zeit (MEZ), der in Europa die westeuropäische und osteuropäische gegenüberstehen. Amerika und Asien haben wieder andere Zeitrechnungen. Es ist auch reizvoll, dass sich das jeder Laie selbst erklären kann. Mit Hilfe einer guten Karte findet er sich wohl zurecht. Nehmen wir eine der amtlichen Karten zur Hand. Nach den Größenverhältnissen, Entfernungen und Beschaffenheit einer Landschaft, die sich in Höhen und Tälern, Wald und offenen Fluren, Gewässern und bewohnten Orten darstellt, nach geometrischen Vermessungen, meteorologischen Befunden und manch anderen Feststellungen entstehen bekanntlich die Pläne und Karten über kleinere und größere Erdräume. Amtliche Kartenwerke sind die Messtischblätter (1 : 25000) und die geologischen im gleichen Maßstabe, die Reichskarte (1 : 100000), die Grundkarten und größere Übersichtskarten. Wir wissen, dass die Erdoberfläche, Land wie Wasser, durch Längs- und Querstriche in Längen- und Breitengrade eingeteilt ist, wie wir uns auf jedem Globus überzeugen können. Die Schiffe zum Beispiel auf hoher See stellen ihren augenblicklichen Standort und ihre Fahrtroute nach Längen- Breitengraden und genauer nach Minuten (') und Sekunden (“) fest. Durch unsere Heimatkarte läuft in waagerechter Richtung der 51. Grad nördlicher Breite (Burkersdorf - Kleinvoigtsberg). Das können wir selbst feststellen, wenn wir uns die Mühe machen, in einer sternklaren Nacht die Höhe des Polarsternes zu messen. Von all den Sternen, die uns scheinbar jede Nacht von Ost nach West umkreisen, macht dieser eine die scheinbare Bewegung nicht mit. Er steht ebenso scheinbar still. In Wirklichkeit kommt diese scheinbare Bewegung des

Sternenzeltes dadurch zustande, dass unsere Erde in ihrer täglichen Bewegung um ihre eigene Achse umgekehrt, also von West nach Ost der scheinbaren Bewegung der Gestirne entgegenläuft. Suchen wir uns also den Polarstern! Alle kennen wohl das Sternbild des großen Wagens. Verlängern wie die Entfernung der beiden hinteren Sterne um das Fünffache, so gelangen wir zu einer Himmelsgegend, die arm an hellen Sternen ist. Hier finden wir ohne Irrtum einen einzigen hellen Stern, eben den Polarstern, der immer, von demselben Punkte aus betrachtet, an derselben Stelle steht. Die Höhe dieses Sternes messen wir mit einem Winkelmesser, den wir an eine Wasserwaage legen. Das Anpeilen wird uns einen Winkel von 51 Grad ergeben. Säßen wir auf dem Nordpole, würden wir den Polarstern im Zenit, also gerade über unserem Kopfe haben in 90 Grad Höhe. Bei uns steht er 39 Grad tiefer in einer Höhe von 51 Grad. Deshalb sagen wir, dass wir auf dem 51. Grad nördlicher Breite wohnen. Jenseits des Äquators gibt es ebenso einen 51.Grad südlicher Breite. Die 3,5 km, die Siebenlehn nördlich des 51. Breitengrad von Kleinvoigtsberg liegt, können wir wohl wegen ihrer Geringfügigkeit außer Acht lassen. Jeder der 90 Breitengrade vom Äquator bis zum Nordpol hat eine Breite von 111,307 km, so dass also unser Wohnort in gerader nordsüdlicher Richtung 51 x 111,307 km = 5676,657 km vom Äquator entfernt liegt, eine Strecke, die ein Flugzeug bei 300 km Geschwindigkeit in der Stunde in 18 Stunden, 55 Minuten und 20 Sekunden zurücklegen kann. Die Entfernung vom Nordpol beträgt 39 x 11,307 km = 4320,973 km und bei gleicher Fluggeschwindigkeit 14 Stunden, 24 Minuten und 11 Sekunden.

Welche Orte würden wir auf unserer Reise berühren? Nach Norden: Nossen, Riesa, Berlin, Greifswald, Insel Rügen, Karlsstadt am Wenersee in Schweden, die Lofoteninseln an Norwegens Westküste, Spitzbergen und die Eis- und Schneeregion am Nordpol. Die Reise nach Süden führte uns nach Freiberg, Olbernhau, Pilsen, Passau, Udine in Italien, in das blaue Adriatische Meer. Wir würden den italienischen Stiefel von der Wade bis zum Schienbein kreuzen, Palermo, die berühmte Residenz der staufischen Kaiser auf Sizilien anfliegen, das Mittelmeer nach Afrika überqueren, Tripolis, Kuka am Tschadsee sehen, um in Kamerun den Äquator zu überfliegen. Der weitere Flug brächte uns zur Kongomündung, zur Walfischbai im ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika und schließlich in langem Fluge zum Südpol, welche Reise vom Äquator aus uns weitere

10017,630 Kilometer kosten würde. Soweit die Breitenlage unserer Heimat!
Damit hätten wir einen Längenhalbkreis von Pol zu Pol abgeflogen, also um die halbe Erde herum, aber eine Reise, die wohl ohne Unfälle in den kalten Zonen kaum durchführbar ist. Besser könnten wir uns nach Ost und West orientieren. Alle bisher erwähnten Orte haben mit uns zugleich Mittag, während die Orte östlich von uns ihre Mahlzeit eher, die westlich von uns später einnehmen, weil die Zeitrechnung östlich unserer voraus, westlich unserer nachgeht. Maßgebend für unser Deutschland ist die Mitteleuropäische Zeit (MEZ), die sich nach der des Mittagskreises (Meridian) von Görlitz richtet, der 15 Grad östlich vom Null-Meridian liegt, den man sich über die berühmte Sternwarte von Greenwich bei London von Pol zu Pol laufend denkt. Man zählt 180 Grad nach Osten und ebensoviel nach Westen, so dass die letzten beiden auf der Gegenseite zusammenfallen, um die ganze Erde also 360 Längengrade gedacht sind, die jeder Punkt der Erdkugel innerhalb 24 Stunden durchläuft. Die alltägliche und allnächtliche Drehung des Himmelsgewölbes um unsere winzige Erde ist nur Täuschung und kommt durch Drehung der Erde um ihr eigene Achse zustande. Statt dass sich die Sterne von Ost nach West um unseren kleinen Planeten drehen, wälzt sich die Erde in derselben Zeit einmal um ihre eigene Achse der Ostrichtung entgegen. Bei 24 Stunden oder 1440 Minuten einmaliger Umdrehung kommt aller 4 Minuten ein Meridian um einen Grad weiter oder erreicht, wenn man so will, aller 4 Minuten ein neuer Meridian den höchsten Sonnenstand am Tage und damit seinen Mittag. Die mitteleuropäische Zeit in Deutschland ist dem Meridian von Greenwich, der die westeuropäische Zeit bestimmt, um 15 x 4 Minuten = 1 Stunde voraus, der osteuropäischen um 1 Stunde nach. Wenn wir 12 Uhr an unseren Uhren ablesen, hat London erst 11 Uhr, Bukarest bereits 13 Uhr, Pensa in Mittelrussland auf dem 45° östlicher Länge 14 Uhr, der Ural, der auf dem 60° östlicher Länge fast genau von Nord nach Süd streicht, hat 15 Uhr, Omsk am Irtisch und der großen transsibirischen Eisenbahn auf dem 75° östlicher Länge 18 Uhr, die Halbinsel Kamtschatka auf 160° ö.L. als östlichstes Land unserer Breite ist uns 8 Stunden voraus und hat ihre Uhren bereits auf 20 Uhr stehen.
Freilich stimmt unsere wirkliche Ortszeit mit der mitteleuropäischen nicht genau überein, weil wir nicht 15°, sondern nur 13°, 20', 23“ östlich von Greenwich liegen und 6 Minuten und 37 Sekunden zu zeitig Mittag essen.

Die Mittagskreise sind am Äquator ebenfalls über 111 km voneinander entfernt. Die Streifen zwischen zwei Längenkreisen haben diese Breite aber nicht auf ihrer ganzen Länge. Sie werden nach den Polen zu schmäler, bis sie an den Polen selbst in zwei Spitzen auslaufen. Bei uns, auf dem 51.Grad n. B., ist ein solcher Breitengrad noch 70 km breit. Mit folgenden Orten liegen wir nach Osten hin in einer Richtung, geographisch gesagt, auf gleicher Höhe: Dresden, Breslau, Kiew in Südrussland, Kiachte in der russischen Mongolei, Insel Sachalin, Südspitze von Kamtschatka, durch Kanada; nach Westen: Zeitz, Apolda, Erfurt, Eisenach, Bebra an der Fulda, Köln, Mecheln in Belgien nördlich Brüssel. Bei Dünkirchen kreuzt die Linie den Kanal südlich Dover und nördlich Southampton in England. Mit den genannten Orten haben wir die gleiche Sonnenhöhe und gleiche Jahreszeiten, wenn nicht andere Faktoren das Klima ändern. Es ist die gemäßigte Zone, die von 23° 30' bis 66° 30“ als 43 Grad breiter Gürtel um die Erde läuft. Auf der südlichen Halbkugel ist dieselbe Erscheinung anzutreffen. Jeder Punkt auf demselben Breitengrade hat zwar die gleiche Jahreszeit, aber stets andere Tageszeit. Je weiter nach Osten gelegen, umso eher steht man auf, isst Mittag und geht schlafen. Nach Westen geschieht alles später, und zwar je 70 km um 1° = 4 Minuten.

Wollten wir einen Ausflug von Siebenlehn in genauer Westrichtung unternehmen, würden wir nach 70 km Luftlinie die sächsische Westgrenze bei Meuselwitz überfliegen und wären damit einen Grad westwärts gekommen. Bei 6° ö. L. in 510 Luftkilometern erreichen wir die deutsche Grenze gegen die Niederlande hin. In weiterer Entfernung lassen wir die Differenz unseres Wohnortes mit dem maßgebenden 15. Grad von Görlitz außer Acht und rechnen von hier ab bis zur amerikanischen Ostküste, die wir der Nordspitze der Insel Neufundland anfliegen, und haben damit 70 Grad, also 70 mal 70 km = 4900 km zurückgelegt. Die Durchquerung Nordamerikas auf dem 51. Breitengrade bis zum Königin-Charlotte-Sund nördlich der Vancouverinsel an der Westküste auf 125° w. L. erfordert weitere 70 Grad, d.h. nochmals 4900 km. Schließlich besuchen wir noch die unfreundlichen Aleuten zwischen Amerika und Asien und treffen wieder auf Kamtschatka ein, womit wir einen Weltrundflug auf dem 51. Breitengrad vollendet hätten.

Das sind natürlich Gedankengänge, die sich jeder denkende Mensch anhand einer Karte allein klarmachen kann. Nur bleibt das gewöhnlich, weil man es oft für überflüssig hält. Und doch tragen solche geistigen Ausflüge viel zur Klärung der Ortslage bei.

Wir wollen zusammenfassend feststellen, dass Siebenlehn im Gradnetze der Erde auf 13° 20' 23“ östlicher Länge und 51° 1' 53,22'' nördlicher Breite liegt. Ist doch von der Lage auf einem bestimmten Längengrade die Ortszeit, von der Breitenlage aber Sonnenstand, Wärme, Jahreszeit und das gesamte Klima zum größten Teil abhängig.

Nach diesen Spazierfahrten, die wir mit der Schnelligkeit der Gedanken auf dem Globus durchführten, kehren wir in die Heimat zurück, in unser kleines Sachsenland, in dessen geographischer und wirtschaftlicher Mitte unser Siebenlehn liegt. Zwar haben wir bis zur Westgrenze nur 70 km, bis zur Ostgrenze etwa 115 km, aber der Schwerpunkt der Bodenfläche liegt mehr im Westen des Landes, da hier Sachsen von Nord nach Süd von der Leipziger Ebene bis zum Vogtlande breiter ist als in der Lausitz zwischen Zittau und Weißenberg. Mag man nun die Einmündung der Bobritzsch in die Mulde, oder, wie von anderer Seite angenommen, Großschirma oder noch einen anderen etwas entfernteren Ort als Flächenschwerpunkt des Landes annehmen, immer liegt Siebenlehn im mittleren Sachsen, hat also eine ausgesprochene Binnenlage, fast reine Mittellage. Das zeigt uns bei klarem Wetter schon die Fernsicht vom Wasserturm, dem weithin sichtbaren Wahrzeichen der Stadt. Man steht hier in einer Höhe von 326 m und bei einer Turmhöhe von 42 m, somit 368 m über dem Meere und sieht den Geising auf dem Erzgebirgskamme (824 m) und den Colmberg (314 m) im nördlichen Tiefland von Sachsen. Von einigen Punkten unserer nächsten Umgebung schaut man im Osten auf den Keulenberg in der Oberlausitz und den Rochlitzer Berg an der Zwickauer Mulde im Westen. Im Abendscheine kann man die Fenster des Frauensteiner Schlosses blinken sehen, und von der Radewitzer Höhe soll man gar das Leipziger Völkerschlachtdenkmal erkennen können.

Ebenso liegt der Bevölkerungsschwerpunkt Sachsens ganz in unserer Nähe, ist allerdings in den letzten 100 Jahren durch das Wachstum Leipzigs und seines näheren Kulturgebietes um einige Kilometer in dieser Richtung verschoben worden. Während im Jahre 1849 der sogenannte Bevölkerungsschwerpunkt bei Riechberg (etwa 1 Stunde südwestlich von Siebenlehn) berechnet wurde, hat er sich seit dieser Zeit um 9 km nach Nordwesten verlagert. 1933 ist Falkenau bei Hainichen als das Bevölkerungszentrum errechnet worden. Siebenlehn liegt damit immer noch im Bereiche des Mittelpunktes.

Geologie und Erdgeschichte der Siebenlehner Heimat

Die Lage Siebenlehns und seiner Umgebung wäre aber unvollständig dargestellt, wenn wir nicht seiner von Natur gegebenen Bodengestalt und der von ihr abhängigen Bodenbeschaffenheit gedenken wollten, mit anderen Worten, wenn wir die natürlichen, erdgeschichtlichen Verhältnisse außer Acht ließen, denn sie sind in erster Linie maßgebend für die Entstehung dieser Bergmannssiedlung und des damit verbundenen Kulturkreises.

Also suchen wir uns als Laien auf möglichst einfache, aber auch gründliche Weise über die Bedeutung der geographischen und geologischen Verhältnisse unserer nächsten Umgebung klarzuwerden.

Geologisch ist Siebenlehns Lage dadurch gekennzeichnet, dass man es als auf dem Nordfuße des Erzgebirges liegend betrachtet, als dessen nördlicher Ausläufer der Rodigtberg bei Nossen gilt. Ehe das Erzgebirge mit seinem Steilabfall nach Süden und seiner flachen Abdachung nach Norden durch die Kräfte der Gebirgsfaltung gebildet wurde, zogen sich von Südwesteuropa die breiten Falten des Variskischen Gebirges in nordöstlicher Richtung bis in unsere engste Umgebung und bogen hier nach Osten und jenseits der Elbe über Meißen nach Südosten um, in welcher Richtung die Gesteinsschichten heute noch einstige geologisch bedeutende Vorgänge bekunden. Dass unsere Gegend damit eine stark gestörte Zone bildet, ist so erklärlich. Jedoch ist oberflächlich davon wenig zu merken. Die Höhen nördlich des Muldenbogens bei Nossen zeigen dieselben Höhen von etwa 300 Meter, werden aber doch zum Niederlande gerechnet, wie sich aus ihrer Gesteinsbeschaffenheit ergibt.

Die gegenwärtige Gestaltung der Oberfläche unserer Gegend ist das Ergebnis der jahrhunderttausendlangen Umwandlungen, der das Erzgebirge seit seiner Entstehung aus den Falten des variskischen Gebirges ausgesetzt gewesen ist. Es hat eine Einebnung in der langen Zeit nach der Auffaltung jener Gebirgsketten stattgefunden. Den Bergleuten und den Bergingenieuren haben wir die genaue Kenntnis des unterirdischen Baues zu verdanken. Die auf deren Erfahrungen beruhende Wissenschaft der Geologen weist nach, dass drei große Falten das gesamte Gebiet Sachsens beherrschen: Das hohe Erzgebirge, das mittelsächsische Bergland und die niederste nordsächsische Falte, die sich oberflächlich am geringsten von ihrer Umgebung abhebt. Alle drei zeigen die Richtung der ehemaligen varistischen Gebirgszüge von Südwest nach Nordost, deren

höchste, das Erzgebirge, sich gerade in Siebenlehns Nähe der zweiten stark nähert und hier infolge der Richtungsänderung außerordentlich gestörte Lagerung seiner Schichten zeigt, so dass die hiesige Gegend wohl die geologisch am stärksten gestörte Landschaft Sachsens genannt werden muss. Die variskischen Falten biegen gerade hier von ihrem nordöstlichen Verlaufe nach Osten und weiterhin nach Südosten um. Zwischen den drei Falten liegen in gleicher Richtung zwei Mulden, das Chemnitz-Zwickauer Kohlenbecken, jetzt von den Schichten der Karbonzeit erfüllt, und die von den Gesteinen des Rotliegenden ausgefüllte Mulde am Unterlauf der Freiberger Mulde, zuletzt der vereinigten Mulde. Die beiden erwähnten Talbildungen sind längst ausgefüllt von den Verwitterungsprodukten, die von den drei Bodenwellen stammen, deren Sättel in den Jahrmillionen bedeutend erniedrigt worden sind, denn sobald sich ein Gebirge erhob, setzte auch schon die Verwitterung ein, welche die eben erstandene Erhebung wieder abzutragen bestrebt war. Das Ergebnis dieser nivellierenden Tätigkeit des Wetters und des Wassers ist der allmähliche Abfall des Erzgebirges nach Norden, zu dem später das Absinken des böhmischen Südflügels mit der Schrägstellung des Nordteiles kam. So entstand das flache Dach, das sich vom Kamm des hohen Erzgebirges bis in das nordsächsische Tiefland erstreckt, mit einem Höhenunterschied von rund 1000 Meter auf 100 km Entfernung. Die Schichten des Chemnitz-Zwickauer Kohlenbeckens reichen fast bis in unsere Umgebung. Sie keilen sich in der Hauptsache bei Hainichen aus, so dass in der Gegend des Zellwaldes nur das Marbach-Nossener Schiefergebirge die Gesteine des Sächsischen Mittelgebirges bei Roßwein vom erzgebirgischen Gesteinsbau bei Siebenlehn trennt. Oberflächlich freilich treten die drei geologischen Provinzen wenig oder gar nicht in Erscheinung. Millionen von Jahren haben sie ausgeglichen und nur die Zusammensetzung des Untergrundes kann Aufschluss über ihre Zugehörigkeit zu einer der drei Gebiete geben. Siebenlehns Untergrund gehört noch zu dem erzgebirgischen Gesteinsbau.

Doch gehen wir selbst ins Gelände und suchen uns darüber Klarheit zu verschaffen, was unsere Heimaterde verrät, soweit uns das als Laien möglich ist. Beginnen wir bei den einfachsten Erfahrungen. Wenn man den Spaten in den Gartenboden stößt, hebt man eine Scholle mehr oder weniger schwarzer Humuserde auf, die reich an organischen Bestandteilen, insbesondere verwesten Pflanzenteilen ist. Je schwärzer, umso

besser. Gräbt man aber etwas tiefer als gewöhnt, so mag der Spatenspitze wohl festerer brauner, gelblicher oder weißlicher Boden anhaften. Damit ist man in den sogenannten toten Boden geraten, der unter der Humusdecke liegt, was übrigens, namentlich bei dem Herbstumsturz durchaus wünschenswert ist. Er kommt damit an die Oberfläche, ist den Atmosphärilien ausgesetzt und kann besser verwittern. Wie tief dieser tote Boden darunter legt, hängt natürlich ganz von der örtlichen Beschaffenheit ab. Je tiefer wir graben, können wir die Erfahrung machen, dass der ursprüngliche Boden immer steiniger wird, bis er schließlich den Charakter zermürbten Gesteins annimmt. Bei weiteren Tiefergehen würde er immer fester und felsiger werden, und endlich müssten wir auf das feste Gestein stoßen. Das ist natürlich nicht überall so, aber in unserer Stadt die Regel. An manchen Stellen tritt der Fels selbst in flachem Gelände zutage oder erlaubt nicht einmal einen Spatenstich. Mussten doch schon beim Legen der Wasserleitung, Gas- und Schleusenröhren morsche Felsen herausgehackt oder festere Lagen sogar gesprengt werden, wie das seinerzeit auf der Breitenbacher Straße bei der Gastwirtschaft der „Guten Quelle“ der Fall war, wo man jetzt noch direkt auf dem Felsen läuft. Es ist damit erwiesen, dass der Erdboden, der uns ernährt, durch die Verwitterung aus dem festen Gestein entsteht. Oft ist diese tief eingedrungen und man kann Keller, Brunnen und ähnliche Tiefbauten ausheben, ohne den Felsen zu erreichen.

Wo man es mit angeschwemmtem Boden zu tun hat, ist das Bild natürlich ein anderes. Der Erdboden hat seine Entstehung nicht immer an Ort und Stelle durchgemacht, sondern einen Transport zuweilen von weither hinter sich, wie das am Wasser oder bei dem vom Eis der Eiszeit herbeigeschobenem Erdreich der Fall ist. Selbst der Wind tritt als Transportarbeiter in Tätigkeit und lagert im Laufe vieler Jahre meterhohe Schichten von Staub ab, der durch Luft- und Bodenfeuchtigkeit zu einem feinen Lehm gebunden wird, den Löß, der sich durch das Fehlen von größeren Gesteinsbrocken und seine Fruchtbarkeit auszeichnet. Angeschwemmter Boden ist besonders in tieferen Lagen, steinfreier Löß auch auf der Höhe anzutreffen. An der Mulde, an der Breitenbach, am Pietzschebach und Zuflüssen sowie in allen Wiesensenkungen liegt der Aulehm, den Wind und Wasser dahin brachten. Sand- und Schlammbänke sind solche Ablagerungen, solange sie noch unbewachsen und sichtbar sind. Ganze Flussauen bildeten sich so im Laufe von tausenden von Jahren und zeigen ihre

Entstehung durch ihre ebene Fläche. In der Aue, zwischen der Haltestelle Obergruna-Bieberstein und Steyermühle und in der Boberaue, sowie zwischen Beyermühle und Nossen haben wir typische Beispiele. Woher wird das Material wohl gekommen sein? Es ist nicht schwer zu erraten, dass Mulde und Bobritzsch aus dem Erzgebirge, die kleineren Rinnsale schon von anliegenden Höhen Schotter, Sand und Schlamm in die tiefer gelegenen Auen verfrachteten und dabei die abgesetzten Massen oft hübsch sortierten, indem sie die gröberen Stücke zuerst liegenließen, weiter den Sand schwemmten und erst dort, wo das Wasser sehr langsam floss, den feinen Schlamm, die Flusstrübe, zu Boden setzten. Doch auch in den höher gelegenen Gegenden unserer Stadt liegen tiefgründige Böden, ob nur Verwitterungserde oder Schwemmland beziehungsweise herbeigewehter Löß, ist von Ort zu Ort zu entscheiden.

Jedenfalls hat sich ergeben, dass der Boden unseres Stadtgeländes auf große Strecken Lößlehm ist und als solcher vielfach ausgebeutet wurde. Besonders in früherer Zeit verwendete man ihn zum Häuserbau, als Wandbewurf der Spohlholzwände und zu ungebrannten Ziegeln, die in den Raum zwischen die Balken der Fachwerkhäuser gesetzt wurden. Es sei an die Lehmgruben auf dem Gelände der ehemaligen Fabrik der Zünder- und Kabelwerke erinnert, die nachher in den Jahren vor der Erbauung des hiesigen Zweigwerkes als Schuttabladeplatz benutzt wurde. Die damals selbständige Dorfgemeinde Breitenbach nahm ihren Bedarf aus den Wiesen am Südende des Dorfes westlich des Weges nach Obergruna. Auf den Gelbrich'schen Feldern bestand westlich der Freiberger Landstraße: an der Kirschallee eine Ziegelei, während das Lehmlager weiter südlich noch vor nicht zu langer Zeit von der Ziegelei benötigt wurde, die zuletzt der Familie Sohr gehörte und wo noch vor mehreren Jahrzehnten Ziegel gebrannt wurden. An der Waldecke nach Obergruna aber lag östlich der Straße eine dem Bauern Beger in Obergruna gehörige Sandgrube. Es ist wegen Verschüttung der Grube gegenwärtig nicht mehr zu entscheiden, ob das Material angeschwemmt wurde, was allerdings wahrscheinlich ist. In allen diesen Aufschlüssen lagen Lehm und Sand aber nicht allzu tief oder hoch, allerhöchstens bis zu Mannshöhe. Im Norden von Siebenlehn, am Eingange von Augustusberg, besteht noch eine Ziegelei, die ebenfalls bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts gearbeitet hat und den Lehm der dabei liegenden Grube entnahm. Er war hier tiefgründiger. Aber auch sie ist zum Erliegen gekommen.

Dort, wo der Felsen nicht allzu tief unter der Kulturschicht liegt, sind in der jährlich durchgearbeiteten Erde vielfach Steine beigemengt. Der Bauer sagt dann, er habe „scharfen Boden", wie das beispielsweise auf dem Steyermühlenberge in der Nähe der Randsiedlung der Fall ist. An einzelnen Punkten treten auch Felskuppen zutage. Es sei hier an die sogenannte „Burg" erinnert, die übrigens nie eine solche gewesen ist und nur der Jugend diesen Namen verdankt. Weitere, deutlichere Aufschlüsse von unserem Bodenuntergrund finden wir an den Hängen der Täler, vorzugsweise des Muldentales, wo sogar Blöcke Aufschluss geben, was unter dem Erdreich verborgen liegt. Dazu möchten wir uns schon mit einem Hammer bewaffnen, um hier und da eine Gesteinsecke abschlagen zu können. Wir werden dabei beobachten, dass der Stein an der frischen Bruchstelle ein anderes Aussehen zeigt als seine Oberfläche verriet. Während diese meist verfärbt, oftmals ausgebleicht, zuweilen auch verdunkelt erscheint, erkennen wir auf den frischen Anbrüchen die eigentliche Gesteinsfarbe, die auf dem Gebiete unserer Stadt und ihrer Umgebung eine reiche Abwechslung verschiedenster Gesteine erkennen lässt, wodurch die darüberliegende Verwitterungsschicht in ihrer Zusammensetzung und Ertragsfähigkeit wesentlich beeinflusst wird. Noch mehr Erfolg werden wir haben, wenn wir uns die künstlichen Aufschlüsse zunutze machen und die alten und, noch besser, die im Abbau befindlichen Steinbrüche und Sandgruben aufsuchen. Auch daran haben wir in unserer Gegend keinen Mangel. Nicht immer sind die aufgelassenen Stellen als solche ohne weiteres zu erkennen, da sie bald verwachsen oder durch Bau- oder Wirtschaftsabfälle zugeschüttet werden. Wo darum das Gelände auffällige Vertiefungen aufweist, kann man solche vermuten. Dazu kommen in unserem Raume bergmännische Baue, von denen aber weiter unten im Zusammenhange gesprochen werden soll.

Die Gesteine setzen sich gewöhnlich aus mehreren, an Farbe, Härte, Glanz und anderen Eigenschaften verschiedenartigen Teilen zusammen, die man Mineralien nennt. Die Anzahl der gesteinsbildenden Mineralien ist nicht allzu groß, aber ihr Mischungsverhältnis erzeugt eine solche Mannigfaltigkeit, dass es oft schwer ist, sie auseinander zu halten, zumal unsere Heimat einen besonders reichen Wechsel aufweist. Die Mineralien sind chemische Verbindungen von Elementen, die ihnen die verschiedensten Eigenschaften geben. Oft sind sie in feinen Körnern vermischt, zuweilen in größeren Aggregaten, dem bloßen Auge leicht

erkennbar, ebenso oft aber so fein, dass das Gestein als einheitliche (homogene) Masse erscheint. Je größer die Mineralaggregate sind, umso leichter erkennbar sind sie für das Auge des Uneingeweihten, weshalb wir uns vorerst die Stellen im Gelände aufsuchen wollen, die uns diese Gelegenheit geben. Diese Örtlichkeiten zu finden, nehmen wir die geologische Spezialkarte unserer Heimat zuhilfe. Es ist das Blatt Nr. 63 Roßwein-Nossen, das in der südöstlichen Ecke unseren engeren Wohnbezirk mit seinem Gesteinsuntergrund darstellt.

Wir finden auf unserer Stadtflur zwei auffallend gefärbte Flecken und stellen von vornherein fest, dass wir es mit eingelagerten Gängen zu tun haben, d.h. Gesteinskörper, die wie ein Gang durch eine andere Gesteinsart laufen oder „streichen", wie der Bergmann sagt. Es sind Ausfüllungen von Spalten. Hier sind sie rot gezeichnet, also granitartige Gänge in dem dunkelgrün dargestellten Gabbrogebiet, von dem später die Rede sein wird. Ein dritter Gang in Richters Busch südlich der Steyermühlenstraße, nahe des oberen Buschrandes über der Kleinbahn, ist nicht eingezeichnet, weil er nicht zutage streicht. Alle drei Gänge sind wegen ihres Feldspatgehaltes abgebaut, weil dieser zur Porzellan- und Steingutfabrikation gebraucht wurde. Somit sind also die drei granitartigen Gänge nicht mehr vorhanden, wenigstens nicht in ihrer Hauptmasse. Ihre Reste zeigen uns noch Genügendes. Weshalb wir aber diese Gänge zuerst aufsuchen, die gerade ein Gestein in geringer Masse zeigen, ergibt sich aus dem Umstande, dass sie dem Laien gerade recht deutlich die Zusammensetzung eines Gesteins zeigen, eines Pegmatits, der seine Bestandteile in außerordentlicher Größe und Deutlichkeit dem ungeübten Auge darbietet. Wir besuchen als deutlichstes das „Spatloch" in den Siebenlehner Anlagen, während von dem zweiten Gange am „Frauenwinkel" kaum noch etwas zu finden ist. Beim Eingange hinter dem ehemaligen Bade des Verschönerungsvereines (jetzt -1950- Dörner) sehen wir den Raum des abgebauten Ganges, an dessen Ende er noch ein kurzes Stück in die Tiefe nach rechts einfällt. An den Seiten der kleinen Talschlucht, besonders nach dem Kriegerehrenmale zu, steht ein dunkelgrünes, in seinen losen Brocken weißfleckiges Gestein, der bereits erwähnte Gabbro an. Wir suchen uns aber lose, rötlichweiße Stücken auf und entdecken im Wesentlichen drei Bestandteile, den gläsernen harten *Quarz* als hartgewordene Kieselsäure, den weiß bis rötlich erscheinenden *Feldspat* und, wenn wir aufmerksam suchen, den schwarzbraunen *Glimmer*, der entweder in

schuppigen Anhäufungen oder in breiten Bändern auftritt. Daneben können wir noch stengelige schwarze Stücke, *Turmaline*, auflesen, die bei solcher dunklen Farbe „Schörl" genannt werden. Sie verunreinigen das Vorkommen für die technische Verwendung. So lernen wir hier also gleich vier Mineralien kennen, deren drei für die Gesteine unserer Gegend außerordentlich wichtig sind: *Quarz*, *Feldspat* und *Glimmer*, weil sie die Hauptbestandteile der Urgesteine unserer Umgebung, der verschiedensten Arten des *Gneises*, bilden. Der graue bis wasserhelle Quarz ist wegen seiner Härte besonders reichlich in den Resten des abgebauten Ganges erhalten, bildete aber nicht die Hauptmasse des Pegmatits, trat vielmehr als Bestandteil hinter dem Feldspat zurück.

Dem Quarz erkennt man die Härte 6 zu, sodass man mit ihm Glas ritzen kann. Er ist die Verbindung des Siliziums mit Sauerstoff und ist spröde. Er springt verhältnismäßig leicht beim Anschlagen, wobei er muschelig bricht. Hat er Gelegenheit sich in Hohlräumen abzusetzen, so bildet er oft glasklare Kristalle, schöne sechseckige Säulen mit ebensolchen aufgesetzten Pyramiden, die oft bedeutende Größe erreichen können. In den Alpen hat man zentnerschwere Kristalle gefunden, wenn sie auch nicht rein gläsern erschienen. Oft sind Quarzkristalle gefärbt: Blau als Amethyst, braun als Rauchquarz, schwarz als Morion, weingelb als Zitrin. Oder die Kristalle sind mit einem Überzug von Eisenrost bedeckt. In unserem Aufschluss werden wir allerdings vergeblich nach Kristallen suchen.

In Massen tritt der Quarz derb als weißer Felsen auf und ragt dann gewöhnlich wegen seiner Widerstandsfähigkeit gegen die Verwitterung als Höhe, Kuppe, vielfach auch als Gangzüge aus dem umgebenden Gelände hervor, die oft kilometerweit die Gebirge durchziehen, wie der „Pfahl" im Böhmerwald. Seine Massen sind weiß und undurchsichtig. Der Quarz funkt am Stahl. Im Wasser ist er fast unlöslich, ebenso in den meisten Säuren. Bei der Verwitterung zeigt er sich widerstandsfähiger als die mit ihm gemengten Mineralien. In unserem Falle ist er härter als der Feldspat und Glimmer, weshalb seine Reste auffälliger zutage treten. Das Endprodukt bei seiner Verwitterung ist schließlich unfruchtbarer Sand. Als Kies findet man ihn vielfach in Sandgruben des Niederlandes. Geschmolzen durch vulkanische Massen oder heiße Wässer bildet er den *Quarzit* oder den *Quarzitschiefer*. Auch solche Kiesel- oder Alaunschiefer findet man in unserer Gegend, so im Zellwald am „Schwarzen Kreuz", bei Saultitz und am Lissbach an der Grabischau. Aus heißen Quellen setzt sich der Quarz

ab und überzieht andere Felsen und Böden als Kieselsinter. Auch hat er organische Körper als Flüssigkeit durchdrungen und verkieselt, so dass solche Gegenstände bis in die kleinsten Poren konserviert und erhalten wurden. Ein großartiges Beispiel sind die verkieselten Baumstämme bei Chemnitz, die man im Garten des dortigen Museums bewundern kann.
Die Hauptmasse des abgebauten Pegmatitganges machte der Feldspat aus, auf dessen Gewinnung und Verwendung zu technischen Zwecken der Bruch einst betrieben wurde. Er ist hier meist von rötlichem Aussehen. Doch ist die Farbe nicht maßgebend für seine Bestimmung, denn sie gehört nicht zu seinen wichtigen Merkmalen. Die rötliche Verfärbung verdankt er einem geringen Gehalt an Eisen. In dem Vorkommen in Richters Busch, wo der Pegmatit im Gneis aufsetzt, liegen Stücke mit vollkommen weißem Feldspat, wie seine eigentliche Farbe ist. Auch fehlt hier der Schörl, jene schwarzen Stengel, die in dem Vorkommen in den Siebenlehner Anlagen häufig auftreten. Auch der Feldspat enthält Kieselsäure (68%), daneben aber auch Tonerde, das Oxid des Aluminiums (18,4% Al_2O_2). Die übrigen Teile können verschiedenen Ursprungs sein. Besonders die Oxide des Kaliums (17%) und des Natriums (11,8%), des Calziums und des Magnesiums sind an der Zusammensetzung des Feldspates beteiligt, so dass es eine Anzahl verschiedener Arten von Feldspat gibt, was uns aber nicht in unserer Betrachtung dieses wichtigen Gesteinsmaterials aufhalten soll. Die einzelnen Arten sind für den Laien schwer zu unterscheiden; das kann nur der Fachmann auf chemischem Wege feststellen. In unserem Vorkommen hat man sowohl Kalifeldspat als auch Natronfeldspat gefunden. (Siebenlehn war als Fundort von Natronfeldspat unter den Geologen und Mineralogen bekannt.) Zerschlägt man den Feldspat, so kann man beobachten, dass die Trümmer in eckige Stücke springen, die glatte, glasglänzende Flächen zeigen und unter rechten und schiefen Winkeln auseinanderfallen. Der Feldspat ist etwas weniger hart als der Quarz und funkt auch nicht an Stahl. Seine Bedeutung für die Fruchtbarkeit der Böden beruht auf dem für die Pflanzen unentbehrlichen Gehalt an Kali.
Erkannten wir den Quarz als eine Verbindung des Siliziums mit Sauerstoff und damit als Siliziumoxid, so ist der Feldspat aus den Silikaten der oben genannten Metalle aufgebaut. In beiden Mineralien herrscht damit das Element Silizium mit seinen Verbindungen vor. Da im Feldspat und seinen Abarten Silikate des Aluminiumoxides (Tonerde) vorherrschen,

bezeichnet man sie als Tonerde-Silikate, im Gegensatz zu den Magnesium-Silikaten, die uns noch beschäftigen werden.

Neben diesen beiden wichtigen Bestandteilen des Pegmatites unseres Ganges im Spatloch zeigen sich noch schwarzbraune glänzende Blättchen vom *Glimmer*. Der Name kommt von „glänzen". Im Volksmunde wird er auch als „Katzengold" bezeichnet. Unregelmäßig liegen die Blättchen in der Felsmasse. Manche Bruchstücke sind ganz frei von ihnen, in anderen sind sie gehäuft angereichert. Zuweilen tritt der Glimmer in dunkelbraunen Bändern von mehreren Zentimeter Breite auf. Er ist sehr viel weicher als Feldspat oder Quarz, lässt sich leicht anritzen und noch leichter in der Lagerrichtung spalten. Die dünnen Blättchen sind durchscheinend. Trotz seiner Weichheit enthält er 42% Kieselsäure, daneben 25% Magnesium, weshalb er auch Magnesiaglimmer genannt wird. Ferner beteiligen sich Tonerde, Kali und Eisenoxid an seiner Zusammensetzung. Die Beimischung von Eisenoxid gibt ihm die dunkle Färbung. Im Gneis liegen die Glimmerblättchen in einer Richtung und schmiegen sich um die Quarzkörner und Feldspataugen herum. Man nennt diesen Glimmer *Biotit* nach dem französischen Physiker Biot.
In dem anderen Vorkommen in Richters Busch sind die Glimmerblättchen silberweiß bei sonst gleicher Beschaffenheit. Der weiße Glimmer heißt Kaliglimmer, technisch oft Marienglas und im Volksmund „Katzensilber". Da bei ihm die dunkelnde Eisenoxidfärbung fehlt, wird er bei plattenartiger Ausbildung als Glas für kleine Fensterscheiben, Lampenzylinder, für durchsichtige Feuertüren, Schutzbrillen für Hüttenarbeiter u.a. verwendet, da er hitzebeständig ist. Gemahlen gibt er die Glimmerbronze. In den Zinnlagerstätten bei Altenberg im Erzgebirge tritt noch ein anderer Glimmer auf, der eine goldbraune Farbe hat und Lithionglimmer heißt, weil er einige Prozente des Elementes Lithium enthält.
In unserem Vorkommen in den Siebenlehner Anlagen sind noch die zuweilen fingerlangen Stengel von schwarzem *Turmalin*, dem „Schörl", zu erwähnen. Er bildet kompaktere Stengel als der blättrige Biotit. Turmalin in schönerer Farbe - er kann blau, grün, rot, gelblich vorkommen - ist ein geschätzter Edelstein. Unser Schörl ist wenig begehrt.

Wenden wir uns nun dem, die ganze Umgebung des Pegmatitganges beherrschenden, harten, dunkelgrünen Gesteines zu, das von dem sogenannten Steyermühlentälchen hinter der Hangleite nach Nordwesten das ganze linke Gehänge des Muldentales bis in die Gegend der Halde des

„Vereinigt Feld“ - Stollens bildet, dem *Gabbro* und *Amphibolschiefer*. Diese Gesteine sind zur gegenwärtigen Zeit (1950) am deutlichsten in dem der Stadt Siebenlehn gehörigen Göhlerschen Bruche an der Haltestelle Siebenlehn aufgeschlossen und werden hier durch einen Knacker zu Schotter und Split verarbeitet, die wegen ihrer Härte gern zum Straßenbau verwendet werden. Wir finden das Gestein in seinen verschiedenen Ausprägungen auch am gegenüberliegenden Hange des Muldentales in einem zur Zeit auflässigen Steinbruche und weiterhin bis zum Huthause anstehend.

Andere Aufschlüsse liegen im Zellwalde an der Schneise 2 und Flügel B in den Abteilungen 73, 74, 75, 77 und 78. Wir haben hier Gesteine vor uns, die alle Eigenschaften eines durch vulkanische Gewalten entstandenen Massengesteins aufweisen. Die Bestandteile sind teils körnig, teils flasrig ausgebildet und führen den Namen *Gabbro* oder *Hornblendeschiefer* (*Amphibolschiefer*), welch letztere Ausbildung auf starken Gebirgsdruck zurückzuführen ist. Diese Gesteine enthalten keinerlei pflanzliche und tierischen Abdrücke oder Versteinerungen. Sie wurden von den Landesgeologen in dem früheren Dietzelschen Steinbruche hinter dem Romanus beobachtet und beschrieben. Nach den Erklärungen zur geologischen Karte sind diese Gesteinslager vielfach von den Bergbauen durchfahren und dadurch genau bekannt geworden. Es sind die gleichen Gesteine, die in der Gegend von Roßwein das nordöstliche Ende des *Granulits* begleiten, der das mittelsächsische Bergland bildet, das sich von Roßwein bis Glauchau in südwestlicher Richtung erstreckt.

Wo man Gabbro in großen Werkstücken ohne Sprünge in unverwittertem Zustand gewinnen kann, schleift und poliert man ihn zu Säulen, Tischplatten sowie zu Zier- und Denkmalsteinen. In unserer Gegend wird er meist zu Schotter gebrochen. Seine Bestandteile sind am deutlichsten in den grobflasrigen Ausbildungen zu studieren. Die weißen, oft bläulichen Teilchen sind der *Labrador*, der seinen Namen von der Halbinsel Labrador in Nordamerika erhalten hat, wo er rein in schön blauschillernden Felsen ansteht und zu Schmuckdosen und ähnlichen Dingen verarbeitet wird. In unserer Umgebung ist der Labrador nur als Bestandteil des Gabbro in Körnern mit einem dunklen Mineral, dem *Diallag*, verbunden enthalten und daher zu einer besonderen Verwendung nicht brauchbar. Der Labrador gehört zu den Feldspatarten und ergibt bei der Verwitterung fruchtbare Erde und ist für Land- und Forstwirte wichtig und wertvoll.

Die Hornblende, die dem Schiefer dem Namen gibt, hat eine Härte von 5 bis 6, zeichnet sich also durch große Festigkeit aus, weshalb sie in der Steinzeit zur Herstellung von Äxten, Beilen, Hämmern und anderen Geräten verwendet wurde.
Der erwähnte *Diallag* bildet die dunkleren Bestandteile des Gabbro und des Hornblendeschiefers. Er ist von Natur graugrün, aber zumeist erfüllt von *Mikrolithen*, kleinste Kristallkörper, die man nur in Dünnschliffen unter dem Mikroskop erkennt, die aber bei ihrem massenhaften Auftreten diesen Gesteinsbestandteil dunkel färben, sodass er bräunlich bis schwarz gegen den helleren Labrador absticht. Im frischen Zustande glänzt er metallisch, hat die Form von Tafeln und ist oft mehrere Zentimeter lang. Diesen Metallglanz zeigt er aber nur auf den Spaltungsflächen der Tafeln, während er im übrigen nur schwachen Fettglanz erkennen lässt. Neben seinem Gehalt an Kieselsäure, die etwa die Hälfte seiner Masse ausmacht, enthält er Kalkerde, Magnesia, weniger Eisenoxydul und Tonerde.
Als dritten wesentlichen Bestandteil des Gabbro ist der *Olivin* zu nennen, der meist grün, zu der vorherrschenden Farbe des Gabbro beiträgt, Glasglanz zeigt, aber weniger aus Kieselsäure (43%) und zu 57% aus Magnesia besteht. Er ist vielfach in größeren Anreicherungen in Basalten und anderen Gesteinen vorhanden, wie sie jedoch in unserer Gegend nicht zu finden sind.
Magnesia, die mehrfach erwähnt wurde, ist bekannt als der leichte, weiße kreideartige Stein oder das Pulver, das die Turner zum Einreiben der Hände verwenden. Diese gebrannte Magnesia ist die Asche des kohlensauren Magnesiums, eines Leichtmetalles, dessen silberweiße Farbe bekannt ist, in der Natur aber nicht selbständig auftritt, weil es sich rasch zersetzt.
Wie bereits erwähnt, ist Magnesium als bedeutender Bestandteil im Biotoitglimmer verborgen, der im Pegmatit vorkommt, aber vor allem ein Hauptgestein unseres Erzgebirges und speziell unsere Heimat mit bilden hilft, den *Gneis* wie auch den *Granit*, der große Areale im Erzgebirge und in der Lausitz bedeckt. (Lausitzer Granit ist zum Pflastern der Nossener und der Freiberger Straße sowie zu den Bordsteinen verwendet worden.)
Ohne uns einer weiterschauenden Übersicht und einer tiefer dringenden Erkenntnis über die Entstehung der betreffenden Gesteine zuzuwenden, suchen wir uns ein drittes auffallendes Gestein auf, das für unsere Umgebung besondere Bedeutung hat, den *Quarzporphyr*; der im Muldentale in

dem großen seit langen Jahrzehnten betriebenen Bruche unterhalb des Huthauses „Zum fröhlichen Sonnenblick“ am rechten Talhange gut aufgeschlossen ist und sich hier bei stets frischen Anbrüchen außerordentlich leicht betrachten lässt. Er eignet sich zu Pflastersteinen, da er nicht geschichtet ist. Schon seine rote Farbe hebt es von allen anderen scharf ab. Wir erkennen eine rötliche Grundmasse, die bei einzelnen Partien in einen mehr blauroten Ton übergeht. Porphyr heißt Purpurstein, nach dem in Ägypten befindlichen Gestein dieser Art. Heute wird der Name auch für andersfarbige Gesteine gleicher Struktur gebraucht. Es gibt also auch beispielsweise grünen und blauen Porphyr, obwohl dann der Name für Purpurfarbe nicht mehr gerechtfertigt ist. Man bezeichnet ein Gestein als Porphyr, wenn es in einer dem bloßen Auge dicht erscheinenden Grundmasse einzelne größere Bestandteile derselben Art ausgeschieden sind. Man spricht von einer porphyrischen Ausbildung. Die einheitlich erscheinende Grundmasse ist aber gar nicht so gleichmäßig, denn im Mikroskop betrachtet, löst sie sich in ihre einzelnen Teile auf, nämlich Quarz und Feldspat, in deren Brei einzeln größere Kristalle oder Körner von beiden Mineralien ausgeschieden und damit dem bloßen Auge sichtbar sind. Der Quarz erscheint gläsern grau, der Feldspat entgegen seiner ursprünglich roten Farbe zum Teil weiß, da er zumeist bereits in Kaolinerde verwandelt worden ist. Diese ausgeschiedenen Kriställchen messen gewöhnlich nur ein bis zwei Millimeter. Eine Fließstruktur, wie etwa beim Dobritzer Porphyr im Triebischtal bei Meißen, ist in dem Bruche beim Huthaus nicht oder doch nur untergeordnet zu beobachten, wenn man nicht die Schlieren gelten lassen will, die, völlig frei von ausgeschiedenen Kristallen, eine braunrote Felsitmasse darstellen und dem normalen Porphyr eingeschaltet sind. Die Porphyrmasse erstreckt sich in den umgebenden Gesteinen etwa noch 500 m weiter nördlich und 150 m südlich nach dem Huthaus zu, reicht bis zum Buschrande hinauf, steht aber nur etwa in der Breite des ausgedehnten Steinbruches in der Talsohle auf. Schon wenig nördlich des Bruches in einem Seitentälchen bildet ein anderes Gestein den Talboden, der *Phillit* (Urtonschiefer), dessen Grenze mit dem Porphyr an dem Bachlauf des Seitentales gut zu beobachten ist, weil der härtere Porphyr etwa zwei Meter weniger vom Wasser angenagt ist, wodurch ein kleiner Wasserfall entstand, vorausgesetzt, dass der Bach bei feuchter Witterung Wasser führt.

Die Beschaffenheit der drei betrachteten Gesteine weist auf eine Entstehung aus glutflüssigen Schmelzmassen hin. Dass die Erde einst vor Jahrmillionen ein glutflüssiger Feuerball gewesen ist, dürfte eine allgemein gültige und bekannte Tatsache sein, ebenso, dass sich die Gesteine daraus verfestigten. Beim raschen Erkalten an der Oberfläche erstarrte das flüssige Magma zu einer festen Masse, die, je nach Gehalt an flüssigen Komponenten, verschiedene Härte, Farbe und andere Eigenschaften annehmen konnte, die sie eben als dieses oder jenes charakterisierte. Besteht der Glutfluss aus mehreren Elementen, die sich verschieden rasch erstarren, so bilden sich in der halbfesten Masse die leichter festwerdenden Teilchen zu kleinen Körperchen aus, die in dem übrigen Brei schwimmen und eine bestimmte Form annehmen, die man Kristalle nennt, vorausgesetzt, dass für ihre Ausbildung genügend Zeit vorhanden ist, während die übrige Masse zu einem einheitlichen oder doch dem bloßen Auge einheitlich erscheinenden Gesteinskörper erhärtet.
Die verschiedenen Mineralien kristallisieren in den unterschiedlichsten Gestalten. Der in unserer Gegend allbekannte Quarz verfestigt sich, wie erwähnt, in sechsseitigen Säulen mit ebensolcher Endpyramide, der Flussspat wie das Kochsalz in Würfeln. Der Kalk kann sogar verschiedene Formen annehmen. Sie sehen dann aus, als wenn sie von der Hand eines kunstfertigen Schleifers gebildet worden wären. Das geschieht aber eben nur, wenn das Erkalten langsam geschieht, und das ist oft nicht der Fall, sodass wir statt wohlausgebildeter Kristalle nur körnige Gesteinsbestandteile erkennen können, wie es der Porphyr und der Gabbro zeigen, während der Pegmatit bereits schön ausgebildete geometrische Formen aufweist. Sehr oft und in den meisten Fällen erreichte der Schmelzfluss nicht die Oberfläche und erkaltete in der Tiefe unter den darüberliegenden Schichten bedeutend langsamer. Hier hatten die verschiedenen Stoffteilchen Zeit, sich zu Kristallen auszubilden und solche Gesteine tragen dann eine allgemein kristalline Struktur zur Schau, wie der Gabbro bei normaler Ausbildung bestätigt, während im Porphyr mehr oder weniger ausgebildete Kristallkörnchen enthalten sind, obwohl seine Grundmasse aus denselben Stoffen, nämlich Quarz und Feldspat besteht.
Diese Bildung von Gesteinen war natürlich nicht ein einmaliger Vorgang, der Jahrtausende oder Jahrmillionen andauerte. Er setzte sich auch fort, als die Erde bereits verfestigt war und setzt sich heute noch fort, wie es uns die Vulkane zeigen, während sich die Vorgänge in tieferen Schichten unserer Beobachtung entziehen, zweifellos aber gleich verlaufen. Solche

aus feuerflüssigem Magma verfestigten Gesteine nennt man *Eruptivgesteine*. Bei diesen Vorgängen spielen auch überhitzte Gase und Wasserdämpfe eine Rolle, die die einzelnen Bestandteile verändern, auslaugen und zu anderen Verbindungen der Elemente werden lassen. Ebenso ist der verschiedene Druck wirksam, der den Massen eine vollständig veränderte Beschaffenheit geben kann, so dass das Endergebnis ein ganz anderes Gestein entstehen ließ, wie beispielsweise den Pegmatit, der dieselbe Zusammensetzung aufweist wie Gneis und Granit. So haben wir im *Gabbro* ein körnig ausgebildetes Eruptivgestein vor uns, wenn es nicht durch Druck oder Fließen im halbfesten Zustand zu dem flasrigen *Amphibolschiefer* (Hornblendeschiefer) erstarrt ist, im *Porphyr* einen späteren Schmelzfluss, der durch eine Spalte in den bereits festen Gesteinen emporgedrungen ist und im *Pegmatit* endlich die Ausfüllung eines schmalen (in unserem Falle eines etwa zwei Meter breiten) Risses. Letzteres nennt man einen Gang, während sich der Porphyr in Form einer Decke längs einer Ergussspalte ablagerte.

Als Beispiel einer nachträglichen Entstehung von Gesteinen kann aus unserem engsten Kreis der *Serpentin* genannt werden. Er bildet den Bodenuntergrund im nördlichen Teile Siebenlehns, nach den Nachrichten der Bergbaufachleute eine große Linse von 800 Meter Länge und 300 Meter Breite und erstreckt sich vom Romanusfreibad im Tälchen des Ochsenwiesenbaches bis über die Nossener Straße hinaus von Ostnordost nach Westsüdwest. Freilich entzieht sich das Vorkommen zumeist unserem Auge, da wir in ihm keine Aufschlüsse haben und nur die Bergleute uns darüber Bescheid geben konnten. Im Gegensatz zu den drei anderen bisher besprochenen Gesteinen, finden wir in ihm weder Kristalle noch körnige Teile. Er ist ohne Glanz, bricht splitterig, ist aber feuerfest. Seine Farbe schwankt, ist meist ein dunkleres Grün oder auch Braunrot. Er hat geringe Härte und lässt sich mit dem Messer schaben, ist wasserhaltig und hat einen ziemlichen Prozentsatz Eisen. In seiner Weichheit lässt er sich leicht dünn schleifen. Betrachtet man einen solchen papierdünnen Schliff unter dem Mikroskop, so findet man ihn aus kleinen Maschen bestehend, wird aber vergeblich nach kristallartigen Teilchen suchen.

Serpentin ist nie eine ursprüngliche Gesteinsausbildung, vielmehr aus einem Hornblendegestein, das *Olivin* enthält, durch Umwandlung hervorgegangen. Mit dem Gabbro und dem Hornblendeschiefer steht er in innigem Zusammenhange und geht an der Grenze beider in diese unmerklich über. Nur an seiner Südgrenze hat man eine Kluft von Letten, eines Tones

mit Kohleteilchen gefunden. Vielfach ist er von hellen oder seidenglänzenden Ader durchzogen, was ihm auch seinen Namen einbrachte, denn Serpentin heißt „Schlangenstein“. Hierzu behaupten manche Geologen, dieser Name stamme von seiner Verwendung als Amulett gegen Schlangenbisse.
Infolge seiner Zeichnung und Flecken ist er bei seiner geringen Härte und leichten Bearbeitung vielfach zu Schmuckstücken verwendet worden, wie Vasen, Leuchtern, Schreibtischgarnituren, Ascheurnen, Säulen, Denkmälern u.a. Er ist nicht nur leicht: zu behauen und mit schöner Politur zu versehen, sondern im bergfeuchten Zustand auch zu drechseln. Für eine Verwendung aber, wo er der Witterung ausgesetzt ist, eignet er sich auf die Dauer nicht, da er sich nach Jahren verfärbt, ausbleicht und eine wenig ansprechende Farbe annimmt.
Wenn auch dieses große Serpentinlager unter unserer Stadt dem Auge nur bei gelegentlichen Aufschlüssen zugängig ist, so können wir uns von seiner Beschaffenheit im Zellwald überzeugen, wo ein Serpentinlager auf Schneise 5 von Flügel A nach Westen zu durch mehrere kleine Brüche aufgeschlossen ist im Gebiet der Siebenlehner Wasserleitung, in den Waldabteilungen 72 und 73 (Siehe auch Geologische Karte nach Messtischblatt Nr.63). Auch hier grenzt der Serpentin an Gabbro, ebenso wie die beiden kleineren Vorkommen nördlich davon, deren eines mit der Röhrtour der Siebenlehner Wasserleitung angeschnitten wurde. In den Zellwaldaufschlüssen zeigt der Serpentin vielfach eine rotbraune Farbe und enthält auch Einschlüsse bis zur Erbsengröße von *Bronzit*, einem Mineral der Hornblendegruppe, das einen Fett- bis Glasglanz, in der Richtung der Spaltflächen sogar Perlmutter- bis Metallglanz hat und härter als die Grundmasse des Serpentin ist. Dadurch erhält der Stein fast das Aussehen eines Porphyr, von dem er sich aber durch die Farbe und seine anderen Eigenschaften deutlich unterscheidet. Auch ist hier in Obergruna, wie im Erzgebirge bei Zöblitz und Waldheim, versucht worden, eine Industrie ins Leben zu rufen, die aber bald wieder eingegangen ist, da größere Werkstücke nicht zu erhalten waren.
Die Umwandlung eines Hornblendegesteines zu Serpentin ist auf Einwirkung von Hitze zurückzuführen, die entweder durch die Tätigkeit von Vulkanen entstand, oder wie hier, durch die Kontaktmetamorphose, die eintrat, wenn ein benachbartes Gestein als feuerflüssiger Brei aus der Tiefe hervorbrach, hier wohl des Gabbros und des Hornblendeschiefers selbst, in welche ja der Serpentin allmählich übergeht. Heiße Dämpfe

können sich hierbei beteiligt haben, die das Gestein durchdrangen, wie sein Wassergehalt bezeugt. Die Kontaktmetamorphose wirkt von dem Magmaherde oft mehrere Kilometer weit und bringt wesentliche Änderungen zustande, die naturgemäß von der Entfernung vom Glutherde abhängig sind. Eine Serpentinisierung von Olivin oder Hornblende ist aber nicht mit der Verwitterung an der Oberfläche eines Gesteinskörpers oder an dessen Klüften zu verwechseln, die ganz andere Ergebnisse zeitigt.

Nach den Betrachtungen über die bisherigen Eruptivgesteine ist es an der Zeit, dass wir das Hauptgestein unserer Gegend wie des ganzen niederen Erzgebirges, als dessen nordöstlichstes Ende die Gegend von Nossen und Siebenlehn gilt, den *Gneis*, näher zu betrachten. Alte Bergleute nennen ihn vielfach noch den „Gneuß". Wir finden ihn in typischer Beschaffenheit in mehreren Steinbrüchen im Muldentale, bei der Steyermühle auch mehr auf der Höhe aufgeschlossen und besuchen die Steinbrüche an der Steyermühlenstraße, um seine Zusammensetzung zu erkennen. Wir haben ein graues Gestein vor uns, das deutlich drei Farbbestandteile zeigt: Weiße Flecken - den Feldspat, glasglänzende graue Körner - den Quarz und schwarzbraune Blättchen - den Biotitglimmer. Letztere liegen in einer Richtung und geben dem Gneis so eine schiefrige Struktur. Diese drei Mineralien fanden wir bereits im Pegmatit unserer Anlagen vor, nur in viel größeren Aggregaten. Sie hat der Gneis mit dem Granit gemeinsam, der ebenfalls für weite Gebiete unseres Heimatlandes die steinerne Grundlage abgibt wie in der Oberlausitz. Nur liegen die Bestandteile im Granit und Pegmatit richtungslos und zeigen nicht irgendwelche Schichtungserscheinungen, auch nicht die Glimmerblättchen. Beide Hauptgesteine, Gneis und Granit, stehen in enger Verbindung miteinander und sind auf der ganzen Erde als Untergrund vorhanden, manchmal nur recht tief unter den anderen Felsarten verborgen. Zwischen Gneis und Granit sind oft Übergänge zu finden. Es gibt Granite, die eine Neigung zu einer gewissen Schichtung verraten und Gneise, bei denen die Schichtung weniger hervortritt und schließlich fast verschwindet. Bei diesen Übergangsformen spricht man von *Gneisgranit* oder von *Granitgneisen*. Beide sind in der Tiefe gebildet worden. Wo sie an die Oberfläche treten, sind darüberlagernde Schichten weggewittert oder durch irgendwelche anderen geologischen Vorgänge weggeräumt worden. Die Schichtung des Gneises kann nach Erfahrung der Geologen nur durch starken Druck entstanden sein. Eine Mitwirkung von Wässern und ihren Dämpfen oder

Hitze ist wahrscheinlich. Ob das heute noch geschieht oder nur früher bei noch nicht ganz verfestigtem Magma geschehen ist, kann gegenwärtig noch nicht festgestellt werden und ist vielleicht auch in Zukunft nicht möglich. Wir haben also im Gneis nur einen gepressten Granit zu sehen, was besonders für die Eruptivgneise gilt. Gneise können aber auch dadurch entstehen, dass andere Gesteine, wie Sandsteine, durch erneute Einschmelzung bei einer Kontaktmetamorphose zu Gneis geworden sind und schließlich ist eine kombinierte Entstehung anzunehmen insofern, als ein Schmelzfluss darüberliegende Schichtgesteine völlig durchdrungen und wieder feuerflüssig gemacht hat, sodass das Ganze als eine einheitliche Felsmasse fest geworden ist, jedenfalls aber in großer Tiefe, denn beide, Granit und Gneis müssen bedeutend langsamer erkaltet sein als die Laven der heutigen feuerspeienden Berge an der Erdoberfläche. Es sind eben die allgemein verbreiteten Tiefengesteine des Erdballs. Neben den *Eruptivgneisen* kennen die Gesteinskundigen *Sedimentgneise*, eben jene aus bereits verfestigten Schichten höherer Lage hervorgegangenen. Allgemein beobachtet sind die Wirkungen dieser Tiefengesteine auf die benachbarten Felsarten in der Kontaktmetamorphose, die sich oft fünf Kilometer vom heraufgedrungenen Granit oder Gneis auswirkt und neue Gesteinsbildungen geschaffen haben und Hornfelse, Knoten-, Fleck- und Glanzschiefer entstehen ließen.

Doch kehren wir zu den Mineralien unseres Gneises zurück. In manchen Brüchen, so in unmittelbarer Nähe des Richterschen, früher Dachselschen Bruches an der Steyermühlenstraße, zeigt der Gneis plötzlich eine rötliche Farbe, die von den fleischroten Feldspaten herrührt, die durch Eisengehalt gefärbt sind. Wandern wir die Straße von den Brüchen nach der Steyermühle zu, bemerken wir an der Bergseite links des Weges roten Gneis mit weißen Glimmerblättchen, also Muskowitglimmer. Manche Gneisvarietäten enthalten beide Glimmerarten, wie wir sie in dem Muldental beim Obergrunaer Hammerwerk, unterhalb der Obergrunaer Mühle und bei der Steyermühle antreffen.

Das Korn der Gesteinsgemengeteile ist außerordentlich verschieden. Im Allgemeinen sind unsere Gneise hier mittelkörnig und gehören dem sogenannten „Oberen Gneis“ der Freiberger Gneiskuppel an, während die „Unteren Gneise“ mehr ein größeres Korn zeigen und gleichmäßigere Struktur haben. Die oberen Gneise unserer Umgebung haben dagegen vielerlei Einlagerungen anderer Gesteine, mit denen sie oft innig vermengt sind, namentlich mit Schiefergesteinen und Grauwacken. Das

erklären die Geologen damit, dass das gneisige Magma diese schon verfestigten Gesteine durchdrungen und wieder eingeschmolzen hat. Zuweilen lagern sie in wechselnden Schichten mit diesen oder jenen oder haben oft Einschlüsse derselben, die sie dann größtenteils verändert haben.
Der sogenannte „Drehfelder Gneis“, der in einer Zone von der Zollhausstraße an der Obergrunaer Grenze (an der engen Kurve) und dem Niederdorf Obergruna über das Muldental hinweg nach dem Zollhaus und Drehfeld und an der Nordseite des Dorfes Reinsberg bis an die Straße Reinsberg-Neukirchen zieht, ist ein grobkörniger, dabei flasrig gequetschter Augengneis. Bei seinem Auftreten an der Zollhausstraße bildet eine tiefe Runse mit einem Wässerchen die Nordgrenze gegen den mittelkörnigen grauen Biotitgneis. Besonders schön aufgeschlossen ist der Augengneis in dem Bruche oberhalb der Landwirtschaft, die früher zur Biebersteiner Mühle gehörte (jetzt Möstel). Er hat größere rötliche, auch weißliche Feldspataugen, um die sich die Glimmerblättchen herumschmiegen, immer in flasriger Lage. Die Quarzkörner sind regellos verteilt.
Oberhalb dieser Zone finden wir den Gneis mit beiden Glimmerarten besonders am Osthange des Muldentals aufgeschlossen, während noch oberhalb der Amtsmühle die Mulde eine Zone feinstreifigen Biotitgneises mit besonders feinem Korn durchströmt; so dass wir hier auf einem Wege von vier Kilometern fünf verschiedene Gneisarten beisammen finden, die der Laie für Gesteine grundverschiedener Art halten kann. Es sind aber nur Ausbildungsarten des oberen Freiberger Gneises, der das ganze Gelände: des Muldentales, von Burkersdorf bis zu unserem Stadtbereich beherrscht, bis dieser Komplex an der Verwerfung gegen den Hornblendeschiefer und Gabbro im Seitentälchen der Mulde am Fußwege von Siebenlehn nach der Steyermühle abbricht. Alle diese Gneisarten haben zahlreiche Einlagerungen von anderen Gesteinen, besonders Grauwacken und Hornfelsen, die in das Gneismagma eingesunken sind. Die feinstreifigen Gneise wechsellagern mit Quarzbiotitschiefern, Biotithornfelsen und sehr feinkörnigen kristallinen Grauwacken, alles ehemalige Sedimentgesteine, also in einem Urmeer abgesetzten Schlamm, Sanden und Kiesen, die durch Druck und Bindemittel verfestigt, zu oft recht harten Felsböden wurden. So ist in einem Steinbruch in Reinsberg an der Dorfstraße ein feinschuppiger Gneis mit zahlreichen 10 bis 60 Zentimeter starken Bänken von dunklem Grauwackenhornfels durchsetzt.

Im Allgemeinen wird der obere Freiberger Gneis nach dem Hangenden (ursprünglich oberen Teil) immer feinkörniger und in der Ausbildung des Gefüges mannigfacher. Neben flasrigen Abarten treten gestreifte, stengliche, gebänderte, Augengneise, flammig gefügte, sogar granitartige Gneise auf. Der rote Gneis mit dem weißen Muskowitglimmer ist ein jüngerer Nachschub des Magmas. Er stammt aus einer späteren Ausbruchsperiode. Als unwesentliche Bestandteile, weil sie in geringer Masse und nur örtlich auftreten, sind zu nennen: *Zirkon, Magnetkies, Apatit, Rutil, Granat, Turmalin, Staurolit, Zyanit, Andalusit, Magnetit, Eisenglanz, Pyrit*. Sie hier zu charakterisieren, würde zu weit führen und die Arbeit als Laiengeologe zu umfangreich gestalten, zumal diese: Teilchen meist nur in mikroskopischer Größe auftreten.
Zu erwähnen wäre noch der *Sericitgneis*, der talabwärts vor Nossen an der Prallstelle der Mulde am rechten Ufer bei der früheren Seminarbastei und im Steinbusch bei Nossen ansteht. Er ist ein flaserig bis schiefrig ausgebildeter Gneis, in dem der Glimmeranteil durch den Sericit vertreten wird, der wie Seidenhäutchen von hellgrüner bis gelblicher Farbe sich um die Feldspate und Quarzkörner herumlegt. Die Lage der Sericithäutchen verrät starken Gebirgsdruck auf einen Quarzkeratophyr, ein aus diesen Teilen bestehenden Eruptivgestein. Außerdem findet sich darin Calcit also Kalkspat in Form kleiner Körnchen, die sich wahrscheinlich: später ausgeschieden haben.

Alle Gneise streichen in nordöstlicher Richtung, wo sich ihre Lagerung örtlich nicht durch spätere Störungen verändert hat. Bei dem Streichen in nordöstlicher Richtung liegen die Gneisschichten nicht waagerecht, sie fallen vielmehr rechtwinklig dazu nach Nordwesten ein und werden in dieser Richtung von Glimmerschiefer überdeckt, in den der feinkörnige Gneis allmählich übergeht. Der Glimmerschiefer besteht in der Hauptsache aus Quarz und Glimmer, also ohne Feldspat, und liefert bei der Verwitterung einen kargen Felsboden, worin vielfach verquarzte Teile erhalten geblieben und als Lesesteine dem Ackerbau hinderlich sind. Sie finden sich auf den an den Feldrainen liegenden Haufen. Auch der Glimmerschiefer ist flasrig und enthält beide Glimmerarten, neben vorzugsweise Muskowit auch Biotit, häufig auch Granatkörner, um die die schichtartig gelagerten Glimmerschüppchen sich herumschmiegen und das Gestein schuppig-flasrig erscheinen lassen.

In unserer Gegend setzt der Glimmerschiefer eine Zone-zusammen von der „Alten Hoffnung Gottes" in Kleinvoigtsberg in nördlicher Richtung bis ans Südende von Breitenbach und breitet sich in westlicher Richtung etwa bis an die Freiberg-Nossener Landstraße. aus. Ein zweiter Streifen, ebenfalls in südöstlichem Verlauf tritt im Zellwalde am rechten Gehänge des Pietzschebachtales, westlich des Gabbro- und Serpentinvorkommens, also in dessen Hangenden auf. Dieser Glimmerschiefer führt nicht schuppigen, sondern häutig verwobenen Muskowitglimmer und enthält keinen Biotit. Er nähert sich schon den glimmrigen Phylliten. Da der Glimmerschiefer härter als der Feldspat führende Gneis ist, überhöht er oft letzteren, erscheint also als Hügel oder Bergrücken. Auffälliger tritt das im Obererzgebirge in Erscheinung, wo die höchsten Berge, Fichtel- und Keilberg, aus Glimmerschiefer bestehen. Endlich erscheint er wieder nördlich von unserer Stadt in der ersten Senke (den „Kasteichen") am „Grünen Weg" nach Nossen, nachdem er bis dahin von Lößlehm überdeckt ist und findet am nördlichen Hange des Rodigtberges sein Ende. Die östliche Grenze bildet eine mehrfach geknickte Verwerfung gegen den Gabbro und den Gneis des Muldentales, wogegen er im Westen in sein Hangendes, in die Phyllite übergeht, die oberste Schicht der Urgesteine, deren Beschaffenheit nun zu betrachten ist.

Phyllite sind Urtonschiefer, die, wie der Name sagt, Tonsubstanz enthalten, schiefrige Struktur aufweisen und in der Urzeit der Erde gebildet worden sind. Man betrachtet sie als die Absätze des wahrscheinlich warmen Urmeeres. Demnach müssten sie wohl geschichtet angelagert sein und organische Versteinerungen enthalten, die auf den Meeresboden sanken und im Schlamm eingelagert wurden. Davon ist allerdings nichts zu finden, denn erstens werden solche Geschöpfe, die niedrigsten, die es in der Urzeit gab, keine Teile hinterlassen haben, die sich fossil erhalten konnten, und wenn dies der Fall war, so sind die Phyllite durch Druck und Hitzeeinwirkung aus dem Erdinneren so verändert (metamorphisiert) worden, dass die Sedimentstruktur vollständig verloren ging und aus dem ursprünglichen Sedimentgestein ein typisches Eruptivgestein hervorging. Es besteht aus Kaliglimmer, Quarz und Chlorit, ist von grauer Farbe, die ins Bläuliche und Grüne übergeht.
Der Kaliglimmer verleiht ihm, namentlich auf den Schieferungsflächen einen perlmuttartigen, zuweilen sogar starken Metallglanz. Rutil- und Turmalinbestandteile in Nadel- oder Säulenform und Magneteisen- und

Eisenglanzkörnchen sind als unwesentliche Bestandteile eingeschlossen. So ist das Gestein für den Laienbetrachter dem Glimmerschiefer ähnlich. Tritt der Quarz in reichem Maße auf, so haben wir einen Quarzphyllit vor uns. Es stellen sich in manchen Partien auch Feldspatkörnchen ein. Dann spricht man von einem Albitphyllit. Albit ist eine Feldspatart. Der Bestandteil Chlorit ist ein glimmerähnliches grünliches Mineral. Wir haben es hier chemisch mit einem Magnesium-Aluminium-Silikat zu tun. Beide Ausbildungen, Quarzphyllit wie auch Albitphyliit, finden wir am rechten Muldentalgehänge zwischen dem Porphyrbruch und der Nossener Oberschule. Diesem Phyllithorizont ist der schon erwähnte Serizitgneis und Quarzschiefer eingelagert, beides Gesteine von ähnlicher Zusammensetzung. Der Phyllit befindet sich nicht mehr in seiner ursprünglichen Lagerung, nämlich eben, wie ein Sedimentgestein bei ungestörter Lagerung ruht; er ist vielfach in seinen Schichten aufgerichtet, steil gestellt und stark verdrückt, ein echtes Erstarrungsgestein geworden.

Zusammenfassend sei festgestellt: Bei ungestörter Lagerung liegen die drei Gesteine Gneis, Glimmerschiefer und Phyllit übereinander. Es sind die ältesten Bestandteile der Erdrinde, die man kennt und bildeten die erste Erstarrungskruste des einst feuerflüssigen Erdballes, wenn man auch für den Phyllit eine sedimentäre Bildung annimmt, d.h. man betrachtet die Phyllite als die ersten Absätze in einem Urmeere. Der Charakter eines solchen Gesteines ist ihm restlos genommen durch die Einwirkung von Hitze, Gasen oder Lösungen und schließlich durch ungeheuren Druck; Faktoren, die von unten her, vom feuerflüssigen Erdinneren her wirkten, die das Sediment in ein Erstarrungsgestein umwandelten. Wäre der Phyllit ein Sediment geblieben, so müsste er wenigstens stellenweise gleichmäßige Lagenstruktur eines solchen zeigen und es müsste organische Reste enthalten, Pflanzen- und Tierreste oder Abdrücke in einem verfestigten Meeresschlamm. Diese Erscheinungen treten im Tonschiefer auf, der sich über die Phyllite gelegt hat.

Damit hält man die Urzeit der Erde, die archäische Formation oder das Algerien für abgeschlossen. Mit den Grenzen dieser erzgebirgischen Hauptfelsarten oder, wenn man will, auch mit ihren Übergängen in die überlagernden Gesteine, erreicht der Komplex des Erzgebirges ebenfalls sein Ende. Und das ist in unserer engsten Umgebung der Fall. Schon im Zellwalde bilden Schichten späterer Zeiten die Hauptmasse des Areals, sodass man seinen Bodengrund nicht mehr dem Erzgebirge zurechnen kann. Man bezeichnet ihn als zum Marbach-Nossener Schiefergebirge

gehörig, das ein Teil des Frankenberger-Hainichener Zwischengebirges darstellt. Der Name Zwischengebirge ist insofern berechtigt, als sich diese Gesteinsgruppe zwischen die Hauptfalte des Erzgebirges und eine zweite, niedrigere legt, die dem Erzgebirge parallel läuft, das Granulitgebirge, das seine typischen Granulite bereits bei Roßwein in unverfälschter Weise enthält und sich von hier ebenfalls in südwestlicher Richtung 44 Kilometer weit bis nach Glauchau hin erstreckt und dabei eine größte Breite von 17 Kilometer annimmt. Es bildet einen Batholiten - einen mächtigen brotlaibförmigen Gesteinskörper- dessen Masse oberflächlich freilich wenig in Erscheinung tritt, da er ebenso wie das Erzgebirge durch Verwitterung stark abgetragen worden ist. Zwischen beiden Falten liegen die Schichten des Chemnitz-Zwickauer Kohlenbeckens, dessen nordöstlichstes Ende aber bei uns ausgestrichen ist. Doch gehört das Zwischengebirge nicht mehr der Urzeit an.

Suchen wir erst, ehe wir diese aufgelagerten Schichten betrachten, die großen Erdbewegungen zu verstehen, die den Untergrund erzeugten und in den die Schichten des Paläozoikums hineinverworfen oder ihnen aufgelagert worden sind. Da streichen von Mittelfrankreich her in nordöstlicher Richtung gewaltige Falten nach unsrer Gegend, die man unter den Namen eines „Variszischen Gebirges“ zusammenfasst. Der Name ist nach einem Volksstamme, den Variskern, gebildet worden, die ihren Wohnsitz im heutigen Burgund hatten. Es war das ein Hochgebirge, entstanden durch die Zusammenziehung der Erdrinde bei ihrer Erkaltung und Festwerdung. Es ist also somit bedeutend älter als die Ketten der Alpen, die heutzutage das größte Gebirge Europas darstellen. In der Altzeit der Erde, dem Paläozoischen Zeitalter, wurde dieses gewaltige Rumpfgebirge durch die Verwitterung bis auf seinen Kern wieder abgetragen. Die Verwitterungsprodukte legten sich als Schichtgesteine über diesen Kern und verdeckten die Urgesteine tief und gründlich. Aber auch dieser Mantel fiel der Verwitterung anheim, sodass heute wieder Teile des alten Rumpfgebirges zum Vorschein gekommen sind. Da setzte zu einer späteren Zeit, die die Fachgeologen die Karbon- oder Steinkohlenzeit nennen, eine erneute Krustenbewegung ein, die für unser Sachsenland das Ergebnis zeitigte, dass in der Richtung Südwest-Nordost drei Falten zustande kamen: Das Erzgebirge als höchste, nördlich davongleichlaufend das Granulitgebirge als mittlere und die fast ganz unter den darüber gelagerten Schichten verschwundene nordsächsische, die in den

Hohenburger Bergen ihre höchsten Erhebungen gerade noch über das allgemeine Niveau erhebt.
Gerade in unsrer Gegend biegen die Falten von ihrem nordöstlichen Verlauf um, zunächst nach Osten, um schließlich von der Elbe in südöstlicher Richtung ihre Fortsetzung in den Sudeten zu finden. Auch zwischen der zweiten Falte, dem sächsischen Granulitgebirge und der nordsächsischen weit geringeren Erhebung war eine Mulde entstanden, die durch große Eruptionen von Pophyrmassen ausgefüllt wurde. Längs des Erzgebirges riss eine gewaltige Falte auf. Der südliche Flügel des gewaltigen Gebirgskomplexes sank in die Tiefe, wodurch der steile Südabfall zustande kam, während sich das Gebirge nach Norden neigte und nach Nordwesten einen ganz allmählichen Abhang ins nordsächsische und damit ins norddeutsche Tiefland bildete.
Wenn wir Sachsen von der Südgrenze gegen Böhmen hin in fast nördlicher Richtung vom Keilberg und Fichtelberg bis nach Eilenburg überschreiten, müssen wir drei Sättel und zwei Mulden überqueren. Oberflächlich ist freilich nicht allzuviel davon zu merken, da sich Schichten späterer Perioden darüber gelagert haben, die nicht an der Faltung teilgenommen haben. Folglich muss diese Bewegung unsrer sächsischen Gebirge im Paläozoikum stattgefunden haben. Nach den Beobachtungen und Erfahrungen der Geologen ging sie im Kulm, dem Beginn der Karbonzeit vor sich, da die später abgelagerten Formationen von der Faltung nicht mit betroffen worden sind und diskordant das Grundgebirge bedeckten.
Für die höchste Falte, unser Erzgebirge, entstanden mehrere Kuppeln, in deren Grund die Gneise liegen und die nach außen bald allmählich, bald steiler abfallen, ebenso wie die sie überlagernden Schieferhüllen. Heute sind diese Kuppeln wieder abgetragen, wodurch die tieferliegenden Gneise zum Vorschein gekommen sind und den Kern dieser Kuppeln bilden, während sie von einem Kranze der begleitenden Schiefer umgeben werden. Die bedeutendsten Kuppeln sind die von Freiberg, von Sayda und von Katharinenberg. Unsere Gegend gehört der Freiberger Kuppel, und zwar deren nördlichen Teil an. Der Kern mit den tiefsten Gneisen ist ziemlich einförmig in seinem Aufbau, dagegen zeigen die oberen Gneise, zu denen unsere Umgebung zu rechnen ist, ziemlich stark verschiedene Ausbildungen, da sie auch die übergelagerten Sedimentgesteine in ihr Magma aufgenommen und stark verändert metamorphisiert haben. Diesem Umstand und der in unsrer Gegend erfolgten Umbiegung des

Streichens nach Ost und Südost in die Sudetenrichtung, haben wir die Reichhaltigkeit der Gesteinsmodifikationen zu danken.
Dass natürlich solche gewaltigen Bewegungen der Erdrinde nicht ohne Brüche, genannt Verwerfungen abgingen, lässt sich denken, als deren größte wir die Verwerfung längs des Erzgebirgskammes gegen Böhmen hin kennen. Aber auch unsere Gegend ist reich an Verwerfungen, die die Gesteine in andere Lagen gebracht, mitunter steil, sogar senkrecht aufgerichtet, teils versenkt, teils gehoben, auch seitlich verschoben haben. Auf jeden Fall brechen die tiefst gelegenen Gneise, wie auch die Urtonschiefer gegen Osten durch südöstlich verlaufende Bruchlinien plötzlich ab und werden von Gesteinen einer viel späteren Zeit, des sogenannten Rotliegenden im Döhlener Becken in der Nähe von Tharandt bis Gottleuba überlagert, während bei uns, dem vorgeschobensten Ausläufer des Erzgebirges nach Nordosten, Gesteine älterer Formationen, des Kambrium, des Silur und des Devon die Gneise, Glimmerschiefer und Urtonschiefer überdecken und bei der großen Faltung im Karbon in verschiedenster Weise mit verworfen wurden. Das Areal der Urgesteine und ihrer eingelagerten Eruptivmassen, insbesondere der des Gabbro und des Porphyr, ist in unserer Nähe mehrfach von Verwerfungen durchsetzt, deren größter Bruch im Talboden verläuft und damit der Mulde den Weg nach Nordwesten gewiesen hat, denn längs der Brüche sind die Gesteine weniger widerstandsfähig, wodurch es. der Mulde möglich war, den Weg in dieser Richtung leichter zu finden als in irgend einer anderen. Dass hier die Felsmassen zueinander verschoben wurden, nicht allein vertikal, auch horizontal, geht schon daraus hervor, dass auf dem rechten Ufer der Gabbro bis ans Huthaus zum „Fröhlichen Sonnenblick“ und das nach der Bäckerstraße hinaufführende Tälchen reicht und am linken Talhang dasselbe Gestein 200 Meter weiter nach Norden ansteht. Die Schichten streichen auf dem Westhange anfangs in nördlicher Richtung und biegen schließlich im Verlauf des variskischen Bogens in die Sudetenrichtung entsprechend nach Nordosten ein; auf der rechten Talseite aber verlaufen die Gabbroschichten unmittelbar in westöstlicher Richtung. Die Urtonschiefer westlich des Flusses zeigen einen nahezu südnördlichen Verlauf bei sehr steiler Aufrichtung der Schichten; die gleichen Phyllite, östlich der Mulde, hegen fast in östlicher Richtung. Zudem tritt einer Bruchlinie zufolge, die von der Halde des „Vereinigten Feldstollens“ im Tale genau westlich am Gehänge emporsteigt, oben auf der Höhe am „Grünen Weg“ nach Nossen noch einmal Gneis auf, der sich bis zum Rodigt nach Norden

erstreckt. Dagegen wird der rechte Muldenhang bis zum Bergschlösschen von Urtonschiefer gebildet.
Es soll damit gezeigt werden, wie der regelrechte Schichtenverlauf durch Verwerfungsspalten gestört wird. Solche Gesteinsgrenzen an den Verwerfungen machen sich oberflächlich besonders bei hängigem Gelände dadurch bemerkbar, dass Wasserläufe die geringere Festigkeit der Felsen an Bruchlinien ausgearbeitet und oft tiefe, schluchtenförmige Seitentälchen gebildet haben. Am Schlossberg von Nossen und dem Rodigt auf dem linken Muldenufer und dem Bergschlösschen auf dem rechten brechen die erzgebirgischen Urgesteinsschichten ab oder verschwinden unter den nachfolgenden jüngeren Entwicklungszeiten des Heimatbodens. Die Uhrzeit hat hier ihr Ende gefunden. Was weiter westlich und nördlich den Untergrund der aufliegenden Kulturschicht bildet, gehört mit Ausnahme eines kleinen hineinverworfenen Streifens Gneis und Glimmerschiefer im Zellwalde jüngeren Formationen an. Erwähntes Lager zieht sich an der Ostseite der Talstraße westlich Obergruna bis zum Forsthofweg hin, wo es unter dem Oberflächenlehm verschwindet. (Waldabteilungen 72, 73, 74, 77, 78 und 79)

Es wäre aber falsch, für die Beendigung dieser Entwicklung einen Zeitpunkt festzusetzen, der für die ganze Erdoberfläche zutreffend sein sollte, denn erstens braucht er nicht für alle Gegenden der Erde zu gleicher Zeit eingetreten zu sein und zweitens haben solche Vorgänge auch über den etwa festgestellten Zeitpunkt hinaus weiter gedauert, wie ebenso schon vorher Spuren von Vorgängen nachgewiesen sind, die wir in späteren Zeiten zu beobachten Gelegenheit haben. So sind Gneise und Granite auch in späteren Zeitaltern gebildet worden, während man für die Urzeit bereits von Wind zusammengewehte rote Sandsteine festgestellt hat, die auf einen heißen trockenen Zustand der Welt schließen lassen, aber auch deutliche Spuren von zeitweisen Vereisungen mit all ihren Erscheinungen wie geschrammte Felsen, Moränen und Verwitterungsprodukten nachgewiesen hat, wie Schiefer, Tone und Kalke.
Man bezeichnet mit dem Namen „Azoisches Zeitalter“ die unbelebte Zeit, in welcher noch keine Wesen, weder Pflanzen noch Tiere, aber auch nicht die niedrigste Art, vorhanden gewesen seien. Wenn aber trotzdem die Wissenschaftler von einer Beendigung der Urzeit und dem Aufkommen eines neuen Zeitalters reden, das man die Altzeit der Erde oder „paläozoisches Zeitalter“, auch „Primärzeit“ nennt, so soll damit gesagt sein, dass

irgendwie und irgendwann auch irgendwo das erste pflanzliche und tierische Leben begonnen hat. Aus den tiefsten Schichten dieses Paläozoikums hat man die ersten Spuren von Tieren und Pflanzen entdeckt, die aber bereits eine so weitgehende Organisation zeigen, dass man unbedingt annehmen muss, diese Wesen haben einfacher gebaute Ahnen haben müssen, die vorher gelebt haben, aber keine Spuren hinterlassen haben, wohl weil sie nicht versteinerungsfähig waren und nichts von ihnen übrigbleiben konnte. Darum schiebt man zwischen jenes unbelebte Zeitalter und der Altzeit der Erde eine sogenannte „eozoische Zeit („Morgenröte“) ein, während der eben die Urzeugung des Lebens vor sich gegangen sein muss. Erst danach beginnt die Primärzeit, das Altertum der Erde oder das paläozoische Zeitalter, in dem man die ersten Spuren von Lebewesen nachgewiesen hat. Dass man diese Altzeit wieder in Unterzeiten gliedert mit Kambrium, Silur, Devon als Übergangsformationen, dann eine Steinkohlenformation draufsetzt und diese schließlich vom Perm mit den Unterformationen Rotliegendes und Zechstein ablösen lässt, ist für uns vorerst belanglos, gehört zur Verständigung der Fachgeologen untereinander. Uns mag genügen, dass im Paläozoikum die ersten Sedimentgesteine entstanden.
Unsere Heimat und damit das ganze Sachsenland waren zu Beginn der Altzeit Meer, eine ungeheure Wasserwüste. Im Wasser entstand das erste Leben. Wie die ersten Keime pflanzlichen und tierischen Lebens sich gebildet haben mögen, entzieht sich vorläufig noch unserer Kenntnis. Einzellige Pflanzen und Tiere mögen die ersten Vertreter gewesen sein. Weil sie aber nur aus einfachen Schleimklümpchen bestanden haben, waren sie nicht versteinerungsfähig, weshalb von ihnen keine Reste in den Absätzen des Meeres gefunden werden konnten.

Wie mochte dieses Urmeer beschaffen gewesen sein? Wüst und leer war es. Keine Landschaft in unserem Sinne kann damals bestanden haben. Weder, dass sich Fische in der Flut getummelt haben, noch irgend ein Wesen das Land belebte. Kein Vogel strich über die Wellen dahin, keine Pflanze, weder Gras noch Kraut oder gar Bäume und Sträucher umsäumten den Meeresstrand. Das Wasser war vielleicht noch warm. Kein Landtier konnte sein Leben in dieser Öde fristen. Unheimliche Stille, abgesehen von der Bewegung des Meeres, des Windes und der vulkanischen Gewalten, herrschte über den Wassern. Allerdings werden die Naturgewalten mit dröhnender Stimme gesprochen haben. Ungeheure

Wassermassen ergossen sich wohl zeitweise aus der dichten Wolkendecke. Und doch durchstrahlte. dann wieder die Sonne mit ihrer belebenden Licht- und Wärmewirkung die uns allerdings in ihrer Zusammensetzung unbekannte Atmosphäre, drang in die Tiefen des Wassers und arbeitete durch den Wechsel von Wärme und Kälte im Verein mit den übrigen Atmosphärlien (Wind und Wasser), an der Zerstörung des vom Wasser entblößten Erdbodens, besonders der Hochgebirge, dieser ersten Falten einer sich zusammenziehenden Erdkugel. Unaufhörlich, Jahrmillionen mag es geschehen sein, denn wo wären sonst die ungeheuer reichen Absätze des Urmeeres beim Beginn der paläozoischen Zeit hergekommen, die sich auf dem Meeresboden abgelagert haben und Tausende von Metern mächtig sind.

In dieser Zeit der Morgenröte alles Lebens zeigten sich die ersten Spuren von Lebewesen. Gebilde wie von runden Pflanzenstengeln, die sich nach oben fächerartig verbreitern und scheinbar Algen- oder Tanggewächsen angehört haben, die von der dunklen Meerestiefe zum Licht emporstrebten. Manche Forscher halten diese Formen aber für Kriechspuren von Weichtieren im Schlamme des Meeres. Von den Körpern der Würmer fehlt aber jede Spur. Es waren Weichtiere ohne Skelett. Nur ihre Fährten sind zufällig erhalten geblieben, weil an einigen Stellen der Schlamm durch Trockenlegung verhärtete. Ebenso zeigen sich bald Tierreste. Sind auch die Urtiere vollständig vergangen, so fand man doch in den Schichten des Silur, der nächsten Zeitperiode, bereits Reste von Graptholiten, einer Quallenart, die festsitzend oder im Meerwasser treibend ganze Kolonien bildete. Kalksteinschichten liefern Stielglieder von Seelilien und im Tonschiefer hat man die verkieselten Spitzen von den Leibern von Tintenfischen gefunden, die Belemniten. (Der Name „Fisch“ ist deshalb irreführend, weil es sich um Kopffüßler handelt, die um eine Trichteröffnung Fangarme besaßen. Noch heute leben ähnliche Arten im Mittelmeer.

Unsere Heimat war also um die Wende zur Primärzeit vom Meer bedeckt, in welchem sich Sand, Kalk und Schlamm absetzten, die zu Sedimentgesteinen wurden. Wie geschah das? Das Material lieferten die Verwitterungsprodukte der Gebirge, die, unbedeckt durch eine schützende Erdkruste, sofort mit ihrer Entstehung der Verwitterung preisgegeben waren. Schon bei der Erkaltung der erst heraufgepressten Felsmassen sind Haarrisse, Spalten und Klüfte aufgerissen. Die ungleiche Erwärmung durch die Sonne und plötzliche Abkühlung durch kalte Regen setzten das

Zerstörungswerk fort, in dem sich Oberflächenteile stärker erwärmten als das innere Gestein und sich von diesem trennten wegen verschiedener Ausdehnung. Der Wind tat sein Übriges. In die Spalten drang Regenwasser, spülte die abgesprungenen Teilchen heraus und erweiterte mit dem Gefrieren die Risse, denn Eis braucht mehr Platz als Wasser. So arbeiteten die Kräfte des Wetters weiter an der Zermürbung und Abtragung der Berge. Man braucht dabei gar nicht an sonderlich von den jetzigen Witterungsverhältnissen abweichende Vorgänge zu denken. Noch heute gibt es in den Hochgebirgen dauernden Steinschlag, der gewisse Wege nach Frostnächten unbegehbar macht. In den Alpen ist Steinschlag. an der Tagesordnung. Ganze Steinlawinen gehen öfter nieder, zerschellen dabei und nehmen auf ihren Wege Brocken von den Hängen mit zu Tal. Die Schutthalden am Fuße der steilen Wände legen Zeugnis davon ab. Das herabrinnende Wasser führt den Schutt mit. Während der Schutt oben aus allen Größen, vom Block bis zum Staubteilchen besteht, führt das Wasser auf dem weiteren Wege zu Tal eine Sortierung aus. Nimmt das Gefälle und damit die Energie des transportierenden Wasserlaufes ab, so bleiben die großen Blöcke zuerst liegen, später Steine, kleinere Brocken, Kiese, grober und feiner Sand, zuletzt der feinste Staub, der die Flusstrübe erzeugt und erst dort, wo das Wasser ruhig und langsam dahinfließt, als Schlammbänke abgesetzt wird, was vielfach erst im Meer geschieht, wenn diese Flusstrübe in das Brack- und Salzwasser der Flussmündungen bzw. des Meeres kommt.

Je nachdem der Transport weit oder weniger weit vor sich geht, werden die Trümmer verändert. Waren die Schuttmassen vorerst eckig unregelmäßig, büßen sie auf einem weiten, vielfach jahrtausendelangen Wassertransport ihre scharfen Kanten ein und erhalten die Gestalt von Rollkieseln, oft von wunderbar regelmäßiger Gestalt, von Kugeln, Ellipsoiden oder flach gerundeten Scheiben. Diese Geschiebe liegen meist schön geordnet, den Zug des Wassers anzeigend, auf den Kiesbänken der Flüsse. Auch der Tätigkeit des Eises, der Gletscher, ist hier zu gedenken, die in ihren Moränen oft riesengroße Blöcke viele hunderte Kilometer weit verfrachten, wie das in der Eiszeit geschah, sodass wir skandinavische Gesteine in unserer engsten Heimat finden. Im Amselgrund am Rodigt, am Pfarrberge bei Nossen, beim Waldgrabengute, in der Sandgrube beim ehemaligen Rittergut Niederreinsberg fand man sie.

Noch sind diese Ablagerungen aber nur das Rohmaterial zu neuen Gesteinen, die im Wasser entstehen. Die losen, nicht verkitteten Absätze nennt man Geschiebe, Kiese Sande, Tone, Fetttone, wenn sie kolloidreich, Leiten wenn sie kolloidarm sind. Löß ist vom Wind zusammengewehter Lehmstaub. Das Wasser brachte die Bindemittel zwischen das Gesteinsmaterial, Kalk, Ton, Eisen usw. Der Druck des Wassers und die darüberliegenden Schichten pressten die Einzelteile zusammen. So entstanden aus kantigen Bruchstücken Brekzien, aus abgerundeten Konglomeraten, aus Sanden Sandsteine verschiedenster Farbe und Korngröße, aus Ton Tonschiefer. Kreide ist zusammengebackener Kalkschlamm. Sind Ton oder Löß kalkhaltig, so bildet sich Mergelschiefer oder Kalktonschiefer. Auch Kaolinlager können auf solche Weise zustande kommen.
Zu den auf mechanischem Wege zertrümmerten und wieder verfestigten Absätzen des Wassers kommen noch die Ausscheidungssedimente, deren Material sich im Wasser vollständig aufgelöst hat, wie Salze, Gips, Glaubersalz. Auch die Kreide und andere leicht lösliche Mineralien gehören hierher. Ein Gemisch von Steinmehl mit Kalk ergibt den Mergel. Kieselalgen bilden Kieselgur, verfestigter Hornstein Feuerstein, vor allem in unserer Gegend den Kieselschiefer. Vorwiegend Pflanzenreste mit ihrem Kohlenstoffgehalt ergeben Torf, Braun- und Steinkohle, Anthrazit, sowie graphithaltige Gesteine.
Im Wasser entstand das erste Leben, wie schon betont. Überreste vergangener Pflanzen- und Tiergeschlechter bilden oft ganz gewaltige Schichten, nur ein geringer Bruchteil davon zeigt noch konservierte Formen von Lebewesen, die wir dann als Petrefakten oder Fossilien und deren Abdrücke darin erkennen und die uns einen Anhalt für das Alter der Sedimente geben. Die Schichtenfolge bezeichnet man als Formationen. Deren Namen sind dem Laien meist fremd. Das Kambrium, die unterste Formation, direkt auf den Phylliten aufliegend, ist nach dem keltischen Worte „Cambria“ (= Wales) gebildet worden. In dieser Landschaft wurden diese Schichten zuerst gründlich studiert. Das Silur erhielt seinen Namen nach den Siluren, einem alten Volksstamm in England, und das Devon erinnert an die englische Grafschaft Devonshire. Es kann nicht im Rahmen dieser Arbeit liegen, die für die einzelnen Formationen charakteristischen Fossilien, die sogenannten Leitfossilien aller dieser Schichten zu beschreiben, nur insoweit sie bei uns auftreten, sind sie für unsere heimatliche Monographie erwähnenswert. Allzu viel können wir nicht nennen, da die Schichten unserer Gegend nur Weniges enthalten, ihre

Altersbestimmungen meist durch Vergleich mit denselben Gesteinen an anderen Orten gewonnen worden ist.

Welches sind die Gesteine, die in paläozoischer Zeit im Urmeer in unserer Gegend abgelagert wurden? Da finden wir im Zellwalde, namentlich längs der Pietzschetalstraße, zuweilen mit Einlagerungen anderer Gesteine vor allem die Tonschiefer von grauer, grünlicher, auch rötlicher und violetter Farbe, die bei frischer Beschaffenheit einen seidigen Glanz zeigen. Also hat dort, wo jetzt die Bäume des Waldes rauschen, ehemals das Meer gewogt und auf seinem Grunde feinen Tonschlamm abgelagert, wovon noch die Spaltbarkeit des Tonschiefers in dünne Tafeln Zeugnis ablegt. Freilich liegen sie meist nicht mehr in horizontaler Schichtung, wie das ursprünglich auf dem Meeresboden gewesen ist, sondern sind durch seitlichen Gebirgsdruck, oft bis zur vertikalen Stellung aufgerichtet und vielfach gefaltet worden, so dass sie den Eindruck gefalteter Papierlagen machen. Sehr schön geknitterte Handstücke wurden auf den Halden des 1. und 2. Lichtloches vom Adolphstollen abgelesen, wo sie den tiefer liegenden Schichten des Komplexes entstammen. Sie sind weicher als die im Feuerfluss gehärteten und kristallisierten Urtonschiefer und lassen sich mit dem Messer bequem ritzen und spalten. Zum Schotter beim Straßenbau eignen sie sich wegen ihrer Weichheit nicht. Dazu sind die härteren eingelagerten Quarzitschiefer besser verwendbar, die infolgedessen in mehreren Brüchen gut aufgeschlossen sind, wie in der Abteilung 88 des Zellwaldes und in mehreren Brüchen zwischen dem Zellwald und Marbach. Ihre Farbe ist ein helles Grau, oft Weiß, die Farbe des reinen Quarzes. Seine dünnen, mehrere Millimeter starken Lagen sind durch serizitische Häutchen getrennt. Örtlich finden sich Körnchen von Feldspat eingelagert, die jedoch bereits in Kaolin übergegangen sind. Auf den feinen Spalten ist oft Eisenkies und Eisenoxid ausgeschieden, die die Flächen bräunlich gefärbt haben.

Auch linsenförmige Körper von Hornblendeschiefer sind an vielen Stellen eingelagert, die eine schiefrige bis flaserige-körnige Struktur zeigen und außer Hornblende, Chlorit, Epidot, Feldspat und Titaneisen enthalten. Vereinzelt treten ebenso Kalke als Linsen auf. In diesem Urmeere der paläozoischen Zeit sind durch Eruptionen grüne Gesteine, die Diabase, emporgedrungen, die wir am Bergschlösschen bei Nossen, wie auch im Zellwalde auffinden können. Sie sind von Diabastuffen begleitet. Während wir in den Diabasen die erstarrte glutflüssige Lava der im Altertum der

Erde zum Ausbruch gelangten Vulkanergüsse zu sehen haben, sind die Tuffe die hochgetriebenen Aschen, die beim Niederfallen infolge ihres glühendheißen Zustandes wieder zusammengebacken und durch Druck aufgelagerter Massen zu festen Gesteinen gepresst worden sind. Tuffe entstehen allerdings auch durch Auswitterung von Bestandteilen, die weicher als die Grundmasse sind. Die Diabase sind kristallinisch-körnige Felsen graugrüner Farbe und ein Gemenge von Augit oder Hornblende und Labrador. Sie bilden Gänge, Lager und Decken. Es gibt auch dichte Diabase, d.h. solche, die dem bloßen Auge keine Körner zeigen, als dichte einfache Masse erscheinen und nur im mikroskopischen Bilde ihre Zusammensetzung verraten.

Über die Entstehung der Kiesel- und Alaunschiefer ist schon berichtet worden, sodass wir in diesem Zusammenhange nur ihr Vorkommen zu erörtern haben. Auch sie sind durch Verwerfungen stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Trotzdem fand man hier deutlich wahrnehmbare Spuren organischen Lebens; ein für unsere Gegend seltenes Vorkommnis. Auf den Schichtflächen der Schieferplatten im Lißbachtale bei Starbach kamen kleine sägenähnliche Zeichnungen zum Vorschein, gleich Zähnchen, die an einem geraden oder gebogenen Achsenstabe sitzen, erste Spuren pflanzlichen und tierischen Lebens und Zeichen einer aufgehenden Morgenröte.

Die Menschheitsgeschichte der Heimat

Haben wir so versucht, die natürlichen Verhältnisse unseres Lebensraumes darzustellen, so bleibt es uns noch vorbehalten, den Menschen und seine Welt hier zu betrachten, sein Tun zu verfolgen, wie er als die bekannte „Krone der Schöpfung" sich die Natur untertänig machte, wie er sein Dasein gestaltete in dem Ringen mit den von der Natur gegebenen Verhältnissen, kurz, seine Geschichte zu schreiben, soweit sie sich uns in Zeugnissen, in schriftlichen, wie auch tatsächlichen offenbart haben. Letztere sind zuweilen nur folgerichtig zu vermuten.

Freilich ist es das Schicksal des Geschichtsschreibers, von anderen abschreiben zu müssen, wenn ihn die urkundlichen Quellen verlassen, die für gewöhnlich die solideste und zuverlässigste Grundlage seiner Arbeit sind, die aber, je weiter sie zurückdatieren, umso spärlicher gefunden werden. Sind doch Akten und andere papierne Zeugnisse dem Verschleiß der Zeit gleichfalls unterworfen, wenn sie nicht gar, was ja so leicht möglich und so oft der Fall ist, durch Kriegsereignisse und Brand vernichtet sind, wie das auch für unsere Stadt zutrifft. Weiter als bis 1600 reichen die Aktenbestände der Stadt nicht zurück, und nur wenige Urkunden sind im Hauptarchiv des Staates aus früherer Zeit über Siebenlehn erhalten.
Für weiter zurückliegende Jahrhunderte müssen wir schon die Nachrichten alter Schriftsteller zu Hilfe nehmen, die zu einer Zeit schrieben, als ihnen die Schätze der Archive noch vorlagen. Freilich sind solche Nachrichten einigermaßen unsicher, da es unter den mittelalterlichen Historikern oft recht phantasiebegabte Männer gab, die sich manches zusammenreimten, was dem gewissenhaften Geschichtsschreiber der Gegenwart nicht standhält. Vorsicht ist daher bei Verwendung solcher Nachrichten geboten. Und doch dürfen sie nicht völlig überschlagen werden, da wohl auch manches Körnchen Wahrheit von Bedeutung darin verborgen sein kann und verloren ginge.
Diese Gedanken mögen unserer Betrachtung der ersten Kunde über unsere Heimatstadt vorausgesetzt sein.

In welcher Zeit ging die erste Morgenröte der Erkenntnisse über unsere Gegend auf? Von welchem Jahrzehnt oder Jahrhundert stammen die ersten geschichtlichen Nachrichten? Ortsgeschichte schält sich aus der Landesgeschichte heraus. Etwa eintausend Jahre zurück reichen bestimmte

Überlieferungen über die kulturellen Verhältnisse unsrer Heimat. Hängt doch die Frühgeschichte des Kreises um Nossen-Siebenlehn und ihrer Umgebung aufs engste mit der Entstehung der Mark Meißen zusammen, deren tausendjähriger Geburtstag im Jahre 1929 gefeiert werden konnte. Vorher war unser Kreis, soweit er überhaupt besiedelt war, sorbisches Land, nachdem die germanischen Siedler das Land zum überwiegenden Teil verlassen hatten. Die Wenden oder Sorben, ein slawisches Volk, hatten die von den westwärts ziehenden Germanen verlassenen Wohnsitze an der Elbe in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung eingenommen und sich weiter nach Westen ausgebreitet, ihre Grenze von einer Flusslinie zur anderen vorschiebend. Elbe, Mulde, Pleiße, Saale mögen nacheinander Grenzflüsse gegen Westen hin gewesen sein, bis die Sorben am Main den westlichsten Punkt ihres Vordringens erreichten. Da sie vorzugsweise Ackerbauern waren, ihnen also das Niederland die besten Siedlungsmöglichkeiten bot, mieden sie bei ihrer ersten Festsetzung in unserem Sachsenlande von Osten her die Bergwälder und setzten ihre Dörfer auf den fruchtbaren Boden des nordsächsischen Niederlandes. Mit dem Erstarken des deutschen Nationalstaates, der durch den Vertrag von Verden im Jahre 843 unter Ludwig dem Deutschen geschaffen wurde, begann eine rückwärtige Wanderung der Deutschen nach Osten und damit ein Zurückdrängen des Sorbentums, das in starken Stämmen an der Elbe und der Havel seinen Kern hatte.

In unserer Gegend bildete die Muldenlinie von Nossen bis Leisnig die Südgrenze der nach der Leipziger Tieflandsbucht verschobenen sorbischen Siedlungen und schon die Ortsnamen verraten, dass das Land südwärts der Mulde von Sorben nicht besiedelt war. *Radewitz, Saultitz, Mahlitzsch, Göltscha, Rhäsa, Wendischbora* und andere mit den gleichen wendischen Nachsilben sind nicht allein dem Namen nach von den Sorben gegründete Siedlungen, sondern zeigen auch vielfach heute noch in ihrer haufenähnlichen Dorfanlage die Siedlungsart der Sorben. Die Annahme, dass der zu Verteidigungszwecken angelegte Rundling die typische Dorfform gewesen sei, lässt sich nach den neuesten Forschungen nicht mehr halten, wenn auch solche Rundlinge dagewesen sein mögen. Oft sind die wendischen Dörfer allem Anschein nach vollständig unregelmäßig gebaut worden, je nachdem es das Gelände und die Besitzblöcke hergegeben und veranlasst haben. Nur das germanische Straßen- und Reihendorf ist bei rein wendischen Gründungen nicht zu finden, mit Ausnahme vielleicht der an Flüssen sich hinziehenden Fischerdörfer. Den Dörfern

mit wendischen Namen können die Geschichtsforscher zum Teil ein sehr hohes Alter nachweisen.
Südwärts der Muldenlinie werden wir in unserer nächsten Umgebung vergeblich wendisch klingende Ortsnamen suchen, vielmehr empfinden wir den maßgebenden zweiten Teil der zumeist zusammengesetzten Dorfnamen ohne weiteres als deutsch: Breiten*bach*, Hohen*tanne*, Gotthelffriedrichs*grund*, Bieber*stein*, Hirsch*feld*, Neu*kirchen*, Reins*berg*, Dittmanns*dorf*, Rothen*furt*, Sieben*lehn*, alles Ortsnamen, die auf eine Ortsgründung von deutschen Kolonisten hinweisen und mit den Endsilben ihrer Ortsnamen die Lage ihrer Wohnstätte bezeichneten, wie am Bache, auf dem Stein (Felsen), auf dem Felde, auf dem Berge, im Grunde, an der Furt, oder die Eigenart ihres Anbaues, wie bei der neuen Kirche, Dorf, Lehn, bei der hohen Tanne usw. zum Ausdruck brachten. Die Anlagen dieser deutschen Gründungen zeigten meist die typische Form des fränkischen Reihen- und Straßendorfes, auch Waldhufendorf genannt, wobei die bäuerlichen Hufen rechts und links der Dorfstraße, also in zwei Reihen angeordnet liegen, die Gehöfte auf den Grundstücken aber sehr verschieden angelegt sind, je nachdem es dem Bauer praktisch erschien, entweder direkt an der Straße oder rückwärts gelegen, auf der vor Hochwasser gesicherten Höhe oder im geschützten Tale, zuweilen in der Mitte des Wiesengartens, oft auch an der Seite zu bauen. Immer aber bleibt zwischen den Gehöften breiter Raum frei. Nachbargehöfte sind nie nahe aneinandergerückt, geschweige denn Wand an Wand gebaut, eine Eigenart des germanischen Bauern.
Allerdings vor tausend Jahren waren die deutschen Ortschaften in unserem engeren Heimatkreise sicher noch nicht vorhanden. Wenigstens lassen sich geschichtliche Nachrichten aus dieser frühen Zeit von deutschen Dorfgründungen hier nicht auffinden. Auch Bodenfunde aus vorgeschichtlicher Zeit sind nur vereinzelt gemacht worden, deren Zahl nicht dazu hinreicht, eine dauernde Besiedlung in frühester Zeit der Menschheitsgeschichte für unsere Gegend nachzuweisen. Es ist mit einiger Sicherheit folgendes Bild zu konstruieren: An der Muldenlinie begann der Gebirgswald, den die Ackerbau treibenden Sorben mit Recht fürchteten. Konnten sie doch nicht wissen, welche feindlichen Kräfte in den unwegsamen Wäldern lauerten, ob nicht im Schutze des Waldesdunkels ein feindlicher Volksstamm heranzog, um das Dorf zu überfallen, die Saaten zu ernten oder es zu zerstören. Deshalb setzten die Sorben ihre Kriegsgewaltigen längs der Mulde an. Es entstanden an der Tallinie der Mulde

wendische Rittersitze. Auf Wachthügeln lohten bei Gefahr Leuchtfeuer auf, die das dahinterliegende Land warnten. Als eine solche Warte wird der Burgberg bei Gleisberg-Marbach angesehen, dessen Erdkegel auf der Kuppe für eine solche einstige Verwendung spricht.

Die durch den Grenzwachtdienst in Anspruch genommenen sorbischen Krieger mussten von den Ackerbauern des Hinterlandes mit Getreide versorgt werden, woraus sich ein Zinsverhältnis entwickelte, das schließlich in ein Machtverhältnis überging. Der kriegerische Machthaber wurde der Herr, der zinsende Bauer der Untertan. Die ritterlichen Großen hießen Supane, ihre Schutzbezirke wurden ihr Eigentum, die Bauern ihre Hintersassen. Längs der Mulde lassen sich solche Supanien feststellen. An der Stelle der Sitze der Supane traten später die Burgwarte. Die Gegend von Siebenlehn gehörte zum Burgwart Mochau bei Döbeln.
Um das Jahr 929 nahm der der deutsche König Heinrich I. (919-936) aus dem niedersächsischen Herrscherhause, den die Geschichte den Städtebauer nennt, mit Hilfe seines neugeschaffenen Reiterheeres den sorbischen Gau der unruhigen Daleminzier ein, den wir die Lommatzsch-Meißener Pflege nennen, eroberte ihre Hauptfeste Gana, legte die Burg Meißen an und unterstellte das eroberte Land einem Markgrafen. Damit war das Markgrafentum Meißen geschaffen, das anfangs kaiserliches Lehen, später erbliches Eigentum der Markgrafen und damit zur Keimzelle unseres Sachsens wurde. Das Markgrafentum entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte zum Herzogtum mit Gebietszuwachs, wurde später Kurfürstentum, endlich Königreich und ist heute der Freistaat Sachsen, wenn sich natürlich seine Grenzen auch mehrfach verschoben.
Innerhalb der Markgrafschaft Meißen entstand die Stadt Siebenlehn. Vor tausend Jahren war sie wahrscheinlich noch nicht da, obwohl alte Geschichtsschreiber auch diese Möglichkeit in Betracht ziehen. Siebenlehn hat wie viele alte Städte nicht den Vorzug, zu den wenigen Orten zu gehören, deren Gründungsjahr urkundlich festzulegen ist. Dessen können sich nur verhältnismäßig wenige Orte rühmen, und meist sind dies jüngere. Große Stadtbrände, wie sie in früheren Jahrhunderten fast jede Stadt durchgemacht hat, und die bei der engen und feuergefährlichen Bauart der Häuser gewöhnlich die ganze Stadt in Asche legten, haben auch bei uns die städtischen Urkunden vernichtet. Die meisten schriftlichen Zeugnisse wurden wahrscheinlich im Dreißigjährigen Kriege durch

die kaiserlichen Soldaten im Jahre 1632 zerstört, was aus dem Stadtbrande von 1620 gerettet worden war.

Über die Zeit der Gründung Siebenlehns sind die Geschichtsschreiber verschiedener Meinung. Ziehen wir die ältesten bekannten Chronisten zu Rate, besonders den maßgebenden Peter Albinus, der 1589 seine Meißnische Bergchronik verfasste und sich auf ein noch älteres Magdeburger Chronikon beruft, dann wäre Siebenlehn allerdings ein uralter Ort und die Siebenlehner Bergwerke wären mit denen von Goslar im Harz unter dem Sohne Heinrich I., dem Kaiser Otto I. (936-973) aufgekommen. Diese Nachrichten fasst der Geschichtsschreiber des Klosters Altzella, J. C. Knauth auf und behauptet, dass nach den Mitteilungen der älteren Chronisten die Bergwerke im Münztal bei Munzig und danach bei Siebenlehn und Rüspen (Roßwein) die ersten im Lande Meißens gewesen sein sollen: *„Dann, als man umb Freiberg zu schürfen anfieng, waren die Siebelschen Bergwerke in vollem Flor und hießen damals schon etwas Altes."*
Von Siebenlehn hätten sich dann auf das neue Geschrei hin viele Bergleute nach Freiberg gewandt, wo auf mehr Ausbeute zu hoffen war. Die Freiberger Gruben sollen nach diesen alten Nachrichten sogar von den Siebenlehnischen *„ihren Anfang genommen"* haben; die Siebenlehner Bergordnung sei die Grundlage der Freiberger geworden. Selbst die großen Erfolge des Freiberger Bergbaues hätten den Siebenlehner Gruben nicht so viel Abbruch gemacht, dass sie lahmgelegt worden wären und Siebenlehn sei noch längere Zeit ein selbständiges Bergrevier mit Bergrichter und Bergschöppen an der Spitze gewesen, ehe es 1370 unter Freiberger Bergverwaltung kam und vollständiges Stadtrecht nach Freiberger Vorbild erhielt.

Das Ergebnis seiner Nachforschungen vom Jahre 1722, wobei er sich auf die Bergchronik des Peter Albinus von 1569 beruft, fasst der Chronist J. C. Knauth im damaligen Schriftstil wie folgt zusammen (4.Teil, Seite 17):

> *„Wäre also das Alter dieses Siebenlehnischen Berg- und Anbaues (wiewohl der Bergbau noch etliche Jahre älter seyn mag) von An. 1106 bis itzo 1722 bereits 616 Jahre, der gleichen Alters sich kein Bergort noch Stadt im ganzen erzgebirgischen Creysse wird rühmen können: denn ob man gleich vom Städtlein Elterle bei Grünhayn (dessen Albinus gedenkt) ein 700 jähriges Alter ausgeben will; so sind doch dasige Bergwerke weit jünger als die Siebelschen, wie Albinus ebenfalls gestehet, der von keinen älteren im Lande wissen will, ausser Siebenlehn. Es ist ietzt gedachtens Albini, aus dessen zweiten*

Titul Meißnischer Berg-Chronike extrahirter langer Bericht, von hiesigen allerältesten Siebelischen Fundgruben, allbereits oben im ersten Theile gegenwärtigen Werks Titulo unter denen Bergwerken des ganzen Zell-Refiers völlig eingebracht, und einen geneigten Leser die Mühe nicht reuen, selbigen anhero zu conferieren. Daraus wird zugleich erhellen, mit was Gründen Albinus zu behaupten getraue, dass Siebeln wol noch umb ein paar hundert Jahr älter, und mit seinem Berg-Baue schon unter dem großen Sachsen-Kayser Ottone I. (der An. 936 zu regieren angefangen) entstanden sein könne: ob es gleich nicht so stark gebauet worden, oder auch eine Zeit lang offterer Landfehden wegen wieder liegen blieben wäre, der Ort aber je mehr und mehr erweiterten Anbaues halber Anno 1106 völliges Stadtrecht erhalten.“

Ein „völliges Stadtrecht” kann es wohl nicht gewesen sein, höchstwahrscheinlich ein Marktrecht, wodurch es sich von den Dorfgemeinden unterschied. Eine Urkunde von 1106 ist nicht mehr vorhanden. Das ist nur die Nachricht von einem alten Schriftsteller. Die Besiedlung des südwärts der Mulde gelegenen Waldes schritt damals weiter fort. Wenn man sich zu diesen alten Nachrichten die geographische Lage vergegenwärtigt, dass nämlich die Gegend von Siebenlehn dicht an der Grenze des schon von der germanischen Urbevölkerung und den nachfolgenden Sorben besiedelten Niederlandes, der Wald schon damals zu dem sorbischen oder neuen deutschen Rittersitze Nossen oder einem anderen benachbarten Vasallen des Markgrafen gehörte, dann kann wohl annehmen, dass hier schon beizeiten Rodungen stattgefunden haben, die dann zur Entdeckung von Erzadern führten, und die Berichte der alten Chronisten gewinnen an Wahrscheinlichkeit.

Man kann kaum annehmen, dass die Jahreszahl 1106 völlig aus der Luft gegriffen sein soll. Da aber, wie gesagt, die beweisenden Urkunden schon seit dem Dreißigjährigen Krieg nicht mehr vorhanden sind, müssen wir entweder den alten, freilich nicht immer zuverlässigen Geschichtsschreibern glauben, oder die Sache vorläufig unentschieden lassen. Für eine gegenteilige Meinung, also dass Siebenlehn bedeutend jünger sei, jünger als Freiberg, könnte der Umstand sprechen, dass bis 1320 oder 1346 keine Urkunde etwas über die Stadt verlauten lässt, was allerdings bei anderen Städten auch der Fall sein kann und auch wirklich ist. Es gibt viel bedeutendere Städte, deren Gründung und Aufkommen vor 1300, in völliges Dunkel gehüllt ist. Das deutsche Mittelalter hatte eben noch kein „tintenklecksendes Jahrhundert“ aufzuweisen, wie Schiller das seinige nennt.

Warum aber soll man an der bestimmten Angabe des Jahres 1106 zweifeln? Nur ein neuer diesbezüglicher Urkundenfund könnte Licht in diese zweifelhafte Sache bringen.

Mit der Annahme, Siebenlehn habe ein hohes Alter, muss man sich auch damit abfinden, dass ein Gründungsjahr für die erste Ansiedlung von Menschen hier nicht festzulegen ist. Übrigens befindet sich Siebenlehn damit in Gesellschaft mit den meisten alten Städten, was auch ganz natürlich ist, denn die ersten Bewohner haben nicht mit dem Vorhaben ihre Hütten gebaut, eine Stadt zu gründen, wenn nicht irgendeine politische Notwendigkeit vorhanden war, einen festen Platz zu errichten, die hier fehlte. Es waren Hütten der Bergleute.
Etwas anderes ist es mit der Verleihung des Stadtrechtes durch die Landesobrigkeit, welche Siebenlehn 1370 erlangte. Das setzte freilich voraus, dass der Ort schon bestand und bereits so bedeutend war, dass er den Titel einer Stadt beanspruchen konnte.

Somit sind die Nachrichten zuerst zusammenzustellen, die vor diesem Zeitpunkt da sind, die also Siebenlehn als Flecken ohne Stadtrecht betreffen und zweitens die Entwicklung des Ortes als obrigkeitlich anerkannte Stadtgemeinde darzustellen geeignet sind. Es ergibt sich damit eine Betrachtung über Siebenlehns Geschichte in seiner Frühzeit bis 1370 und danach von 1370 bis zur neuesten Zeit.

Naturgemäß sind die Nachrichten über den Flecken Siebenlehn dürftig. Als freies Bergstädtchen war es mit keinem großen Gemeinwesen verknüpft, wie etwa die Dörfer der Umgebung unter der Klosterherrschaft. Als reichlich 50 Jahre nach der fraglichen Erwähnung des Ortes das Kloster Zella gegründet und dessen Hoheitsgebiet abgegrenzt wurde, lag die Stadtflur außerhalb des Klosterbesitzes. Dessen Grenze lief von der Mündung der Pietzsche in die Mulde, also in nächster Nähe des Klosterparkes an dem Bache aufwärts, bis zu einem mit *Smolidol* oder *Harztal* bezeichneten Tälchen, das zur Mulde abfällt. Man deutet den Namen auf das heutige *Emmerichtal* zwischen Obergruna und Großvoigtsberg. Vermutlich lief die Grenzlinie von der Südostecke des heutigen Zellwaldes, am Emmerichbach entlang, nach der aufgelassenen Grube „Gesegnete Bergmannshoffnung“ (volkstümlich kurz der „Bergmann“ genannt) und erreichte bei der Wäsche dieses Bergwerkes (gegenwärtig eine Pappen- und Kartonagefabrik, früher Seidels Wäsche) das Muldental. Man kann auch

ein weiter südwärts liegendes Seitental der Mulde gemeint haben. Die Grenzen waren durch aufgeschüttete Erdhügel markiert, die längst verschwunden sind. Die Teile des Zellwaldes östlich der Pietzsche (lat. betsowa) gehörten zum Bistum Meißen und waren zur Zeit der Gründung des Klosters an die Geschlechter derer von Nossen und derer von Strehla als Lehensträger ausgetan, wobei für den Nossen nahe liegenden Teil die Ritter von Nossen, für die entlegeneren Fluren die Herren von Strehla in Betracht kommen. Von Siebenlehn hören wir nichts. Seine Flur, vorausgesetzt, dass es bereits bestand, gehörte nicht zu den 800 Hufen Besitz, den Markgraf Otto der Reiche 1162 dem Kloster Zella schenkte. Die Grenze des Klosterbesitzes ging um den Raum Siebenlehns herum. Auch der Historiker des Klosterbezirkes Altzella in der Neuzeit E. Beyer, nimmt bei seinen Forschungen von 1855 an, dass Siebenlehn zur Zeit der 800-Hufen-Schenkung vorhanden gewesen ist. Seine Flur müsste damals zur Burg Nossen und als dessen Besitz unter das Bistum Meißen gehört haben und später dann, als wir bestimmte Nachrichten von unserem Orte haben, mit Breitenbach und anderen Orten von dem Besitztum der Nossener Herren ausgeflurt worden sein, wovon aber nichts durch irgendeine Urkunde aus anderem Besitz zu erfahren ist.
Noch ein anderes Zeugnis besteht in dem Namen *Siebenlehn*, der dafür spricht, dass die Stadt bereits damals als Bergort vorhanden gewesen ist. Er wurde beim ersten Bekanntwerden in der Form gebraucht „*Die sieben Lehen*“, was für den Laien wohl auf die angebliche Zahl der Gruben gedeutet werden könnte, aber fachmännischerseits eine andere Deutung erfährt, und eben, dass es sieben Lehen waren und nicht sechs, wie es später üblich war, bestätigt eine frühe Gründung der „*Sieben Lehen*“. Für sieben wirklich und gleichzeitig bestehende Gruben oder Lehen kann bei Kenntnis der örtlichen Verhältnisse kaum ein Beweis oder Beleg erbracht werden, da sich nirgends in solcher Zahl Reste von Bergbau vorfinden. „*Die sieben Lehen*“ lassen sich eben überzeugend nur so deuten, wie es oben geschehen ist.

Im 12. Jahrhundert ist auch die Gründung eines Benediktinerklosters auf dem Gebiete des späteren Altzella erfolgt. Um 1140 sollen die „Schwarzen Mönche“, die Benediktiner, im Zellwalde ein Kloster gegründet haben, das der Heiligen Walburgis gewidmet war, aber bald, nach etwa 20 Jahren, wieder eingegangen sei. Jedenfalls war es bei der Gründung Zellas zwar vielleicht noch vorhanden, jedoch nur schwach besetzt, wenn nicht

gar verlassen. Die Nachricht muss wahr sein, denn wir hören von Begnadigungen durch den päpstlichen Stuhl. Hier führte der Wallfahrtsweg vorbei, auf dem die frommen Pilger, aus dem östlichen Erzgebirge kommend, von Dippoldiswalde über Höckendorf durch den Tharandter Wald und Siebenlehn nach Kloster Zella wallfahrteten, um die dort befindlichen Reliquien, insbesondere die Rippe der Heiligen Katharina anzubeten. Noch heute wird dieser Pilgerweg in seinem Höckendorfer Teile „Der heilige Weg“ genannt. Nur hat die Deutung der Nachrichten darüber einen Haken. Bisher wurde als Schauplatz die sogenannte alte Zelle im jetzigen Zellwalde bei der ehemaligen Bahnmeisterei der Freiberg-Nossener Bahn angenommen, welche Stelle an der alten Schneise 6 liegt, die von Siebenlehn aus westwärts den Zellwald durchschneidet, nachdem der Pietzschebach überschritten ist und kurz vor dem Bahnübergang. Das scheint aber nach den neuesten Forschungen des Kunst- und Altertumssachverständigen Dr. Bachmann eine Verwechslung zu sein, die Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte die Forschung beherrschte. Der verdienstvolle Landesarchivforscher hat als richtigen Platz für die Benediktinerabtei Grillenburg festgestellt. Auch hier lief der „Heilige Weg“ vorbei. Auch dieses Waldstück gehörte später dem Kloster Zella zu und war ursprünglich im Besitze des Geschlechtes von Strehla. Tammo von Strehla verzichtete 1211 darauf. Möglich ist wohl, dass auch an dem erstgenannten Platze im Zellwalde eine Kapelle gestanden hatte, die aber belanglos in ihrer Bedeutung war und ebenso die alte Zelle genannt wurde. Bekanntlich wurde an ihrer Stelle später ein Forsthaus errichtet und dem Oberforst- und Wildmeister von Siebenlehn zur Verfügung gestellt. 1430 wurde die alte Zelle mit Burg Nossen und dem Zellwald östlich der Pietzsche ans Kloster verkauft. Die Forschungen Dr. Bachmanns haben tatsächlich in Grillenburg hinter dem Jagdschloss eine romanische, also sehr frühe Sakralgründung festgestellt, ‚während an der bewussten Stelle im Zellwalde von einem solchen großen Bau kein Nachweis zu erbringen ist. Die hier vorgefundenen Baureste wie Ziegel und ein Sandsteintrog mögen von dem späteren Forsthause herrühren. Dass die alte Zelle vom Kloster Zella noch unterhalten und mit vier Mönchen besetzt war, kann sich auf das Kloster bei Grillenburg nicht beziehen, dessen Reste noch ziemlich deutlich sind. In der Zeit von 1350 bis 1519 erhielt die alte Zelle und die hier Betenden Begnadigung vom Papste. Damit ist ihr Bestehen bewiesen, doch der Ort nicht festgestellt.

Die früheste urkundliche, jetzt noch verbriefte Nachricht über Siebenlehn stammt aus der ersten Hälfte des 14.Jahrhunderts, aus den Jahren 1320 oder 1346. In der Urkundensammlung der Knauth'schen Chronik von 1722 überliefert der Verfasser den Text einer lateinischen: Urkunde, die „*Freiberg, 1320 am Tage Philippi und Jakobi*" datiert ist. Die Urkunde selbst ist auch verloren gegangen, aber sie befindet sich in Abschrift in dem Kopialbuch Nr.25 des Hauptstaatsarchivs in Dresden, allerdings aus dem Jahre 1346, am 1.Mai, so dass sie eigentlich nur im Jahre 1346 ausgestellt sein kann, obwohl die Jahreszahl fehlt. Daher vorstehend die doppelte Jahreszahl. Das zweite Mal ist Dresden als Ausstellungsort genannt.
Knauths lateinische Wiedergabe der Freiberger Fassung von angeblich 1320 lautet:

> *„Nos Friedericus, dei gratia Landgravius Thuringiae, Misnensis et Orientalis Marchio etc. Honorabili Domino Cornelio, Abbati in Cella, nostro compatri, Nicolao dicto Wolfgang Judici, nec non ipsorum concultoribus in montanis Sybenlehnensibus, contlimus montanam haereditatem usque ad nemus Cellense, ipsis per Consules Vribergenses, ad hanc limitationem privilegtatos, sebitis nontanorum consuetudinibus et solennitatibus circumequitando designandam, etmontano jure seu montanae haeredittatis titulo possidendam etc.*
> *Datum Vriberg anno supra millesimum trecentesimum vigesimo, die S.S.Philippi et Jacobi Apostolorum.*"

Soweit Knauths Bericht. Wie er zu dem Datum 1320 am Tage der heiligen Apostel Philippus und Jacobus gekommen ist, dass musste er selbst verantworten, steht doch in dem Kopialbuche kein Datum dabei.
Nach dieser Urkunde belehnt Markgraf Friedrich der Freidige (1306-1324) oder Friedrich der Ernsthafte (1324-1349) den Abt zu Zella, seinen Vetter Nicolas, genannt Wolfgang, den Richter und deren Mitgewerken mit dem Rechte des Bergbaues „*in montanis Sybenlehnensibus*" (auf dem Berge Siebenlehn) vor dem Zellwalde. Die Berggeschworenen zu Freiberg werden beauftragt, den Raum durch Umreiten und unter hergebrachten Feierlichkeiten abzugrenzen und anzuweisen. Ob der Zellwald damals dieselbe Ausdehnung wie heute hatte, oder, wie die Überlieferung behauptet, bis an die Freiberg-Nossener Straße, also bis an den Forsthof reichte, der übrigens als solcher noch nicht bestand, konnte durch einwandfreie Unterlagen nicht ermittelt werden, ist aber wohl zu vermuten, da aller alte Bergbau östlich der Straße seine Reste hinterlassen hat, während westlich

in dem Raume zwischen genannter Straße und der heutigen Waldgrenze keine Spur bergmännischer Wühlarbeit aufgefunden worden ist.
Der Bestand des Ortes muss folgendermaßen beschaffen gewesen sein: In der Niederstadt standen die Hütten der Bergleute. Die jetzige Oberstadt war neben dem Muldental ihr Grubenfeld. Am 5. Februar 1348 ist der erwähnte Nicolas als Judex, d.h. Richter in *„monte Siebenlehno“* bezeugt. Als Zeugen bei dieser Belehnung werden genannt: Johannes, alter Abt zu Zella, Albert von Maltitz, Reinhard von Hohnsberge, Physikus M. Theoderich von Colonia, Nicolas von Gayten und Johann von Neumark als Notarien.

Bei dieser Belehnung der Siebenlehner Gruben behielt sich der Markgraf das Recht des Bergzehnten vor, verzichtete nicht auf das einträgliche Recht als Landesherr, das dem Landgrafen vom Kaiser bereits 1157 oder 1158 verliehen worden war. 1232 erhält der Bischof von Meißen mit dem Bergbaurecht zugleich das Münzregal, wozu auch Siebenlehn gehörte. Damit war der erste Schritt getan, der das freie Bergstädtchen in ein näheres Verhältnis zu seinem mächtigen Nachbar, dem Kloster Altzella, brachte, das mit seinem 800-Hufen-Besitz bis über Freiberg hinaus reichte und das Gebiet Siebenlehns im Westen und Süden bereits umschloss.
Aus der erwähnten Urkunde im Kopialbuche von 1320 oder 1346 erfahren wir, dass in Siebenlehn ein Bergrichter, eben dieser Nicol Wolf nebst Bergschöppen saß, Siebenlehn also ein Berggericht hatte und ein Bergverwaltungsbezirk war. Gerade durch die Tatsache, dass die Stadt lange Zeit ein selbständiger Bergort geblieben ist und nicht wie andere Orte der Umgebung frühzeitig unter Klosterherrschaft kam, fließen die Quellen unsere geschichtlichen Kenntnisse in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens recht spärlich. Am Orte waren die Urkunden vernichtet und das Kloster hatte offensichtlich nur wenig Fühlung mit dem Bergorte, der nicht unmittelbar in seinen geistlichen Bereich gehörte. Wenn hier ein Bergrichter war, muss Siebenlehns Bergbau neben dem von Freiberg nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Entweder er hatte sich aus der Zeit vor dem Aufschwunge Freibergs zur Berghauptstadt erhalten und war nicht so rasch lahmgelegt worden, oder wenn er nach der anderen Annahme erst nach Freiberg aufgekommen ist, neben diesem eine gewisse Bedeutung erlangen konnte, wenn auch in geringerem Maße. Für 1453 ist sogar eine Münzstätte in Siebenlehn belegt.

Aus den bisherigen Betrachtungen sind zwei geschichtliche Feststellungen ersichtlich:

1.) Siebenlehn verdankt seine Gründung dem Bergbau, welche Annahme von allen Geschichtsschreibern bestätigt wird, wie auch der Name der Stadt dafür spricht.
2.) Die ältesten Chronisten billigen der Stadt ein hohes Alter zu. Die Stadt kann nicht erst 1320 oder 1346 entstanden sein.

Eine mehrfach beglaubigte Urkunde ist im Stadtarchiv erhalten, die einige frühe Nachrichten aus der Stadtgeschichte festhält:
Kurfürst Christian II. (1591-1611) bestätigt zugleich für seine Brüder Johann Georg und August nach dem Tode ihres Vaters Christian I. im Jahre 1604, am 30. April den Siebenlehnern ihre Statuten, die sie 1505 unter der Herrschaft des Klosters Altzella und mit Genehmigung des Abtes aufgerichtet haben. Aus diesem Aktenstück in Verbindung mit den wenigen Originalurkunden, die im Hauptstaatsarchiv erhalten sind, können wir uns einigermaßen ein Bild von der Stadt in ihrer Frühzeit machen. Auch diese Bestätigungsurkunde nimmt das Herkommen Siebenlehns vom Bergwerke an, wenn auch die Deutung des Namens falsch ausgelegt wird. Es sei hier auf die Auseinandersetzung weiter oben hingewiesen. Der Inhalt dieser vom Klosterabt bestätigten Statuten wird uns noch mehrfach beschäftigen. Sie sind das älteste bekannte Ortsgesetz unserer Stadt und beginnt mit der Stadtwerdung 1370 in berichtender Weise.
In diesem Jahre hat Markgraf Friedrich III. der Strenge (1349-1381) von Meißen der Berggemeinde Siebenlehn das völlige Stadtrecht verliehen, nachdem es vorher nur ein Marktflecken gewesen sein wird. Er begnadete das Städtchen mit der Freiheit der Stadt Freiberg, weil es ebenso vom Bergwerke aufgekommen sei. Dasselbe Recht, das in Freiberg galt, war nun auch in Siebenlehn maßgebend. Wenn beispielsweise die Schöppen (Richter) der Stadt eine strittige Angelegenheit nicht zu richten verstanden, so holte man sich Rat und Hilfe beim Rate in Freiberg, nach dessen Muster das Ortsgesetz über die Erbregulierungen aufgezeichnet wurde. Gleichzeitig richtete sich Siebenlehn von nun an in den Maßen, Ellen und Gewichten nach den in Freiberg geltenden.

Als Zeichen des neuen Stadtrechtes bekam der Rat ein Dekret und ein Wappen und durfte dieses als Siegel gebrauchen. Es war das markgräfliche Wappen selbst, und zwar das vollständige. Das wurde als ein Zeichen besonderer fürstlicher Gnade angesehen, der schwarze meißnische Löwe

im gelben Felde. *„Desgleichen konnte außer Meißen selbst keine Stadt der Markgrafschaft rühmen“*. Daher stammen die Siebenlehner Stadtfarben Schwarz und Gelb. Über dem Schilde, das den Löwen zeigt, stand ein Turnierhelm und über diesem ein Mann mit einem Barte und einem spitzen Hut, der mit drei Pfauen- oder Straußenfedern besteckt war.
Mit dem Stadtrechte war naturgemäß das Marktrecht verbunden. Der wöchentliche Markt wurde anfangs eine Zeit lang sonntags abgehalten, schließlich aber auf den Montag verlegt.
Damit war dem Rate die niedere Gerichtsbarkeit verliehen worden. Er konnte *„den Frevel und Ungehorsam“* bestrafen. Wer ohne Erlaubnis und Wissen des Rates. sich in der Stadt aufhielt, musste 12 Groschen zur *„Pön“* (Strafe) geben, ebenso wie der bestraft wurde, der ohne Genehmigung des hohen Rates die Stadt zu einer Reise oder zum Wegzug verließ. Der Amtmann, die direkt vorgesetzte Behörde des Rates, war ein Bergmeister in Freiberg.

Die junge Stadtgemeinde errichtete eine Kapelle, die eine Filialkirche von Nossen war, wenn auch nur kurze Zeit. Um sie zu finanzieren, verlangte man von den Händlern und Verkäufern auf den Märkten ein Städtegeld, welches aber die Tuchmacher von Roßwein verweigerten und sich beschwerten. Der Bergmeister Partsch Rabere, der zugleich Amtmann für Siebenlehn war, entschied mit dem Abt zu Zelle dahin, *„dass ein jeglicher Tuchmacher, der sein Gewand auf dem Markte zu Siebenlehn verschneiden wollte, einen Heller von jedem Stücke zu Stadtrecht, der Kapellen zugut reichen sollte.“*
Das geschah 1385 am Tage Phillippi und Jakobi. Bürgermeister oder, wie er damals genannt wurde, Schöppenmeister, war Nicol Heinkelmann, und der Stadtrichter hieß Paul Gernfarth. Dieser Richter ist vielleicht identisch mit dem drei Jahre später genannten Paul Gerhard, der einmal als Besitzer und Verkäufer von Siebenlehn genannt wird, der es dem Markgrafen zugleich für seine Erben aufgelassen habe. Wahrscheinlich war Paul Gerhard Besitzer des Vorwerkes.

War die Stadt schon durch die Beleihung der Bergwerke 1320 oder 1346 in eine gewisse Abhängigkeit zum Kloster getreten, so sollte sie in ein noch engeres Verhältnis zum Stift kommen. Am 2.Juni 1388 erwarb die Marienzelle, erst später Altzella genannt, das offene Städtchen *Sybenlehen* nebst einer freien Hufe Landes mit allen Rechten, den oberen und niederen Gerichten und allem Zubehör. Der Verkäufer, Markgraf Wilhelm, behielt sich aber die Berggerichtsbarkeit und die peinliche Gerichtsbarkeit

vor, soweit sie dazu gehörte. Dieser Kauf wurde am Dienstage nach dem heiligen Leichnamstage (2. Juni) 1388 in Rochlitz geschlossen. Zeugen desselben waren Albrecht, der Burggraf zu Leisnig, Herr zu Penig, die gestrengen Herren Tannenpflug, Heinrich von Torgow, Kaspar von Schönberg, Konrad von Brasenitz und Ulrich von Grünrode. Vier Jahre später, am 27. Februar 1392, dem Dienstage nach St. Mathientage, wurde dieser Kauf vom Bruder des Markgrafen Balthasar, dem Landgrafen zu Thüringen in Grimma bestätigt. Dieses Mal sind als Zeugen anwesend: Conrad von Dankrode, Herr von Strifsirte, Heinrich von Torgow, Heinrich von Herde und Hans vom Sande, des Markgrafen Hofdiener.
Nicht allzulange darauf wurden die sieben Lehen, die Gruben, am 5. August 1407 von den Zimmermannsschächten erworben, was zwar schon erwähnt, aber in diesem Zusammenhange noch zu erwähnen ist.

Mit dem Kaufe von 1388 war Siebenlehn zwar ebenso wie früher schon Roßwein und Nossen unter die Botmäßigkeit des Klosters gekommen, aber mit Ausnahme der Berg- und Halsgerichtsbarkeit, die sich der Landesherr vorbehalten hatte. Dazu würde stimmen, dass Siebenlehn dem Kloster im Hussitenkriege Mannen stellte zu dem Heere des Meißner Markgrafen, welche Siebenlehner Krieger in der Schlacht bei Aussig gefallen sein sollen. Drei Jahre später unterstützten die Siebenlehner wackeren Bäcker die Stadt Meißen, die von den Hussiten belagert wurde, indem sie den Meißnern nachts heimlich Brot zuführten. Nach der Überlieferung sollen die Semmeln über die Stadtmauer geworfen worden sein, wovon diese „*Polltauben*“ genannt worden wären. Doch ist das wohl ein sagenhafter Zusatz.
1430 trat das Bistum Meißen seine Rechte, die es an Siebenlehn und an den Zinsen des dabei liegenden Vorwerkes hatte, mit dem Schloss Nossen und einigen Dörfern, auch Breitenbach, an das Kloster ab. Am 7. März 1430 nahm Christoph von Polenzk zu Borßenitz (Porschnitz) eine Leithe Holz unter der Stadt „*niederhalb der Bergbrücke*“, hinter dem Schloss Nossen gelegen, von dem Kloster zu Lehn, wohin er gewiesen worden war. Die Bergbrücke muss der ganzen Lage nach die Brücke bei der Beiermühle gewesen sein. Das Waldstück an der Mulde, eben die Leithe Holz, hieß noch in neuester Zeit das *Porschnitzer Holz* und erstreckte sich von den Siebenlehner Anlagen (10 Marksteine zur Beiermühle abwärts), bezeichnet *CMZ/P*. am linken Talhang entlang über die Autobahn hinaus bis an die Viehweide beim Vorwerk Vereinigt Feld im Muldentale, das zum

Rittergut Augustusberg gehörte. Vorausgenommen sei aus der Chronik von Altzella (E. Beyer 1855) folgende Nachricht festgehalten: *„Abt Paul leihet Rutzscheln von Rechberg zu Graupitz diese Leithe Holz, mit ihm aber dessen Vettern Georg, Abraham, Balthasar und Kaspar zu Kunnersdorf. Datiert: Kloster Zella, Mittwoch nach Johannis Täufers Tage 1533.*"

Die Verzinsung der seit 1441 auf den Häusern ruhenden Hypotheken war für die armen Bürger eine Last, die um 1475 noch vergrößert wurde. In diesem Jahre erfuhr die Siebenlehner Kirche eine Erneuerung und Verbesserung durch die Stiftung eines Bürgers Donat Hoffmann. Genannter Bürger hatte im Vorjahre *6 Schwertschock* und ein Haus zur Einrichtung einer Frühmesse geschenkt. Obwohl das Haus zu diesem Zwecke von Abgaben befreit wurde, reichte die Stiftung doch nicht aus. Die fehlenden 150 Gulden mussten durch die Bürger aufgebracht werden, indem die Häuser mit Hypotheken belastet wurden. So war diese Neuerung ein „Danaergeschenk". Der Amtmann Apel Rülke von Freiberg, unter dessen Amtsgewalt das Städtchen Siebenlehn stand, musste die Frühmesse wieder abschaffen, was ihm auch für fünf Jahre gelang, bis ein Priester, Johannes Eberer, 100 alte Schock stiftete und der Rat die noch weiter benötigten 40 Gulden dazugab.

Von Siebenlehn als Gemeinwesen hören wir wieder aus dem Jahre 1490, in dem ein Zwiespalt zwischen Siebenlehn und dem angrenzenden Dorfe Breitenbach ausbrach. Der Breitenbach bildete damals schon, wie bis zur Neuzeit und Eingemeindung Breitenbachs am 1. Januar 1913, die Grenze beider Orte. Trotz dieser natürlichen Grenzlinie kamen Grenzstreitigkeiten vor, deren eine im Jahre 1490 eine größere gerichtliche Entscheidung zur Folge hatte und bei späteren Zwisten maßgebend für die Beurteilung wurde. In dem genannten Jahre rückte ein gewisser Hans Silbermann, dessen Haus jenseits des Baches, der Garten aber diesseits lag, mit Einverständnis des Rates den Zaun eine Elle gegen die Stadt heraus, und ein andermal hatte Hans Mileß bei seinem Hause *„unter der Marter"* zur linken Hand einen Schacht zugeschüttet, einen Garten daraus gemacht und eine Weide hinein gepflanzt. Beide Male kam der Klostervogt mit den Bauern von Breitenbach und zerstörte die Anlagen, worauf sich die Stadt beim Hauptmann von Freiberg beklagte. Die Vorladung der Breitenbacher wusste der Klostervogt zu einem Ortstermin umzugestalten, weshalb Abt Martin von Lochau mit dem Klostervogt Marten Ulich, Hans Weichardt und einem Diener von Zella sowie der Hauptmann Heinrich Zoschwitz

mit dem Schlossvogt Baßauer von Freiberg nach Siebenlehn kamen, den Rat der Stadt und die Gemeinde Breitenbach in den Gasthof der Stadt luden, beide Gemeinden zum Frieden ermahnten und nach Besichtigung der Raine die fraglichen Plätze der Stadt Siebenlehn zusprachen. Der Breitenbach sollte weiterhin als Grenze zwischen beiden Gemeinden gelten. Weiter aufwärts wird sicher der kleine Nebenbach, der hinter den Häusern der östlichen Marktseite dem Breitenbach zufließt und auf dem Grundstücke der Marmeladenfabrik (1950) mündet, die Grenze beider Orte gebildet haben, wie es bis 1913 gewesen ist.
Dreißig Jahre später baute Asmus Schnabel ein Haus unter dem 1520 erbauten Spital, worüber sich die Gemeinde Breitenbach beschwerte, weil angeblich ihre Grenze dadurch verletzt würde. Sie wurde aber von den Siebenlehnern zurückgewiesen und an den Entscheid von 1490 und 1492 erinnert. Paulus, Abt zu Zella, besichtigt diesen Raum und sendet nach 14 Tagen den Bursarius (Säckelmeister) mit dem Vogt Merten Ulich herauf und zeigen der Gemeinde Breitenbach an, dass sie sich an den Schiedsspruch des früheren Abtes Martin von Lochau halten sollten, wodurch der Bauplatz der Stadt zugesprochen worden war. 1537 glaubten die Siebenlehner ein Recht zu haben, ihr Vieh auf der Breitenbacher Gemeindetrift weiden zu dürfen. Es wurde ihnen aufgegeben, nachzuweisen, aus welchem Privilegium sie dieses Recht herleiteten. Die geschichtlichen Nachrichten verschweigen den Ausgang der Sache. Wahrscheinlich war es nur ein zeitweise geduldetes Herkommen gewesen, sodass der Anspruch der Siebenlehner zurückgewiesen war und die Sache im Sande verlief.

Im Jahre 1500 kommt Siebenlehn durch Verkauf an das Kloster Zella mit allen Rechten und Pflichten, während es ab 1370 Amtsstädtlein im Amte Freiberg war. Ein Amtmann (auch Hauptmann) war der nächste Vorgesetzte über die Stadt. Der Amtmann Heinrich von Heynitz hat im Jahre 1500 die Stadt dem Abte Martin zu Zella im Auftrage des Herzogs Georg von Sachsen *„neben etlichen Schriften"* übergeben. Bei der Erbhuldigung der Siebenlehner versprach der Abt die Stadt bei all ihren Freiheiten, Herkommen und Gewohnheiten zu belassen, ihnen auch keine weiteren Beschwerungen aufzuerlegen. So ging Siebenlehn am Tage Egidi (2. September) in den völligen Besitz des Klosters mit hohen und niedrigen Gerichten über, während bis dahin die Fürsten das letzte Wort sprachen. Der Kauf sollte bis nach zehn Jahren rückgängig zu machen sein, danach aber als Erbkauf gelten, was auch geschehen ist.

Der Verkauf der Stadt an das Kloster brachte ihr neue Statuten, die vom Abt zu Zella konfirmiert wurden und heute noch in amtlich beglaubigter Abschrift erhalten sind. Sie geben uns einen deutlichen Einblick in die Rechts- und Verfassungsverhältnisse der Stadt und lassen das Leben der Bürger klarer vor dem Hintergrunde der allgemeinen Gemeindeverfassung sich abheben, als das bisher aus den wenigen erhaltenen Urkunden und anderen Nachrichten zu ersehen war.
Darnach kostete einem Fremden, der sich hier niederlassen wollte, das Bürgerrecht ein Neuschock Groschen, davon die Hälfte der Gemeinde, die andere dem Rate zukam. Heiratete dagegen ein Fremder eine Siebenlehnerin oder eine Fremde einen Siebenlehner Bürger, dann kamen sie mit 12 Groschen davon. Jährlich war das Bürgerrecht mit drei Groschen zu verzinsen. Dafür konnte der nun als vollwertiger Bürger Geltende seine Nahrung treiben wie er wollte, mit Kaufen und Verkaufen, ausgenommen das Malzen, Brauen und Schenken. Hausgenossen, die nicht das Bürgerrecht besaßen, mussten jährlich zwei Groschen aufs Rathaus zahlen.

Die Bestimmungen über das Erbrecht waren dem Beispiel der Stadt Freiberg angeglichen, für welche das sächsische Recht ebenso galt wie für Siebenlehn, sodass wir uns schenken können, näher darauf einzugehen.

Das Brauen, Malzen und Schenken behielt sich aber die Altgemeinde vor und ließ neu ansässig gewordenen Fremde nicht daran teilnehmen, es sei denn, dass einer ein brauberechtigtes Haus erwarb. So kam es, dass es brauberechtigte und nichtbrauberechtigte Häuser gab. Das Brauen war hier in Siebenlehn, wie auch anderswo vor 400 Jahren, nicht die Sache eines Berufes allein wie heute, sondern ein Vorrecht der alteingesessenen Bürger. Das Brauhaus gehörte der Gemeinde, und jeder Brauberechtigte konnte es benutzen. Das selbstgebraute Bier wurde im eigenen Hause verschenkt und der Betreffende war dann etwa eine Woche Gastwirt. Das Reihschankzeichen, über der Haustür aufgehängt, tat das der Bürgerschaft kund. Wer brauen wollte, musste vom Rat ein Zeichen nehmen und dafür sieben Groschen Zeichengeld aufs Rathaus geben. Jedem brauberechtigten Bürger waren jährlich fünf Biere (Gebräue) zu brauen erlaubt, wovon zwei von Michaelis bis Weihnachten, eins in der Zeit bis Fastnachten und nach diesem Tage die beiden anderen Gebräue zu schenken waren. Diese Menge konnte vom Amtmanne oder Rate erhöht oder verringert werden. Der Ausschank geschah gewöhnlich am Sonnabende, dann

sonntags und montags, doch durfte er in der Woche fortgesetzt werden, sofern noch Bier vorhanden war. Aber es sollte nicht mehr als ein halbes Bier auf einmal zum Ausschank kommen. Fremde Biere durften ohne Erlaubnis des Rates nicht verschenkt werden, die nur dann erteilt wurde, wenn das Bürgerbier des Rates getrunken war. Von einem Fasse fremden Bieres musste ein Groschen aufs Rathaus gezahlt werden, von jedem Viertel Wein zwei Groschen und ein Kännchen zum Schätzen dem Rate. Welcher Gast ohne zu zahlen fortging, sollte von Stund an *„verzehlt"* werden. Er war vom Schenkhausbesuch ausgeschlossen und wurde bestraft. Pflicht des Bürgermeisters und des Rates war es, für Sicherheit und Ordnung im Gemeinwesen zu sorgen. Zweimal im Jahre wurden die Feuerstätten besichtigt und der Befund dem Amtmann angesagt. Kam in einem Hause ein Feuer aus, so musste das vom Hauswirt oder seinem Gesinde *„beschrieen"* werden, d.h. es war sofort zu alarmieren, indem Lärm geschlagen wurde. Anderenfalls kostete ihm das 12 Groschen Strafe an den Rat oder gar ein halbes Schock an den Klostervogt. An jedem Hause musste eine Leiter hängen, womit man die Höhe des Gebäudes erreichen konnte. Zur Sommerszeit hatte vor der Haustür ein Gefäß mit Löschwasser zu stehen. Um den Nachbarn einen Schabernack zu spielen, scheint manchmal das Wasser ausgegossen worden zu sein, oder man zerschlug gar die Reifen des Fasses, denn es wird in der Stadtordnung verboten und mit Strafe gedroht. Merkwürdig nach unseren heutigen Begriffen gilt folgendes, wörtlich wiedergegebenes Verbot: *„Item welcher mit Wischen oder Spänen auf der Gassen besehen wird, der solle dem Rat die Strafe geben"*. Auch durfte kein Bürger ohne des Rates Wissen und Erlaubnis Hausgesinde in seiner Behausung aufnehmen. Es gab also unsere Wohnungsanmeldung bereits im Jahre 1500 hier wie anderswo.

Der Anfang einer Marktordnung zum Schutze der kaufenden Verbraucher ist darin zu erblicken, dass kein Wiederverkäufer auf dem Wochenmarkte Waren aufkaufen durfte, um sie später weiterzugeben, *„es sei denn, dass der Seiger zwölf geschlagen hätte oder der Markt zugegangen wäre"*. Wo der Stadtknecht einen darüber begriffe, dem solle er die Ware wegnehmen.

Gegen allzu großen Luxus wandte sich das Verbot großer Hochzeitsschmäuse. Es wurde niemand ohne Erlaubnis des Amtes mehr als fünf Tische bei einer Hochzeit zugebilligt. Ferner war es damals Sitte, dass eine Wöchnerin nach dem Verlauf von sechs Wochen eine Gasterei gab,

wenn sie ihren ersten Kirchgang feierte. Sie durfte dabei nicht mehr als einen Tisch Gäste laden.

Kein Bierschenke durfte in seinem Lokal „*Spiel verhängen*“, d.h. zulassen, wenn er erhebliche Strafe vermeiden wollte. Im Übertretungsfalle musste er dem Vogte (Amtmann) ein Schock und dem Rate 12 Groschen zur Buße zahlen. Ließ aber jemand, der nicht gerade am Reihschank war, in seinem Hause spielen, der musste diese Strafe doppelt zahlen. Zweimal prüfte der Rat im Jahre die Kännchen und Maße der Schenken und nahm den Wirt in Strafe, der zu kleine Maße verwendete.

Durch den Bergbau begründet und für damalige Zeit als seine notwendige Folge wurde Siebenlehn ein Handwerkerstädtchen. „*Weil nun die Bergleute gern zehren, des Brotes, Fleisches, Bieres, Unschlitts zu Schmer- und Grubenlichtern nicht lange entraten können, noch weit darnach laufen wollten, haben sich etliche Bäcker, Brauer, Fleischer, Gerber, Schuster, Seiler, Zimmerleute usw. zu ihnen gesellet, ein Haus neben dem anderen angebauet, zu mahlen, zu backen, zu malzen, zu brauen, zu schenken, zu schlachten und zu schmelzen, auch andere Hantierung nach Bergwerksrecht und -freiheit zu treiben angefangen, und damit denen Bergleuten rechte Lust, das Werk mit Freuden anzugreifen, gemacht*“. So sagt wenigstens der erste Chronist Siebenlehns, Johann Konrad Knauth im Jahre 1721, und wenn man diesen Gedankenablauf recht verfolgt, so kann man ihm wohl zustimmen, wie auch die geschichtliche Überlieferung solche Entwicklung, nämlich die auf landwirtschaftlicher Grundlage ausschaltet, denn der Bodengrund war zu klein, als dass eine starke Landwirtschaft hier entstehen konnte. Das muss die Gemeinde auch selbst empfunden haben, sonst hätte man in der zweiten Hälfte des 16.Jahrhunderts wohl nicht eine „*Hufe Landes*“ von der Herrschaft Käseberg, dem späteren Augustusberg, in Erbpacht genommen. Diese Hufe lag westlich der Nossen-Freiberger Straße zwischen dieser und dem Zellwalde und begann dicht hinter den Schützenhausfeldern mit dem heutigen Grundstück Nr. 78 B (1996: Nossener Straße 17) beginnend, das damals noch nicht bebaut war. Die weiteren Fluren der Hufe lagen nach Augustusberg zu. Die Grundstücke zahlten noch bis in die neueste Zeit ihre Grundsteuern nach Augustusberg. Nordwärts anschließend an die Schützenhausfelder lagen zunächst die Krautäcker, kleine Feldstreifen, die in der Gesamtgröße 2 bis 2½ Scheffel ausmachten. Jeder einzelne Acker hatte nicht mehr als eine Metze Aussaat. Sie waren schocksteuerfrei und jederzeit nach Belieben zu veräußern. Ihre Pacht betrug 1 bis 4

Groschen Gemeindezins. Sie sind von jeher mit zur Hufe Landes gerechnet worden. Hinter den Krautäckern lagen die *„Hirtenbrachen“* bis an den Wald. Auch die vielfach in den städtischen Rechnungen erwähnte *„Bürgermeisterwiese“* ist hier zu suchen. Die eigentliche *Hufe Landes* schloss sich längs des Zellwaldes weiter nordwärts an, mit einer Größe von etlichen 40 Scheffeln. Dieser wohl in der zweiten Hälfte des 16.Jahrhunderts neu erworbene Bodenzuwachs der Stadtgemeinde Siebenlehn war in 58 1/3 Losstücke oder Krautäcker aufgeteilt und vom Rate an die Bürger ausgetan, weshalb sie als *Ratshufe* oder *Bürgerhufe* bezeichnet wurde. Die Stücke verblieben den Pächtern als Eigentum. So konnten die Handwerker Ackerbürger werden, was ihre Nahrung in Zeiten des Niedergangs im Handwerke sicherstellte. Im Jahre 1628 war die Hufe mit 262 ½ vollen Steuerschocken bewertet, was auch 1783, zu der Zeit einer neuen Schätzung noch Geltung hatte. Die Felder wurden sowohl von Siebenlehnern als auch von Augustusbergern bewirtschaftet *„oder wo sie sonst wohnhaftig“* waren. Sie werden in ihrer Qualität als sehr gering bezeichnet und lagen *„unterhalb des Waldes in starker Wildbahn“*. Mit letzterer Bemerkung mag der Schreiber von 1783, wohl der Amtmann von Nossen, recht haben, während die Einschätzung wegen des geringen Bodens wohl mehr zweckmäßige Gründe gehabt hat, um sie nicht allzu hoch mit Schocksteuern zu belasten. Die Hufe Landes in Erbpacht samt den eigentlichen Krautäckern brachten der Stadt eine stattliche Summe ein, denn der Rat zahlte nur die Landsteuer und andere Zinsen (Walburgis-, Michaelis-, Martinizinsen, das Kohlfuhr-, Hafer- und Maßfuhrgeld) dafür nach Käseberg in einer Gesamthöhe von 4 Schock 11 Groschen 3 Pfennige und nahmen 16 bis 17 Schock von den Krautäckern ein. Ein lohnendes Geschäft für die Finanzen der Stadt. Der Dreißigjährige Krieg (der *Deutsche Krieg*, wie er damals hieß) ließ den Begriff der *„Hufe Landes“* verblassen, aber der Begriff der *„Krautäcker“* und der Losstücke blieben, allerdings auch die Steuern nach Käseberg. Die Ratshufe war in frühester Zeit wahrscheinlich zellisch und die Krautäcker gehörten offenbar zur Herrschaft Käseberg.

Doch ist in Zweifel zu ziehen, ob diese Hufe Landes identisch ist mit der sogenannten *„freien Hufe Landes“*, in der noch erhaltenen Originalurkunde von Rochlitz vom 2. Juni 1388 erwähnt, die wohl das frühere Vorwerk vor Siebenlehn bildete. Dieses hatte um 1430 Hans Marschall von Bieberstein zu Lehen von Bischof Johannes zu Meißen. Der Bischof verkaufte 1430 das Schloss Nossen samt allen Lehnsleuten, wozu auch der derzeitige Besitzer der freien Hufe gehörte, an den Abt und den Convent zu Zella. Im

Jahre 1433, am Mittwoch nach dem heiligen Dreikönigstage wurde darum Hans Marschall von Bieberstein in einer zu Mogelin (Mügeln) gegebenen Urkunde ans Kloster gewiesen. Er verkaufte sein Lehen 1439 ans Kloster selbst, bei welchem die freie Hufe bis zur Aufhebung des Klosters 1539 oder 1540 verblieb. Diese Hufe wurde nach 1540 dem Oberförster Windreuter überlassen, der sie aber bald an den Rat zu Siebenlehn verkaufte. Danach müsste es eigentlich die oben erwähnte Ratshufe sein. Als Bestand oder doch als Kern der Forsthofhufe, des ursprünglichen Vorwerkes, sind doch wohl die Forsthoffelder anzusehen, die anschließend südlich jener Ratshufe lagen.
Wer kann das entscheiden, was nach des Chronisten Beyer 1855 gegebenen Nachrichten schon von früheren Jahrhunderten unternommenen *„archivalischen Erörterungen“* nicht entscheiden konnten. Der Begriff *„Hufe“* tritt in den erwähnten Beurkundungen nicht als genau abgewogenes Feldmaß auf, sondern ist für ein zusammenhängendes Stück Land in ungefährer Größe einer Hufe verwendet worden und bedeutet eigentlich Gut oder Vorwerk.

Durch diese Erwerbungen wurde der Besitzstand der Stadt etwa um das Doppelte vergrößert und die Gemeinde erst eigentlich eine lebensfähige Gemeinschaft, die sich bei den damaligen Rechts- und Wirtschaftsverhältnissen ohne Hilfe anderer Gemeinwesen auch in Notzeiten selbst erhalten konnte mit 32 Erbpächtern.

Vom Vorwerke vor Siebenlehn hören wir 1430, 1433, dann wieder 1436, 1439, bis es von jenem Herrn von Bieberstein am Sonntage nach unsrer Frauen Lichtwende, 2.Februar ans Kloster verkauft wurde, samt dem Zubehör, insbesondere ein Schock Steuern von der Mühle, die er hat neu bauen lassen. 43 Groschen erbrachten noch etliche Äcker um Siebenlehn dazu. Der Verkaufspreis betrug 100 neue Schock Groschen.
Es kann nur der Forsthof gewesen sein, denn von einem Vorwerk ist in den Stadtrechnungen nichts zu finden. Nach der Säkularisierung der Klöster in Sachsen, auch Altzellas, wurde der Forsthof Sitz eines kurfürstlichen Beamten, des Forstmeisters und blieb also für Siebenlehn exemter Boden. Die Mühle, die hierbei genannt wird, war gewiss die Beiermühle, die in private Hand verkauft worden ist. Am 18. Februar 1540 kam die Sequestrations-Kommission und hob das Stift Altzella auf. Das Klostergut wurde an den letzten Abt des Klosters, Andreas Schmiedewald, verpachtet.

Der Zellwald war in den Pachtvertrag inbegriffen, doch ohne die Jagd, die sich der Kurfürst ausdrücklich vorbehielt. Früher, zur Klosterzeit, wird von sieben „Forstdienern" berichtet, die den Zellwald in Obacht und Verwaltung zu nehmen hatten. Jetzt wird ein Oberförster Oswald von Eckersberg mit einem Gehalte von 20 Gulden angestellt, dazu einem Malter Korn und einem Malter Hafer. Seine Wohnung befand sich aber in Marbach. Der Forsthof war eines der angeblich elf Vorwerke, die das Kloster besessen hatte. Als solches befand sich hier eine bedeutende Landwirtschaft. Im Stalle standen 18 Melkkühe. Ein Hahn und zehn Hühner werden erwähnt, und unter den Vorräten hält man einen Scheffel Hanfkörner für erwähnenswert.
Für Siebenlehn blieb der Forsthof als Steuerobjekt exemt, und zwar immer bis zu seinem Verkaufe im Jahre 1820. Zehn Jahre nach Verstaatlichung der Klöster 1550 zieht Wolf Windreuter als erster Wildmeister in den Forsthof ein. Am 28.September 1554 erhält der Amtmann in Nossen, Barthol Lauterbach, vom Kurfürsten die Anweisung, dass *„Wolf Windreutern die Hufe Landes samt dem dazugehörigen Wiesenbachs, die etwa zu dem Vorwerke Miliß gehörig gewesen, welche die Einwohner zum Siebenlehn itzo als Lasgut brauchen, erblich geeignet und geliehen hat."*
Am 4.April 1556 bekommt Windreuter die Zueignung der Hufe Landes. Sie liegt „in dem Siebelischen Feld" hinter unserem Forsthof zwischen Lorenz Schusters und Nikol Lößnitzners Feldern daselbst und sonst in einzelnen Stücken und bringen jährlich 20 Gulden 10 Groschen Zins. Dafür trat er dem Kurfürsten sein Haus in Zschopau ab, das er Hansens von Reinsberg abgekauft hat. Deshalb und seiner Dienste willen wird ihm und seinen Nachkommen der vorerwähnte Zins erlassen. Der Forsthof blieb nun Amtssitz der Wild- und Forstmeister. Als Windreuter später zum Landjägermeister in Dresden befördert wurde, zog Wolf Gastel aus Dresden als Forst-, Pirsch- und Wildmeister der Ämter Dresden und Nossen ein. Er erwarb das Klostervorwerk Böhrigen mit der Mühle an der Striegis und Dittersdorf. Wolf Gastels Nachfolger auf dem Forsthofe wurde sein Schwiegersohn Christoph Zschimmer aus Dresden, der ebenfalls Forst-, Pirsch- und Wildmeister war. Im Dreißigjährigen Kriege wurde der Forsthof von dem kaiserlichen Kroatenoberst Markus Corbitz und seinen entmenschten Soldaten niedergebrannt, ebenso wie das ganze Städtchen in Flammen aufging. „Das Brandgemäuer" blieb bis 1694, also 62 Jahre liegen. Erst zur Zeit des Oberforst- und Wildmeisters Ernst Günther aus

Dresden wurde er wieder aufgebaut, dessen Sterbehaus er 1714 werden sollte.
Christoph Zschimmer erwarb das nahegelegene Zellvorwerk Käseberg (Augustusberg), indem er es der kurfürstlichen Kammer gegen das Schenkgut zu Klotzsche im Jahre 1633 vertauschte, aber im nächsten Jahre schon verstarb.
Der Nachfolger Zschimmers war der Wildmeister und Oberförster Hans Georg Otto, genannt Sultzfelder, der als Interimswohnung in das bisherige Amtshaus in Nossen ziehen musste und 1641 das Kammergut Zella pachtete. Im Amte des Forstmeisters in Siebenlehn folgte ihm sein Sohn Hans Georg Otto Junior, der in Siebenlehn ein eigenes Haus erwarb und dafür eine Wohnungsentschädigung erhielt. Er blieb bis 1690 im Amte und hat die Jahre seines' Ruhestandes wahrscheinlich auf seinem Gut in Augustusberg verlebt, wo er 1705 starb. Sein Nachfolger auf dem Forsthof, Wildmeister und Hofjäger Christoph Schreier, blieb nur einige Jahre hier, da er zum Pirschmeister im Dresdener Jägerhofe befördert wurde.
Dem Oberforstmeister Ernst Günther folgte 1714 Oberforst- und Wildmeister Johann Christoph Rachhalß, der aber bereits nach 6 Jahren verstarb und in der Siebenlehner Kirche begraben wurde. Der Oberwildmeister Hartmann von Gessau und Farrenstätt wurde Forstmeister auf dem Forsthofe. Zu seiner Zeit wurde die hohe Forstinspektion, der weit mehr Forsten unterstellt waren, von der Verwaltung des Zellwaldes abgetrennt und nach Grillenburg verlegt, wodurch die Bedeutung der Siebenlehner Forstmeisterei sank. Immer aber wohnten die Forstmeister noch hier, und wenn auch der Grund und Boden des Forsthofes nicht zur Stadt gehörten, so sind doch die Forstmeister und ihre Beamten nicht aus dem Leben des Städtchens wegzudenken. Sie lebten mit den Bürgern zusammen, hatten in der Kirche ihre Stände, brauten im Gemeindebrauhaus ihre Biere, waren teils Bürger der Stadt, standen bei hiesigen Bürgerkindern Pate, starben meist hier und wurden in der Kirche oder auf dem Friedhofe hier begraben. Forstmeister Otto jr. machte sich sogar ansässig, Er kaufte den Gasthof. Sein Bruder, der einem unglücklichen Zufalle einen Körperschaden verdankte, wurde Böttcher in der Stadt. Es ist zu vermuten, dass er der Stammvater der Böttcherfamilie Otto ist. Oberförster Otto, genannt Sulzfelder, wurde im Oederaner Tännicht auf einer Jagd von einem Bären verletzt und verwundet nach Hause gebracht. Sein Weib gebar vor Schreck einen Knaben, der zum Weidwerk „untüchtig" war und deshalb Böttcher wurde. Zur besseren Fortsetzung seines

Handwerkes bekam er jährlich sechs Böttcherbäume aus dem Zellwalde, die ihm sein Bruder, der Forstmeister, anweisen konnte.
Von späteren Forstmeistern sind bekannt: Heinrich Gottlob Schüler 1743 bis 1780, Oberforstmeister Johann Christoph Trützschler, Kammerjunker und Oberforst- und Wildmeister Carl Friedrich Pflug, sowie Franz Adolph von Mangoldt um 1800.
Am 18. April 1820 verkaufte der sächsische Staat den Forsthof an den Lederhändler und Lohgerber Johann Gottlieb Lauenstein, weshalb der Forsthof am 30. November 1821 unter die Gerichtsbarkeit der Stadt Siebenlehn gestellt wurde. Vorläufig war dem Fiskus noch das Gesindehaus reserviert, bis auch dieses 1825 dem Stadtgericht unterstellt wurde. Die Stadt musste dafür fünf Thaler jährlich an den Fiskus entrichten. Am 16. Juni 1901 brannte der Forsthof ab, und damit verschwand auch äußerlich ein Zeuge mittelalterlichen Behördentums aus dem Stadtbild. Amalie Dietrich und ihr Mann, der Naturforscher, wohnten noch hier von 1846 bis etwa 1860.

Zu dem Forsthofgute gehörte 1783 ein Flurstück, „die Hecke“ genannt, dessen Name sich noch heute in den „Heckenfeldern“ erhalten hat. Sie liegen am Zellwald zu beiden Seiten des Forsthofweges „über dem Waldgraben“, dessen Verlauf heute der Grenzweg (kenntlich an den Rainsteinen mit den Kurschwertern) bezeichnet; gehörte also zum Zellaer Forst, und zwar zum Obergrunaer Revier. Im Jahre 1725 waren die Heckenfelder dem damaligen Kammer- und Jagdjunker von Gessau gegen einen jährlichen Erbzins von 12 Groschen überlassen worden. 1783 besaß sie der kurfürstliche sächsische Kammerjunker und Oberforst- und Wildmeister Carl Friedrich Pflug. Ihre Größe betrug 10 bis 12 Scheffel Aussaat. Sie waren mit 12 gangbaren Schocken besteuert.

Wie die Ratshufe, so weisen auch andere Flurstücke der Stadt auf ein Herkommen von Augustusberg hin, in erster Linie die „Hanick'sche Hufe“, die ebenfalls unter der Augustusberger Gerichtsbarkeit stand. Sie fasste 3 Malter Feld, gleich 36 Scheffel und lag östlich der Nossener Landstraße. Noch im Jahre 1800 sind auf dem Siebenlehner Meilenblatt die Hanick'schen Wiesen angegeben, die weiter dem Muldentale zu, sich zu dem Koch’schen Teiche senken, ein Name, der heute verstümmelt mit „Kasteiche“ bezeichnet wird. Der Größe entsprechend war die Hanick’sche Hufe mit 210 Steuerschocken schon von altersher veranschlagt. Sie war aber von der Hanick’schen Familie in das Eigentum des

Siebenlehner Grundbesitzers Jakob Löwe übergegangen und ein Johann Christian Hanicke von Augustusberg besaß nur noch 2 und ¾ Scheffel Feld von einer anderen, ebenfalls in Augustusberger Gerichtshoheit liegenden Hufe, der Heimrich'schen halben Hufe, deren Besitzer mit dem Hausgrundstück in Siebenlehn angesessen war. Johann Michael Heimrich hieß er.
Beide Hufengüter sind übrigens schon in früherer Zeit zergliedert und einzelnen Bürgern Siebenlehns, wie auch Augustusberger Besitzern, veräußert worden. Die alte Einschätzung der Schocksteuern beider Großgrundstücke stammt aus dem Jahr 1628. Schon bei den Neueinschätzungen 1688 und 1716 aber, waren diese Großflächen zerteilt, eine Bodenreform, die sich als notwendige Folge des Bedürfnisses der Bürger nach Ackerland von selbst ergab.

Der Siebenlehner Bergbau

Auszug aus der „Meißnischen Berg-Chronica“ von Peter Albinus vom Jahre 1589

Otto Bischoff zu Freysingen in seiner Historien schreibet, das bey Keyser Ottonis I. zeiten das Bergwerck zu Goßlar / welches Silber und Kupffer / oder wie Sigebertus Gold und Silber gegeben / auffkommen.
Diesem haben nachmals viel Historici / so von Keysern vnd andern geschichten etwas geschrieben / gefolget / vnd ist also solches bisher in keinem Zweiffel gesetzet worden / wie auch an seinen ort ‘ferner meldung geschehen sol. Neben diesen wollen etliche newe Scripten / vnter denen auch Wolffgangus Craus / Valentinus Moncerus vnd Brotufius bekannt sein (dazu ein alt Magdeburgisch gedruckt Chronicon / so für das Weichbildt gesett / stimmet) das auch die Bergwerck im Lande Meyssen zum allerersten zur zeit desselben Goßlarischen Bergwercks erfindung / oder je kurtz hernach sich ereignet / vnd ihren anfang sollen genommen haben. Vnd wird das allererste Bergwerck dieses orts / so zur selben zeit erfunden vnd zu bauen angefangen / von etlichen Namhafftig gemacht / vnd zum Sieben Lehen genant / welches denn von einem Städtlein / so nicht fern von Freyberg gelegen / vnd heut zu Tag noch Siebeln genant ist / verstanden wird. Neben dem wollen auch etliche diese wort / so in Ditmaro lib. 2 stehen / hiezu anziehen / vnd von dieser meinung verstehen: Temporis suis (vid. Ottonis I.) aureum illuxit seculum, U. apud nos Primuminuenta est vena argenti. denn sie die wörtlein / apud nos, weil er im Lande zu Meyssen ein solch sein Buch geschrieben / auffs Land zu Meyssen / vnd nicht auff Sachsen / ziehen wollen / welches ich hiemit in seinen wirden bleiben / vnd'einen anderm vertheidigen lasse. Aber sonsten hat derselbe Flecken (so zur Zeit vnter das Fürstliche vnd reiche Kloster alten Cella gehöret / vnd jetzund damit wir dieses auch gedenken / sonderlich wegen der guten Semmeln / oder schönen schmackhafften Brods / so allda gebacken / vnd viel gen Freyberg Dreßden vnd andre vmbliegende ort geführet vnd getragen wird / beruffen) ein sehr alt Bergwerck gehabt / wie aus der gelegenheit / Hallen / Bingen / vnd anderen anzeigungen / für etlichen Jahren besser als jetzo zu sehen gewesen sein soll. Hierzu stimmet / das auch die Einwohner selbst / je vnnd je sich daselbst rühmen / das Bergwerck zu Freyberg hab seinen anfang / von den alten Sibelschen Bergwerck / Essey auch Bergordnung vnd alles anfenglich von dannen dahin gewendet worden. / Welches ob es wohl das ansehen / das es sonsten nicht durchaus mit den Historien der

Stadt vnd Bergwerck Freyberg vber einstimmen (denn wir hernach erinnern wollen / das die bergstadt Freyberg nach etlicher bericht endlich eine Bergordnung von Iglaw bekommen) kan doch wohl sein / das neben den Sächsischen Bergleuten / so das Freybergische Bergwerck rege gemacht / wie bald mehr angezeigt werden sol / sich auch / was von den alten Bergleuten zu Siebeln damals noch hinderstellig gewesen / zur selben zeit dahin gemacht haben.

Es ist kein zweiffel das die Bergwerck (es sey nun wie alt es wolle / denn ich mich derer meinung / welches es für so alt achten / weil ich keinen sonderlichen bestendigen grund aus alten Brieffen oder Chronicken noch zur zeit weis / nicht gantz und gar theilhafftig machen kann) ernennet sey / von den alten Wörtlein Sieben Lehen / damit man vor zeiten ehe dieses jtzo breuchliches Wörtlein auffkommen mehr gewesen / als Jizt ein Fundgrub / vnd derhalben 49. Lachter in sich gehalten.

Am begehrtesten von allen Bodenschätzen waren dem Menschen jederzeit die Erze, die sich in unserer Gegend stets als Gänge im festen Gestein erwiesen. Der Name „Erzgang" kann den Nichtfachmann irreführen, da es in Wirklichkeit keine Gänge sind, also nicht begehbar. Erzgänge sind von Gangmassen und Erzen ausgefüllte Spalten oder Sprünge im festen Gestein. Anderwärts sind es zuweilen Stöcke, wie beispielsweise die Zinnstöcke bei Altenberg und Geising im oberen Erzgebirge. Aus solcher verschiedenen Lagerung der erzführenden Gebirgsmassen ergibt sich ein verschiedener Abbau. Während unsere Silber- und Bleierze von langen Stollen nach den Firsten (Decken) abgebaut werden, erfordert die stockartige Lagerung jener Zinnerze die Ausarbeitung großer Hallenräume, wie wir sie in den Zinngruben bei Altenberg noch finden und die dort zu dem gewaltigen Zusammenbruch und der großen Binge geführt haben, weil die einzelnen Grubenbesitzer keine Rücksicht aufeinander nahmen.

Der Träger unserer Erzgänge, also das von Spalten durchsetzte Gestein unter unserer Stadt und ihrer nächsten Umgebung ist der Gabbro oder seine flasrige Abart, der Amphibolschiefer, weiter nach Osten und Südosten zu der Gneis, im Süden bei Obergruna und Kleinvoigtsberg auch Glimmerschiefer, im Südwesten im Zellwalde Kiesel- und Alaunschiefer, Tonschiefer und andere Gesteine aus der Zeit des Kambriums. Der in einer großen Linse vorhandene Serpentin im nördlichen Teil unserer Stadtflur ist erzleer. Nur ein paar taube Gänge setzen im südlichen Teile des Waldes in seiner Nähe auf.

Nun darf man sich die Erzgänge nicht so vorstellen, dass sie in ihrer ganzen Mächtigkeit (Breite und Dicke) mit abbauwürdigen Erzen gefüllt sind. Die Füllmasse ist bei uns in der Hauptsache der Quarz, jenes meist weiße, spröde Material von großer Härte, das sich als Dampf oder heiße Flüssigkeit in den aufgerissenen Spalten des Gabbros abgesetzt hat. Daneben findet sich, allerdings in geringerer Menge auch Braunspat und Kalkspat nebst fein eingesprengtem Eisenkies (Schwefeleisen) vor. Wegen des vorherrschenden Quarzes rechnet der Bergmann diese Gänge zur *„edlen Quarzformation"*. Die darin eingeschlossenen Erze waren Zinkblende, Bleiglanz, Antimon-Silberblende, Silberglanz, Weißgültigerz, Rotgültigerz und gediegenes Silber. Auch Trümmer der Salbänder, also rechts und links oder - da die meisten Gänge schräg liegen-, unten und oben anliegendes Gestein (hier der Gabbro), sind von der festwerdenden Kieselsäure ein- und umschlossen worden, und sitzen nunmehr fest in dem harten Quarze. Oftmals noch mit einer Rinde Bleiglanz oder Zinkblende umgeben, nennt der Bergmann diese Ausbeuten „Ringel- oder Kokardenerz".

Der bedeutendste erzführende Gang unter Siebenlehn war der *„Bruno Morgengang"*. Wie sein Name sagt, streicht er in der Richtung nach Morgen (Osten) oder mehr nach Nordosten bis Westen und Südwesten. Alle Gänge in dieser Richtung nennt man Morgengänge. Der *„Bruno Morgengang"* läuft in Hora 5,4. Der bergmännische Kompass wird in zweimal 12 Stunden eingeteilt, von Norden nach Süden rechts herumlaufend, und diese sind wieder in Zehntel eingeteilt. Hora 6 ist Richtung Ost-West, 90 Grad zur Nord-Süd-Linie. Hora 5,4 ist also der Ost-West-Richtung sehr nahe. Innerhalb der Stadt hält er in einem leichten Bogen die Richtung von „Büttners Bruch" im Hofe des Hauses Nr.96 am Ring (Hinterhaus von Hummitzsch, 1996: Freier Platz hinter Haus Markt Nr.7) über den „Brunoschacht" (jetzt Garten Bitterlich) nach dem großen Bruch im Gambrinushof im Jahre 1905 und dem Pfarrgartenbruch hinunter. Dieser Erzgang liegt weder flach noch steht er senkrecht (saiger), sondern fällt durchschnittlich unter einem Winkel von 68° nach Norden ein. Sein Tiefliegendes ist also weiter nach Norden zu suchen als der Ausstrich zutage, dessen Verlauf etwa durch die vier genannten Punkte innerhalb der bebauten Fläche gekennzeichnet wird.

Streicht ein Erzgang über Nordost hinaus mehr von Nordost nach Südwest bis Nord-Süd, so wird er ein *„stehender"* Gang genannt, ein

irreführender Name, da ein solcher Erzgang ganz flach, vollkommen eben liegen kann. *„Stehender Gang“* gibt hier nur die Himmelsrichtung Nord bis Nordost nach Süd bis Südwest an.

Das Einfallen eines Erzganges ist stets rechtwinklig zu seinem Streichen. Wenn der *„Bruno-Morgengang“* fast Ost-West streicht, etwas mehr nach Nordost bis Südwest gerichtet, fällt er fast nördlich mit geringer Abweichung nach Nordwesten ein. Doch wird sein Einfallswinkel zur Waagerechten verschieden angegeben, durchschnittlich mit 68°, während für den höhergelegenen Teil zwischen *„Adolph- und Wolfstollen“* (s.u.) sogar 86°, also fast senkrechtes Fallen gefunden worden ist, zeigt er in größerer Tiefe bedeutendes Verflachen, nämlich 62½°. Seine Mächtigkeit beträgt nach den Bergakten von 0,12 bis 0,60 Meter. Selbstverständlich wechselt sie auf seiner bedeutenden Länge. Er ist in einer Ausdehnung von 800 Metern aufgefahren und ausgebeutet worden.
In seinem westlichen Drittel, schätzungsweise unter der Kreuzung des Nossen-Freiberger Straßenzuges mit dem Forsthofwege- Obere Marktgasse stößt er mit einem anderen Morgengange zusammen, dem *„Vespasian-Morgengange“*, der aber von der Ost-West-Richtung mehr nach Nordost-Südwest abweicht, sich jedoch immer noch innerhalb der Richtung Morgen-Abend hält. Er streicht von der erwähnten Wegkreuzung nach dem „Romanus-Treibeschacht“ auf der Berghalde und läuft dicht östlich an ihm vorbei.
Zwei andere Morgengänge streichen nordöstlich der Stadt nach dem Muldentale zu, und zwar der *„Numa-Morgengang“*, etwa vom Romanus (Museum) bis zur Beiermühle bei einem Einfallen von 67° im Norden. Der etwas weiter nördlich ihm fast parallel laufende *„Ankus-Morgengang“* streicht unter oder neben der Autobahnbrücke von dem linken Muldentalhange hinab zur Talsohle und setzt dicht unter der Brücke bei Pfeiler 4 und 3 unter der Mulde weg auf die andere Talseite über.
Diese beiden Erzgänge werden von einem anderen in ganz verschiedener Richtung gekreuzt, dem *„Claudius-Flachen“*. Dieser Erzgang streicht von Süd-Südost nach Nord-Nordwest. Durch seinen Beinamen *„Flacher“* darf sich der Laie nicht verblüffen lassen. Er liegt nicht etwa flach. Diese Bestimmung gibt nur die Richtung Nord-Süd bis Nordwest-Südost an. Er fällt ebenso wie die vorher beschriebenen Gänge rechtwinklig zu seiner Streichrichtung unter 65° nach Westen ein. ‚Schließlich ist noch ein Morgengang mit dem „Adolph-Stollen“ im Nordwesten der Stadt

durchstoßen worden, der „Martha Morgengang", etwa auf dem halben Wege zwischen dem „Romanus Treibeschacht" und der „Maschine", jener Berghalde, die ursprünglich am Ostrande des Zellwaldes lag, jetzt durch das Niederschlagen eines großen Waldstreifens in die Felder gerückt ist. Neben den *„Morgengängen"* und *„Flachen Gängen"* setzen im Siebenlehner Grubenfelde auch *„Stehende Gänge"* auf, wieder ein Name, der zu Verwechslungen führen kann, da für einen solchen Gang auch eine flache, ja ebene Lage in Frage kommen kann, denn das Wort „Stehender" bedeutet hier wiederum nur eine Himmelsrichtung, die von Nord oder Nordost nach Süd und Südwest verlaufende, die Stunden des bergmännischen Kompasses Hora 1 bis 3. Westlich, bzw. südwestlich der Stadt kreuzen der *„Romanus Stehende"* und der *„Nero Stehende"* den *„Bruno Morgengang"*. Es wird berichtet, dass auf dem Kreuze, die beide Erzgänge miteinander bilden, besonders reiche Erzmittel gefunden worden sind, wie das bei Gangkreuzen oft beobachtet wird.

Vom *„Adolph-Stollen"*, dessen Bau und Bedeutung weiter unten besprochen werden soll, sind noch drei stehende Gänge durchstoßen worden, da dieser Stollen vom Romanus-Treibeschacht in nordwestlicher Richtung nach der *„Maschine"* angelegt worden ist. Es sind dies der *„Heinrich Stehende"*, mit 90° Fall, der *„Ludwig Stehende"* nahebei und der *„Wilhelm Stehende"* mit 80° Einfallen. Sie scheinen ihre Fortsetzung in den Erzgängen des Grubenfeldes *„Vereinigt Feld"* nördlich von Siebenlehn zu finden, sind aber vom Adolph-Stollen nicht weiter *„aufgewältigt"* (bebaut) worden, da dieser nur den Zwecken der Wasserführung dienen sollte. Von den Erzgängen und dem Bergbau am und im Muldentale um *„Vereinigt Feld"* soll einiges ebenfalls weiter unten gesagt werden.

Außer den genannten drei Arten Erzgängen verschiedener Richtung gibt es noch *„Spatgänge"*, die in unserm engeren Bergbaugebiet um Siebenlehn nicht auftreten. Auch diesem Namen kann falscher Sinn unterlegt werden, denn er soll nicht etwa auf den Gehalt der Gänge mit Kalkspat, Braunspat u.a. hinweisen; der Name *„Spatgang"* ‚gibt lediglich die Richtung an, die Stunde (Hora) 6 bis 9 des Kompasses, d.h. Ost-Südost bis West-Nordwest.

Auf den beschriebenen Erzgängen, besonders auf dem *„Bruno Morgengang"* hat der Siebenlehner Bergbau seine Gewinne gesucht. Die bekannteste und wohl auch bedeutendste Grube war der *„Romanus Erbstollen"*, der im Jahre 1737 gangbar wurde, 1857 seine Erzlieferung einstellte und

1886 endgültig durch Überwölbung des Treibeschachtes geschlossen wurde. Die Schächte waren der *„Romanus-Treibeschacht“* auf der Berghalde und der *„Sohrschacht“* im Romanusgarten. Auch der ausgemauerte *„Brunoschacht“* auf dem Bitterlich'schen Grundstück (1996: Markt Nr.11) mit dem Treibeschacht auf dem Otto'schen Grundstück waren für die Ausbeutung des *„Bruno Morgenganges“* von Bedeutung. Hier erfolgte am 31. Oktober 1905 der große Einbruch, der zur Folge hatte, dass die Baue untersucht wurden, denn Aufrisse von den hier früher betriebenen Gruben waren nicht mehr vorhanden. Am Reformationsfest 1905 früh 9 Uhr, gerade als die Leute in die nebenstehende Kirche gingen, entstand ein unterirdisches Getöse. Auf dem Hofe des Gasthauses“ Gambrinus“ war ein Trichter entstanden, der anfangs 4 Meter im Durchmesser maß, sich aber bald auf 17 Meter Durchmesser erweiterte und bis an die Hinterfront des Gambrinusgebäudes reichte. Veranlasst wurde dieser Tagebruch wahrscheinlich durch einen laufenden Brunnen auf dem Hofe, dessen Wasser die Schuttmassen eines alten Schachtes im Laufe der Jahre ausgespült hatte. Am 2.November brannte die Häuserreihe der Unteren Marktgasse: Böttchermeister Otto („Gambrinus“), Wachshändler Anders, Bäckermeister Köhler und Schuhmachermeister Gottlob Rost, sowie der gegenüberstehende Häuserblock mit den Häusern von Naumann, Streubel und Bitterlich, also sieben Häuser. Bei dem Einbruch wurde im Hofe des Naumann'schen Hauses (heute Bitterlichs Garten) durch den Luftdruck eine Steinplatte gehoben, wodurch erwiesen war, dass der hier befindliche „Brunoschacht“ mit dem zusammengebrochenen Schacht in Verbindung stand. Der *„Brunoschacht“* wurde geöffnet und zeigte sich als enger, ausgemauerter Luft- oder Fahrschacht. Beide Schächte waren in ihrem oberen Teil *„saiger”* (senkrecht) niedergebracht. Der Schacht im Gambrinushof erreichte bei 25,5 Meter Tiefe den Erzgang und verlief dann tiefer in der Richtung desselben.

Solche, im Hangenden angesetzte Schächte heißen *„vorgeschlagene Schächte“*, die für eine spätere Bebauung eine besonders große Gefahr bedeuten. Bei den Untersuchungsarbeiten fanden Bergleute sowohl auf dem Bitterlich'schen, wie auch auf dem Streubel'schen Grundstücke bereits alte zugeschüttete Bingen vor, weshalb Streubel nicht wieder aufbauen durfte, Bitterlich aber nur unter der Bedingung, dass er den Grund seines Hauses bis auf den Grund des Stollens, d.i. das Liegende des *„Bruno Morgenganges“*, baute. Das war an der Nordwestseite des Hauses zehn Meter, an der Ecke des Hoftores sogar 14 Meter. Die Untersuchungen, die

der Frage eines eventuellen Aufbaues der sieben Häuser dienten, haben ergeben, dass der „Bruno Morgengang“ unter dem Bitterlich'schen Hause nicht bis zur Oberfläche abgebaut worden ist, jedoch liegt in 22 Meter Tiefe auch hier Abbau vor. Schließlich fand sich bei näherer Prüfung schon in 7,5 Meter Tiefe ein allerdings schmaler Abbau in 40 Zentimeter Breite.
Dort, wo der „*Brunoschacht*“ den Erzgang erreichte, in etwa 25 Meter Tiefe, waren Spuren einer Haspelstatt deutlich zu erkennen. Von dort führte der Schacht in Richtung des Einfallens tonnlägig in die Tiefe.

Auf dem „*Bruno Morgengang*“ sind im 19.Jahrhundert vier Stollen in verschiedener Tiefe zu seinem Abbau betrieben worden. Vom Februar 1840 ist der „*Adolphstollen*“ 75 Meter unter Tage und nach dem April 1851 der „*Wolfstollen*“ in 94 Meter Tiefe aufgefahren worden. Der „*Wolfstollen*“ wurde in den vierziger Jahren (1843, 1844, 1845, 1846, 1848, 1849 und 1850) auf dem „*Vespasian Morgengange*“ gebaut und hatte im letzten Jahre den „*Bruno Morgengang*“ erreicht. 1860 und 1861 ist noch tiefer eine 30 Lachterstrecke aufgefahren worden, die sich vom Treibeschacht etwa unter der ehemaligen Bergschmiede (1996: Garten des Hauses Preußerstraße Nr.5) 30 Lachter (= 60 Meter) nach Westsüdwest erstreckt. Endlich wurde in noch größerer Tiefe in den Jahren 1863 bis 1870 der „*tiefe Elbstollen ausgelängt*“, dessen Sohle 63,865 Lachter tiefer als die Sohle des Adolphstollens liegt. Das wären also fast genau 200 Meter unter Tage.
Die Gezeugstrecken dieser Stollen lagen wie die Stockwerke der Häuser übereinander, so untereinander und waren durch Kommunikationsschächte miteinander verbunden, die senkrecht von einer Strecke zu der darunterliegenden ausgehauen waren. So befindet sich ein solcher mitten unter unserer Stadt auf dem „*Romanusstollen*“ (etwas östlich von der Wirtschaft Lößnitz d.h 1996: Nossener Straße Nr.9). Unmittelbar am Kreuze mit dem „*Romanus Stehenden*“ westlich der Stadt führt der „*Augustusschacht*“ vom „*Wolfstollen*” auf eine Mittelstrecke darunter. Dieser letztgenannte „*Augustusschacht*“ ist westlich hinter dem Friedhofe zu suchen. In der Richtung war der „*Wolfstollen*“ auf dem „*Bruno Morgengang*“ vom Kreuze mit dem „*Vespasian Morgengange*“ aus in den fünfziger Jahren des 19.Jahrhunderts getrieben worden und hat etwa 40 Meter hinter diesem Schacht und dem Kreuze mit dem „*Romanus Stehenden*“ im Jahre 1859 sein Ende gefunden. Hier ist er von einem Porphyrgang durchsetzt, der im

Ausstreichen nur Brekzien enthält. Hinter diesem ist der *„Bruno Morgengang“* vermutlich verworfen und nicht wieder aufgefunden worden.

Die Grube *„Romanus Erbstollen“* fing 1737 mit schönen Hoffnungen an. Es wurden auf Weisung von oben die bergmännischen Gebäude errichtet und welche Wirkung die neue Grube auf das Wirtschaftsleben der Stadt ausübte, zeigte sich darin, dass die Zahl der Fleischer sofort anstieg und 1749/41 23 Meister betrug gegen 11 wenige Jahre vorher. Die beste Ausbeute mag die Grube in den letzten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gehabt haben, denn in den Jahren 1786 bis 1800 brachte ein Kux pro Quartal 1 bis 1 1/2 Taler Ausbeute. 1800 ward ein Kux mit 40 Talern Wert taxiert. Schon in dieser Frühzeit des *„Romanus Erbstollens“* gehörte der Erbstollen *„Zur neuen Versorgung Gottes“* dazu, denn es wurden 1751, 1773 und auch 1796 Vorschüsse aus der staatlichen Gnadengroschenkasse gewährt. Auch der *„Romanus Erbstollen”* erhielt ansehnliche Zuschüsse aus dieser Kasse und der Bergbaukasse, wie am Schlusse berichtet wurde.

Ein Beilehn zum *„Romanus Erbstollen“* war der *„Zella Erbstollen“*, dessen Baue im Zellwalde im Bereich des Spießbächels, Abteilung 74 und 79 am B-Flügel liegen. Hier hinter der *„Roßmäßlerbuche“* (Kreuz Schneise 3 und B-Flügel) befand sich auf dem *„Brigitte Stehenden”*, der ein Fallen von 70° im Gabbro aufweist, ein Tageschacht, der auch den östlich davon laufenden parallelen *„Unbenannt Stehenden“* abbauen sollte. Er ist 1797 bis 1820 betrieben worden. Von dem ganzen Betrieb ist nicht mehr übriggeblieben als ein paar Schutthalden, mehrere Bingen und zwei verschüttete Mundlöcher am linken Ufer des Pietzschebaches, das des *„Zelle Stollens“* oberhalb und das des *„Felix Stollens“* unterhalb der Einmündung des Spießbächels.

Um 1800 bahnte sich eine Vereinigung des *„Romanus Erbstollens“* mit einer anderen großen Grube an, mit dem *„Segen Gottes Erbstollens“* zu Gersdorf bei Roßwein. Diese Grube litt wie die meisten hochgelegenen und auch der *„Romanus“*, unter dem Mangel an Aufschlagwasser zum Betrieb der Maschinen in den Schächten, besonders der Wasserhebungswerke, denn die Dampfmaschine war noch in ihren Kinderschuhen. Zu diesem Zwecke wollte man das Wasser des Pietzschebaches und der Mulde dienstbar machen. Bereits im Jahre 1788 wurde ein Plan erörtert, für den Wassergöpel und die beiden Kunstgezeugs Aufschlagwasser aus der Mulde nach Gersdorf zu führen. Um das nötige Gefälle zu bekommen, musste das

Wasser bei der Amtsmühle in Obergruna abgefangen und hergeleitet werden. Der zu grabende Wasserstollen sollte eine Länge von 15 000 Ellen erhalten. Dieses Projekt wurde damals als untragbar verworfen, da zu teuer für die finanziellen Kräfte des *„Segen Gottes Erbstollens"*. Man zog deshalb den „Romanus" mit in das Unternehmen, nicht zu seinem Vorteil. Im Jahr 1803 wurde mit dem Baue dieses Wasserzuführungsstollens, dem *„Adolphstollen"*, begonnen, aber 1816 vorläufig wieder eingestellt. Im Jahre 1808 war im Neuschacht bei *„Segen Gottes Erbstollen"* ein Bruch erfolgt, wodurch der ganze Wasserzuleitungsplan in Frage gestellt wurde. Man hatte bereits von dem Mundloch an der Pietzschebach (Abteilung 89) 195 Lachter = 390 Meter Stollen aufwärts hergestellt und bei 152 Lachter ein Lichtloch 17 Lachter tief niedergebracht (1.Lichtloch, Halde in Abteilung 89 an Schneise 2).

Erst 1837 wurde der Bau wieder aufgenommen. 1839 schloss die Grube *„Segen Gottes Erbstollen"* mit dem *„Romanus Vereinigt Feld"* ein Abkommen, wonach die Stollenwässer von Obergruna durch die Baue des *„Romanus"* nach dem Mundloch im Zellwald geführt werden sollten. Von hier wurden sie teils oberirdisch, teils unterirdisch weiter nach Gersdorf geleitet, Auch das Wasser des Pietzschebaches staute man durch einen großen Damm an, der heute noch (1950), wenn auch durchbrochen, zu sehen ist. Das Ergebnis war der Zellteich, der bis 1881 bestand.

Von 1839 an waren beide Gruben gemeinsame Besitzer des *„Adolphstollens"*. Die neue *„Adolph Fundgrube"* nahm ein Areal von 612 Hektar, 84 Ar und 63 Quadratmeter ein. Man beschloss in demselben Jahre *„Vier Örter in Schlag zu nehmen"*, zwei auf dem *„mitternächtlichen"* (nördlichen) Trakte zwischen Mundloch und *„Romanusstollen"* und zwei auf den *„mittäglichen"* zwischen 45 *„Romanusstollen"* und dem Einröschungspunkte vom *„Tiefe Hülfe Gottes Stollen"* im niederen Teile von Obergruna. Auf weitere 6 Jahre rechnete man auf die Arbeit im oberen Teile des Stollens.

1844, in der 6. Woche des Quartal Cruzis, begann die Absinkung eines Schachtes zur Niederstoßung eines Lichtloches im nördlichen Trakte und 1846 wurde hier eine Dampfmaschine aufgestellt, die seit 1847 im Gange war. 1848 wurde der Bau zweier Lichtlöcher im südlichen Teil des *„Adolphstollens"* aufgegeben und die Absinkung eines Zentralschachtes auf den Feldern zwischen Breitenbach und Obergruna. Die Kosten dieses Baues überstiegen die Kräfte beider Gruben. Die Hauptlast trug der *„Segen Gottes Erbstollen"* mit 77 436 Thalern, 9 Neugroschen und 1 Pfennig. Von 1839 bis 1851 steckte der *„Romanus Erbbstollen"* 44 496 Thaler, 6

Neugroschen und 6 Pfennig in dieses Unternehmen. Weitere Zuwendungen unterstützten das Werk: Staatliche Unterstützung aus der Gnadengroschenkasse mit 1118 Talern, 2 Neugroschen und 5 Pfennige, der *„Tiefe Hülfe Gottes Stollen“* durch Benefizgelder aus dem Landeszahlamte, der sein Wasser dadurch los wurde mit 16 823 Talern, 1 Neugroschen und 1 Pfennige, die Oberzehntenkasse durch den zwanzigsten Erlass bei *„Segen Gottes Erbstollen“* mit 29 677 Talern, 22 Neugroschen, 4 Pfennigen, durch Nebeneinnahmen 1515 Taler, 26 Neugroschen, 3 Pfennigen und vom Landeszahlamt zur Wasserzuführung für die Commune Siebenlehn 1000 Thaler.

Zu diesem Unternehmen, das die finanziellen Kräfte des *„Romanus Erbstollens“* schon voll in Anspruch nahm, kam noch eine andere Belastung. Durch die Grubenbaue versiegten die Breitenbacher und Siebenlehner Brunnen, so dass die beiden Gewerkschaften im Jahre 1848 der Stadt eine neue Wasserleitung zu bauen gezwungen waren, wozu das Landeszahlamt eben jene letztgenannten 1000 Thaler beisteuerte.
Zu der neuen Leitung wurde der Wasserertrag der zweiten Spießbach und der Gutenbach im Zellwalde zu beiden Seiten des Flügels A an Schneise 6 genommen und war am 27. März 1849 in ihrer Gesamtlänge von 2135 Lachter (7472,5 Ellen = 4270 Meter) fertiggestellt. Der Umweg nach Norden bis in die Wiesendelle dicht nördlich der Zündermauer wurde deshalb gewählt, damit die Röhren nicht zu tief zu liegen kämen. Bei ihrer Hereinführung den Forsthof entlang wären sie 15 Ellen tief gekommen, so aber nur auf kurze Entfernung in der Nähe des Schützenhauses 9 ¾ Ellen.
Die Kosten dieser Leitung sind aus aktenmäßigen Unterlagen nicht zu ermitteln, aber der Kostenanschlag des Werkmeisters Fürchtegott Leberecht Hoyer lautete auf 2829 Thaler 11 Neugroschen und 5 Pfennige.
An den Bau der Leitung schloss sich noch ein unerquicklicher Prozess mit den Gemeinden Siebenlehn und Breitenbach an, wegen angeblichen Mängeln an der Leitung, der schließlich bei einem Vergleiche den beiden Gewerkschaften abermals 300 Thaler kostete.
Breitenbach war mit einem Viertel an Rechten und Pflichten an der neuen Leitung beteiligt.

Diese Tatsachen waren wohl mit schuld am Rückgang der *„Romanusgrube“*. Im Jahre 1851 lieferte der Erbstollen noch 20 Zentner Erz mit 4,49 Pfund Silbergehalt und erhielt dafür eine Bezahlung von 98 Thaler und 8

Pfennige. Sie war damit bereits Zubußgrube. Pro Kux musste in jedem Quartal dem Zubußboten Opp ein Thaler draufgelegt werden. Im Jahre 1852 betrug die Erzlieferung 91,8 Zentner 8 Pfund mit einem Silbergehalt von 31,39 Pfund, wofür 752 Thaler, 29 Neugroschen und 9 Pfennigs bezahlt wurden. Von Quartal Luciä (4.Quartal) 1852 bis Cruzis erhielt die Grube für geliefertes Erz 222 Thaler, 11 Neugroschen und 2 Pfennige. Von da an wurde kein Erz mehr an die Generalschmelz-Administration geliefert, und jeder der 70 Kuxe musste 2 Thaler jedes Quartal leisten.

Dass aber der Häuer Schramm am 8.Oktober 1857 die letzte Schicht verfahren habe, kann nicht stimmen, wenn es auch allgemein überliefert worden ist, denn die Jahresmarken in den Grubenbauen bestätigen, dass, wie schon erwähnt, der „*Wolfstollen*" auf dem „*Bruno Morgengange*" 1858 und 1860 getrieben wurde, die tieferliegende „*Dreißig-Lachter-Strecke*" noch in den Jahren 1860 und 1861 im Bau stand und der „*Elbstollen*", der tiefste, ist 1863, 1864, 1865 1866, 1869 bis 1870 aufgefahren worden. Man baute also bis in die 70er Jahre weiter, aber die Zubuße war 1873 auf drei Thaler gestiegen.

1872/73 ist noch das Inventar in der Grube, in der Bergschmieds, im Huthaus, beim Pferdegöpel, die Vorräte an Material sowie die Pläne, Risse und Werkzeuge des Markscheiders bis zur Tinte und dem Schreibpapier aufgeführt, desgleichen die Wasserhebungsmaschinen mit allem Zubehör, Werkzeuge und Material bei der Erzaufbereitung. 1873 wird im Schmiede-Manual auf Quartal Trinitatis berichtet, was die Bergschmiede neu angefertigt und instand gesetzt hat. Quartal Trinitatis 1875 wird das Zechenregister noch abgerechnet, aber der Lohn der Arbeiter ist bereits daraus verschwunden. Sie sind bereits entlassen. Vier Zimmerlinge verwahren den „*Wolfsstollen*". Nur das Gehalt des Verwalters, des Steigers und des Rechnungsführers finden noch ein letztes Mal Erwähnung. Letzterer war Friedrich Julius Wolf, der spätere Postverwalter und Bürgermeister, dem wir alle diese Aufzeichnungen verdanken. Das übriggebliebene Material und die Werkzeuge wurden verkauft. Alle Schulden wurden abgerechnet, konnten aber nicht bezahlt werden.

Aus den Schlussabrechnungen erfahren wir auch so manches über die früheren Verhältnisse der Grube, so über die Erzproduktion, über das Metallausbringen und die Bezahlung dafür. In den Zeiten der Hochkonjunktur des „*Romanus Erbstollens*" erfolgte die Bezahlung im 20-Guldenfuße. Ein Gulden galt 20 Groschen.

Vom Quartal Cruzis 1787 bis mit dem Jahre 1840 betrug der Wert des Feinsilbers 1880 Mark und 7 Loth. Die Bezahlung dafür war 42 869 Mark und 17 Pfennige.

1841 und 1842 wurde nach dem 14-Thalerfuße bezahlt (1 Thaler = 14 Groschen / 1 Groschen = 12 Pfennige):

Erzausbringen	300 3/4 Zentner
Feinsilbergehalt	197 Mark 13 Loth 2 Qu.
Bezahlung	5087 Mark 77 Pfennige

Seit Einführung der Erztaxe von und mit dem Jahre 1843 (bis 1875):

Erz	4000 Zentner 33 Pfund
Silber	1127 Pfund 97,5 Teile
Blei	66 Pfund
Kupfer	Keins
Schwefel	9 Zentner 70 Pfund
Bezahlung	79 011 Mark 90 Pfennige

Vorschüsse der Gnadengroschenkassen

A. *„Neue Versorgung Gottes Erbstollen“*

Laut Befehl vom			
2.Dezember	1751	403 Mark	56 Pfennige
20.November	1773	1850 Mark	- Pfennige

B. *„Romanus Erbstollen“*

Laut Befehl vom			
13. Januar	1797	825 Mark	54 Pfennige
23. März	1798	3083 Mark	33 Pfennige
8.März	1799	1541 Mark	67 Pfennige
18. Februar	1800	2158 Mark	33 Pfennige
. 1. April	1803	3083 Mark	33 Pfennige
1. November	1805	616 Mark	67 Pfennige
23. März	1810	1541 Mark	67 Pfennige
20. Juli	1812	925 Mark	- Pfennige
9. Juni	1814	925 Mark	- Pfennige
14. Juli	1815	616 Mark	67 Pfennige
17. Juli	1816	462 Mark	50 Pfennige
22. Januar	1824	2081 Mark	25 Pfennige
16. August	1826	308 Mark	33 Pfennige
27. April	1827	370 Mark	- Pfennige

10. März	1830	1880 Mark	83 Pfennige
5. März	1831	493 Mark	33 Pfennige
28. März	1832	493 Mark	33 Pfennige
25. Januar	1834	2356 Mark	67 Pfennige
28. Januar	1835	1125 Mark	42 Pfennige
24. Februar	1836	740 Mark	- Pfennige
22. März	1837	1356 Mark	67 Pfennige
6. Februar	1839	18271 Mark	84 Pfennige
1. Juli	1840	17531 Mark	84 Pfennige
25. Februar	1841	13878 Mark	- Pfennige
7. März	1842	10578 Mark	- Pfennige
23. November	1843	12378 Mark	- Pfennige
23. Februar	1844	24300 Mark	- Pfennige
26. Februar	1845	13320 Mark	- Pfennige
2. April	1846	14880 Mark	- Pfennige
26. Februar	1847	21540 Mark	- Pfennige
10. Januar	1849	29205 Mark	- Pfennige
29. Januar	1850	3165 Mark	- Pfennige
13. März	1850	9000 Mark	- Pfennige
4. Februar	1851	9765 Mark	- Pfennige
16. Februar	1852	9765 Mark	- Pfennige
14. Dezember	1852	15765 Mark	- Pfennige
6. August	1853	2400 Mark	- Pfennige
4. März	1854	16500 Mark	- Pfennige
8. Juli	1854	2400 Mark	- Pfennige
29. November	1854	1500 Mark	- Pfennige
3. März	1855	15000 Mark	- Pfennige
26. Januar	1856	19230 Mark	- Pfennige
28. Februar	1857	14100 Mark	- Pfennige
3. Februar	1858	3000 Mark	- Pfennige
21. Juli	1858	4100 Mark	- Pfennige
27. November	1858	4500 Mark	- Pfennige
5. März	1859	7700 Mark	- Pfennige
15. Februar	1860	9200 Mark	- Pfennige
2. März	1861	9300 Mark	- Pfennige
		358258 Mark	22 Pfennige
Hierzu *„Neue Versorgung Erbstollen“*		2253 Mark	56 Pfennige
		360511 Mark	78 Pfennige

Nach Aufrechnung aller Einnahmen und Ausgaben unter besonderer Berücksichtigung der Grubenvorschüsse schloss der letzte Abrechnungsvorgang und damit der *„Romanus Erbstollen“* mit einer Grubenschuld von 479728 Mark und 64 Pfennigen.

Neben dem *„Romanus Treibschacht“* auf der Berghalde, wo ein Pferdegöpel die Tonnen in langsamen Hube zu Tage förderte, war der *„Sohrschacht“* im Romanusgarten in Betrieb, der vermutlich der Mannschaftsförderung diente und wo sich auch das Huthaus befand. Er lag auf Breitenbacher Flur und war auf dem *„Numa Morgengange”* niedergesenkt worden. Der Treibeschacht Hegt auf 325 Meter N.N., der *„Sohrschacht“* auf 280 Meter N.N. Bequemer zum Ausstieg und volkstümlicher durch den Mannschaftsverkehr übertrug sich der Name *„Romanus”* auf ihn. Nach Eingehen des Bergwerkes wurde aus dem Huthause später das *„Gasthaus zum St.Romanus“*. 1871 kauften die Eheleute Boyer die Halde des *„Sohrschachtes“*, Der Ehemann starb bald und die Schankgerechtigkeit konnte erst seine Witwe ausnützen. In Robert Kirbach fand sie ein altes Faktotum, der die alte Halde dadurch nutzbar machte, dass er Erde herzutrug und einen Garten anlegte. Wege, Treppen, Aufgänge und Plätze zwischen Gebüsch und Beeten machten den Wirtshausgarten interessant. Es wurde erzählt, dass er auch Figuren aufgestellt habe, die alle das eine holzsteife Gesicht gehabt haben, der Rübezahl wie die Germania.

Von dem: *„Sohrschachte“* aus kam ganz in seiner Nähe der *„Obere Stollen“* am rechten Ufer des Breitenbaches zu Tage. Heute noch (1950) sieht man die Nische im Felsen. Weiter abwärts in demselben Tälchen am linken Ufer unter der Otto-Altenkirch-Straße im jetzigen Schuttabladeplatz (1950), lag das Mundloch des *„Romanusstollens“*. Er beginnt an einem Kommunikationsschachte am *„Adolphstollen“* oben in der Stadt (östlich des Lößnitz'schen Hauses, wo man ihn 1837 ins Quergestein schlug).
Dass der *„Romanus Erbstollen“* noch einen Nachfolger gehabt hat, wird wohl fast niemand in Siebenlehn wissen. Auf Blatt 384 des Grundbuches für Siebenlehn ist das Silberbergwerk *„Curt“* eingetragen. Eigentümer war Bankier Quellmalz, der als Besitzer des *„Segen Gottes“* zu Gersdorf am 4.1.1884 das Grubenfeld des *„Romanus Vereinigt Feld“* von neuem mutete. Es hatte eine Größe von 3 498 000 Quadratmeter und stellte das erweiterte Grubenfeld des *„Romanus“* dar. Es ist niemals darauf gebaut worden und der Besitzer gab es bereits am 26.6.1891 wieder auf. Während dieser sieben Jahre war der frühere *„Romanus”* ein Separatfeld des *„Neuen Segen*

Gottes“ zu Gersdorf, der aber 1885 selbst seinen Bergbau eingestellt hatte. Am 8.Oktober 1886 versteigerte der Vorsitzende des Grubenvorstandes vom *„Segen Gottes*“ das Haldengrundstück in der Stadt Siebenlehn an die Stadtgemeinde für 1100 Mark, die es an den Baumeister Ernst Straube verpachtete, nachdem im Osten an der Preußerstraße ein Stück an ihn verkauft worden war. Im Grubenbuche sind die beiden Gruben erst nach dem ersten Weltkriege gelöscht worden. *„Romanus Vereinigt Feld*“ (Blatt 435) im Jahre 1924 und *„Adolph Fundgrube*“ (Blatt 436) im Jahre 1925.

Der 'Romanus Erbstollen“ baute durchaus nicht in unverletztem Gebirge, denn man fand hier schon uralten Abbau vor, und als der große Tagebruch von 1905 zur näheren Untersuchung nötigte, glaubte man, bereits auf Bergbau aus dem 16. Jahrhundert gestoßen zu sein, von dem freilich keine Risse mehr vorliegen.
Möglicherweise sind Pläne und Risse verbrannt oder in anderer Weise vernichtet, oder es sind in diesen Zeiten überhaupt keine angefertigt worden. Jedenfalls konnte das Bergamt nach den spärlichen erhaltenen Nachrichten die Örtlichkeiten der Grubenbaue nicht genau festlegen, weshalb in Zukunft sich noch manche Überraschungen herausstellen können, da man in jener Frühzeit des Bergbaues noch nicht in so weitgehendem Maße an die Nöte der Nachfahren dachte. Eines aber kann man mit Bestimmtheit annehmen, nämlich, dass der Boden über diesen alten Gruben, die fast bis zu Tage gingen, nicht mit Häusern bebaut waren. Das alte Siebenlehn lag im Tale. Unsrer Niederstadt war jedenfalls der alte Kern der Bergmannssiedlung. Wurde doch die Albertstraße in Urkunden um 1600 die „Neustadt“, später die „Neugasse” genannt. Das, was sich heute um den Markt schart oder an der Nossener-Freiberger Straße sich hinzieht, gehörte damals sicher noch der Zukunft an und war das Grubenfeld der Alten.

Mit den lückenhaften Nachrichten über den *„Romanusstollen*“ sind die Nachrichten über den Siebenlehner Bergbau noch nicht ausgeschöpft, nur werden sie umso weniger genau, aus je älterer Zeit sie stammen. Doch noch in der Zeit, da der *„Romanus Erbstollen*“ gangbar war, bestand in der Stadt die *„Neu Siebenlehn Fundgrube*“ in den Jahren 1774 bis 1788, deren Schacht nach den allerdings wenig genauen Karten irgendwo in der Niederstadt am linken Ufer des Breitenbachs gelegen haben mag. Wahrscheinlich war die Grube Nachfolgerin des Bergwerkes *„Zum neuen Segen Gottes*“, das 1708 auf alten Bauen wieder eröffnet wurde und sich nach des

Geschichtsschreibers Knauth Berichten als *„sehr höflich"* erwies, denn sie ergab 14 bis 16 Loth Silber auf den Zentner Erz. In Leipzig, Dresden und anderen Orten hatten sich Gewerken gefunden, die in sieben Jahren über 3000 Mark Zubuße aufbrachten. Die *„Neu Siebenlehn Fundgrube"* scheint mit den *„Wolfgruben"* zusammen bebaut worden zu sein, die wir auf den Feldern von Richters Gut (früher Dachsel) zu suchen haben. Diese *„Wolfsgruben"* scheinen wieder Verbindung mit dem „Knabenstollen" zu haben, der in dem Steyermühlentälchen nahe der Kleinbahn zwischen der Haltestelle und der Steyermühle sein Mundloch öffnet.

Von alten Bergwerken aus dem 16. Jahrhundert waren schon Vermutungen ausgesprochen und tatsächlich sind uns Nachrichten aus jener Zeit überliefert, aber nur die Zeit ihres Bestehens und nicht ihre Örtlichkeit. So bestanden in Siebenlehn folgende Gruben:

„Offenbarung Gottes"	1597/1613
„Barbara Fundgrube"	1599/1613
„Morgenstern Erbstollen"	1609/1629

Wir dürfen aber nicht annehmen, dass unsere Altvorderen die Sahne mühelos abgeschöpft haben, als sie nach Erz im heimatlichen Boden wühlten. Folgendes Bild lässt uns einen Blick in das Leben eines solchen Unternehmers tun, seine Sorgen und Mühen schauen: Am 4.Mai 1607 bittet der Siebenlehner Bürger Valtin Löwe den Kurfürsten, ihm 100 Gulden Vorschuss zu verlegen, um 30 Stämme Schachtholz und 10 Bäume zu Brettern und Schwarten „aus Gnaden" aus dem Zellwalde. Er habe seit 1603 in einer Gesellschaft 900 Gulden hineingebaut. Die Grube ist wassernötig geworden und von den anderen Gewerken aufgelassen und ihm allein zuerkannt worden; *„daran er auch das meiste gewandt"* und sie zur Zeit noch mit einem Steier (Steiger) und zwei Häuern bauhaftig hält. Er habe zur Zeit einen schönen Anbruch, aber seine Güter bereits verpfändet.
Am 27. April 1607 bestätigen Bürgermeister und Rat diese Tatsachen. Genannter Valtin Löwe habe 1593 die Zeche in einer Gesellschaft aufrichten helfen und ist 1600 Schichtmeister der Grube geworden. Vor Anbruch der Grube, des tiefen Stollens, sind die Gewerken bis auf fünf Dreißell (Dreißigstel?) auflässig geworden. Mit Reminiscere 1602 betreibt er die Grube mit einem Steiger und zwei Häuern allein. Er hat sein Haus und Hof mit 11 Scheffeln Feld um 400 Gulden verpfändet. Kurz vor Michaelis 1606 ist er auf dem tiefen Stollenorte auf einen schönen Anbruch mit eingesprengtem Glaserz gestoßen, das eine Mark und zwei Loth gehalten und

kurz danach in der folgenden Woche, alsbald der Stollen sofern als im Holz gestanden, über 60 Lachter verbrochen und eingegangen. Er hat zwar wieder angefangen und etliche Lachter verfertigt. Bürgermeister und Rat der Stadt Siebenlehn befürworten sein Ansuchen.
Wir sehen also: Bergbau machte damals schon Sorgen!
Die Gruben dieser Zeit fallen dem Dreißigjährigen Kriege, seinen Vorwehen, wie auch seinen Katastrophen zum Opfer. So endete der *„Morgenstern Erbstollen“* genau im Jahre des großen Sterbens, im Pestjahre 1629, da Siebenlehm zur Hälfte ausgestorben sein soll. Nun folgte ein halbes Jahrhundert, in dem der Bergbau vollständig daniederlag. Erst 1689 erhalten wir wieder Kunde, dass die Gruben nach 50 Jahren von neuem beräumt worden sind. Sie wurden vom ersten Schichtmeister Paul Zschocke aus Freiberg in neuen Betrieb gesetzt, kamen aber „wegen großem Notstand und Wassernot“ bald wieder zum Erliegen.

Wo lagen die Bergwerke *„Gott allein die Ehre“* und *„Zur neuen Versorgung Gottes“* und wann wurden sie bebaut? Von letzteren ist bekannt, dass es in der zweiten Hälfte des 18.Jahrhunderts gangbar wart.

Der „Markus Erbstollen“ hatte seine Baue in Dachsels bzw. Richters Busch, über dem Breitenbacher Communstreifen mit dem Amalie-Dietrich-Weg hinweg in den waldigen Hang nach der Steyermühle hinunter. Trinitatis und Crucis 1851 gehörte sie zu den *„Zechen, so mit Frist verschrieben worden“*, ist aber im Zechenregister des nächsten Jahres nicht mehr aufgeführt. Es war eine Eigenlehnergrube und der Lehnträger hieß Wolf.
In der Nähe von Gelbrichs bzw. Junghansens Gut ist auf einer alten Karte eine *„Junge Birke Zeche“* angegeben als einziges Lebenszeichen von ihrem Bestande.
Eine ganze Gruppe alter Bergwerke schart sich um die Muldentalbrücke der Autobahn. Pfeiler 3 und 4 stehen direkt auf alten Schächten und Stollen. Bei Pfeiler 3 auf der Ostseite wurde ein 26 Meter tiefer Schacht aufgefunden. Von ihm aus führte ein Stollen nach der Mulde zu und einer nach dem Huthause zum „Fröhlichen Sonnenblick“. Diese Schächte bauten auf dem *„Ancus Morgengang“*. Der *„Fröhliche Sonnenblick Erbstollen“* gab dem lieblichen Huthause in der Nähe der Autobahnbrücke den Namen. Sein Vorgänger war die „Schöne Sonnenaufgang Zeche“, wahrscheinlich eine der Gruben um 1600. Der „Fröhliche Sonnenblick“ stand lange im Betrieb, der für 1789 sowie für 1841 und 1851 belegt ist.

Ein wenig weiter nördlich wurde der *„Ronow Erbstollen“* angelegt, mit 1836 als Betriebsjahr erwiesen. Diese Gruben bauten auf dem *„Fröhlichen Erfindung Morgengange“* (66° nach Norden einfallend) und dem *„Friedrich Flachen“* (80° nach Norden einfallend). Der *„Ronow Erbstollen“* trieb auf dem *„Ronow Morgengange“* seine Stollen, der 70° nach Nordwesten einfällt. Das Mundloch des *„Fröhlichen Sonnenblick Erbstollens“* liegt unmittelbar am Huthause, das des *„Ronow Erbstollens“* etwas weiter nördlich an dem Wege vom Huthause zum Porphyrbruch. Oberhalb des Huthauses an dem Hohlwege, der von hier an dem Hange hinaufführt, befand sich der *„Sageweh Tagschacht“*, nach dem Lehnsträger F. J. Sageweh genannt. Dicht an dem Pfeiler 3 der Autobahnbrücke ist noch eine Geländenische zu sehen, die das verschüttete Mundloch des *„Lustigen Schuster Stollens“* verrät. Etwas weiter flussaufwärts, der Beiermühle gegenüber, verdeckt Schutt in einer Gehängedelle das Mundloch des *„Höllenfahrts Stollen“*. Dicht oberhalb des Gabbrobruches gegenüber der Beiermühle, am rechten Muldenhange lag die Grube *„Neubeschert Glück Gottes“* und 100 Schritte talaufwärts der *„Unverhofft Glück Gottes Erbstollen“*. Ersterer schlug den *„Ernst Morgengang“* (45° fallend) an, letzterer einen *„Unbenannt Flachen“*.
Das Huthaus „Zum fröhlichen Sonnenblick“ war die Wohnung des Hutmannes Glöckner und zugleich Bergschmiede. Es wurde 1849 von Zimmermeister Schneider in Siebenlehn errichtet (24 Ellen lang und 12 Ellen tief) und am 3.4.1850 dem Lehnträger Sageweh vom Bergamt belehnt.

Die vier Gruben *„Neubeschert Glück Gottes Fundgrube“*, der *„Fröhliche Sonnenblick Erbstollen“*, der *„Gute Börnchen Erbstollen“* am linken Muldentalhange in den Nossener Anlagen und der *„Barbara Erbstollen“* in der Nähe des Rodigtabhanges wurden 1849 zum *„Vereinigt Feld“* zusammengeschlossen und haben sich bis 2.6.1905 gehalten. Die Halde des Treibeschachtes liegt am Vorwerk des Rittergutes Augustusberg mitten im Muldentale. Von hier führte ein Stollen nach dem *„Guten Börnchen Erbstollen“*, dessen Richtschacht zwischen Busch und dem „Grünen Weg“ lag und heute noch durch eine Birke und eine kleine Halde markiert wird.
Nördlich von Siebenlehn in etwa einen halben Kilometer Entfernung zieht sich der *„Bober Stehende“* in Nord-Nord-Ost-Richtung in „Mahns Busch“ zum Muldental hinunter. Am sogenannten „Grünen Weg“ war ein Flurname erhalten, das *„Schachtfeld“*. Eine alte Karte verzeichnete auch hier eine Halde, von der jedoch nichts mehr zu sehen war. Tatsächlich fand man bei Verbreiterung und Tieferlegung des Weges zum Zwecke der

Unterführung unter die Autobahn Haldenschutt an seiner östlichen Seite, gerade wo der neuangelegte Feldweg nach Osten führt. In der Richtung des „*Bober Stehenden*“ sind in „Mahns Busch” eine Reihe von Bingen zu verfolgen, die bis an den Bach hinunterreichen, der die große Wiesenaue mit Kochs Teich zwischen Siebenlehn und dem Oberdorf Augustusberg entwässert. Heute gilt hier der Flurname „Die Kasteiche“. Vielleicht lieferte Kochs Teich Wasser für hier bebaute Gruben.

Mit dem Verfolg des „Bober Stehenden” sind wir bereits in das Grubenfeld von „*Vereinigt Feld*” geraten. Der oben erwähnte Richtschacht liegt nicht weit davon. Hier wurde der „*Fortuna Stehende*“ (40° fallend), der „*August Stehende*“ und der „*Ludwig Stehende*“ (68° fallend), der „*Heinrich Morgengang*“ sowie ein kurzer Morgengang angefahren. Die Mundlöcher des „*Guten Börnchen Stollens*“ geben heute noch von dem ehemaligen Bergbau Kunde. Es war eine Eigenlehner-Grube. Der Lehnträger war J. G. R. Dahte.

Am nächsten Bacheinschnitt nach Norden zu, der sich wie der vorige nach dem Muldentale senkt, hatte die Grube „*Friedliche Gesellschaft*“ ihre Baue. Hier streicht ein unbenannter Spatgang bei 70° Fallen nach Norden von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost, der einzige Spatgang in diesem Grubenfelde. Die Berghalde der „*Friedlichen Gesellschaft*“ ist verschwunden und sein Mundloch ebenfalls unauffindbar.
Als letzte der Gruben im „*Vereinigt Feld*” gegen Nossen und dem Rodigt hin, reiht sich die „*Barbara Fundgrube*“ an, die auf dem „*Barbara Morgengang*“ (45° Fallen) und dem „*Gottlob Stehenden*“ ihre Gewinne suchte. Die Mundlöcher des „*Barbara Stollens*“, ebenso wie der „*Barbara Gesellschaft*“ und der „*Richters Silberquelle*“ sind ihre Überreste. Lehnträger war wieder Sageweh.
Damit haben wir das Ende des Erzgebirges längs des Muldenlaufes erreicht, dessen letzter Pfeiler im Norden, geologisch gesehen, der Rodigtberg ist. Noch ein Gangfeld ist auf Siebenlehner Flur angeschlagen worden und zwar an der Grenze von dem ehemaligen Dorfe Breitenbach gegen Obergruna hin. Wenn man an der Zollhausstraße an die scharfe Kurve kommt, wo die Obergrunaer Flur die Straße erreicht, fließt der Grenzbach unter der Straße hinweg nach der Aue. Wir befinden uns hier im Grubenfeld des „*Hilfe Gottes Erbstollens*”. Zwei Morgengänge, rechts des Grenzbaches der „*Friedrich Morgengang*“ (65° Fallen), links des Baches ein „*Unbenannter Morgengang*“ waren die Erzträger. Ein Mundloch des

„*Friedrich Stollen*“ und eins des „*Tiefen Friedrich Stollens*“ und bei dem unbenannten Morgengange der „*Kleine Roland Stollen*“ führten die Wässer des Bergwerks ab. Diese „*Friedrich Fundgrube*“ unterhalb der Biebersteiner Mühle war im Jahre 1851 Beilehn vom „*Emanuel Erbstollen*“ zu Hirschfeld. Im Quartal Reminiscere dieses Jahres erhielt die Grube 720 Taler Zuschuss. Sie war eine „mit Frist verschriebene Zeche“ (3.Revierabteilung). Als Versorger wird Bär genannt. Im Quartal Reminiscere 1852 wird sie nicht mehr erwähnt.

Als Gruben im Zellwalde müssen außer dem zum „*Romanus Erbstollen*“ gehörenden „*Zella Erbstollen*“, auch „*Zella Zeche*“ genannt, die beiden Zechen „*Graue Wolf*“ und „*Deutscher Kaiser*“ erwähnt werden. Im südlichen Zipfel des Waldes in den jetzigen Abteilungen 44 und 46 wurde in den Jahren 1795 bis 1832 der „*Graue Wolf*“ betrieben. Der „*Deutsche Kaiser*“ soll später an seiner Stelle gangbar gewesen sein. Die Erzgänge dieser Gruben liegen hier im Bereiche kohlenstoffhaltiger Kiesel- und Alaunschiefer. Wo aber lagen „*Gesegnete Zeche*“ und „*Studers Wunsch Erbstollen*“, die beide als „im Zellwalde“ gelegen bezeichnet werden? Vielleicht befanden sie sich in der Nähe des heutigen Dampfsägewerkes, wo sich Spuren von Bergbau bemerkbar machen.

Anschließend ist an dieser Stelle noch der „*Preziosa Erbstollen*“ im Waldgraben zu nennen, der 1852 eine Eigenlehnergrube war. Ihr Versorger und Besitzer war J. G. R. Dahte. Bis 5.6.1853 eine gesellschaftliche Grube, wurde er nunmehr eine Gewerkschaft. Freilich war ihre Förderung gering. 1853 lieferte sie 1,9 Zentner Erz mit 29 Pfund Silbergehalt, wofür 5 Thaler, 26 Neugroschen und 6 Pfennige bezahlt wurden. 1854 wird sie Zubußgrube mit:

Quartal Reminiscere	84 Kuxe	126 Thaler Gesamtbedarf
Quartal Trinitatis	86 Kuxe	129 Thaler Gesamtbedarf
Quartal Crucis	88 Kuxe	132 Thaler Gesamtbedarf
Quartal Luciä	100 Kuxe	150 Thaler Gesamtbedarf

Die Baue des „*Adolphstollens*“, der von Obergruna bis in den Zellwald führte, waren schon erwähnt. Wir finden von seinen Überresten das Dampfmaschinen-Lichtloch (das zweite vom Mundloch aus), heute in den Feldern stehend, sodann das 1. Lichtloch an Schneise 2 in Abteilung 89 und das Stollenmundloch 300 Meter davon am rechten Ufer des Pietzschebaches, wenig unter der Jordanbrücke, die über den Bach führt. Die Aufschrift am Mundloch lautet: „*Adolph Stollen Nr. 3 W.O.Trin. 1803*“. Hier wurde der Bach überführt. Nach einem oberirdischen Trakte wurden die

Wässer auf jener Seite des Pietzschetales wieder eingeröscht, um weiter unterirdisch in der Richtung Marbach geleitet zu werden.

Je weiter die Nachrichten zurückliegen um so unsicherer werden sie. Dass aber der Bergbau schon viel früher in unserer Gegend rege war, ist unleugbar bezeugt. Hören wir aus dem 16.Jahrhundert noch ziemlich deutliche und bestimmte Berichte, so kommen sie aus dem 15. Jahrhundert allgemeiner und spärlich.
1522 wird der Siebenlehner Bergbau neben dem Roßweiner als gut bezeichnet.
1551 schreibt der Freiberger Bürgermeister Nicol, dass die Siebenlehner Gruben wieder stark gebaut werden.
1559 wird berichtet, dass die „*Siebenlehner Zechen*“ noch im Ganzen gut geschüttet haben.
1567 lässt sich ein Schreiber vernehmen, dass die alten Bergwerke im Seifersdorfer Wolfstale, so auch die „Siebelschen“ und die bei Roßwein wiederum stark gebaut würden. „*Etliche Bürger, so höhnisch davon geredet und sie schlecht gemacht haben*“, seien vom Bürgermeister beim Rate verklagt und bestraft worden.
1574 schreibt man noch, dass die „*Siebenlehnischen Zechen*“ einen guten Ertrag geben. Der Bergmeister habe sich zeitweilig in einem besonderen Hause in Siebenlehn aufgehalten. Diesen Nachrichten entsprechend, scheint also der Bergbau fast während des ganzen 16.Jahrhunderts hier rege gewesen zu sein.
Dass es aber noch ältere Gruben bei uns gegeben hat, davon zeugt die Nachricht, dass man bereits 1490 Schächte zuschüttete, um das Weidevieh vor Schaden zu bewahren. Gelegentlich eines Streites zwischen Siebenlehn und Breitenbach erfährt man davon. 1490 hat Hans Mileß, der in dem Hause am Wege unter der Marter wohnt, einen Schacht linker Hand vor seinem Haus zugeschüttet, einen Garten daraus gemacht und eine Weide hineingepflanzt. Der Vogt zu Zella, wozu Breitenbach damals gehörte, haut mit den Bauern von Breitenbach die Weide ab und zerstört den Garten. Doch wird der Platz gerichtlich den Siebenlehnern zugesprochen.
Eine ältere Kunde redet von den „*Zimmermannsschächten*“, die 1407 hier in Betrieb waren. Ja, es wird behauptet, dass die „*Sieben Lehen*“ von den „*Zimmermannsschacht-Werken*“ in diesem Jahr aufs Neue wieder erworben wurden. Demnach wären sie also schon früher vorhanden gewesen.

Aus einem alten Walenbuche ist folgende Nachricht entnommen:
„Bei Zella, in dem Wald bei Siebenlehn und Nossen, an der Mulde gelegen, da liegt gut Erz und ein guter blauer Schiefer."
Wohl ist hier der feste Gabbro gemeint, denn der hiesige Tonschiefer ist nicht brauchbar. „Walen" waren die Welschen (Italiener), die die deutschen Gebirge nach brauchbaren Erzen absuchten. Die Zeit dieser Nachricht ist nicht festzustellen.
Im Jahr 1370 erhält Siebenlehn das Stadtrecht. Hierbei wird bezeugt, dass der Name vom Bergwerk herrührt, wenn er auch falsch gedeutet wird. Die Stadt wird mit dem Freiberger Stadtrecht begabt und ist *„etliche Zeit und Jahre"* vom Bergmeister zu Freiberg regiert worden, was ebenfalls auf seine Bedeutung als Bergbaugebiet hinweist.
Als die Stadt am 2.Juni 1388 ans Kloster verkauft wurde, behielt sich Markgraf Wilhelm zu Meißen die Ober- und Berggerichte vor.

Weiter zurück als 1346 versagen Originalurkunden vollständig. Sie sind auch nach den Berichten der älteren Geschichtsschreiber in den Bränden 1620 und 1632, vielleicht auch noch später zugrunde gegangen und wir müssen uns auf die Chronisten verlassen, was sie in einer den Geschehnissen näher liegenden Zeit erkundet haben. Als Quellen kommen in Betracht: *„Meißnische Bergchronica"* des Peter Albinus von 1589, der sich wieder auf ein altes Magdeburgisches Chronicon beruft. Albinus schrieb seine Bergchronik noch vor den großen Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges und es standen ihm vielleicht die meisten und zuverlässigsten Quellen noch zur Verfügung.
Nach ihm kommt Johann Konrad Knauth mit seiner *„Zellschen Chronik"* von 1721 in Frage. Er klagt bereits über die Vernichtung der Urkunden in den Bränden. Als seine Gewährsleute nennt er Dr. Georg Agricola und Georg Fabricius.

Von den neueren Geschichtsschreibern, die den Weg zu den Urkunden fanden und auf ihnen ihre Geschichte aufbauten, ist in erster Linie *Ed. Beyer* zu nennen, dessen Historie vom Zisterzienserstift Altzella (1835) wohl das zuverlässigste und gründlichste Geschichtswerk für unsere Gegend darstellt.

Nach den Darstellungen besonders der älteren Geschichtsschreiber seien die Siebenlehner Bergwerke *„schon etwas Altes"* gewesen, als man zu Freiberg zu schürfen anfing. Sie behaupten, dass Siebenlehn bereits 1106

Marktgerechtigkeit gehabt habe, vorher wohl ein unbedeutender Ort mit einigen Berghütten gewesen sei. Albinus in seiner Bergchronik hält es sogar für wahrscheinlich, indem er sich auf das erwähnte Magdeburger Chronicon stützt, dass die Siebenlehner Bergwerke mit denen zu Goslar gleichzeitig aufgekommen sind. Dann könnte gegenwärtig (1950) die Stadt auf ein Alter vom 1000 Jahren zurückblicken.

Man könnte schließlich alle diese unbestimmten Angaben als Vermutungen in das Reich der Fabel verweisen, aber die bestimmte Angabe des Jahres 1106 muss stutzig machen und gibt den Berichten jener alten Schriftsteller einen Schein der Wirklichkeit. Da jedoch alle Urkunden über diese Frühzeit der Berggeschichte fehlen, ist an den Nachrichten schließlich doch zu zweifeln. Spätere Forscher wie *Ermisch* lehnen darum auch diese Berichte ab. *H. Müller*, der allerdings als Geologe und nicht als Geschichtsforscher zu werten ist, glaubt, die Gruben Siebenlehns seien gegen Ende des 12. und während des 13.Jahrhunderts aufgekommen.

Wer sich die Mühe machen will, das krause mittelalterliche Schriftdeutsch zu enträtseln, lese den weiter unten angeführten Auszug aus der „*Meißnischen Bergchronik*“ von Peter Albinus vom Jahre 1589. Wenn wir dazu den Bericht aus der „*Sächsischen Bergwerkszeitung*“ von 1853, Nr.48 über die Erklärung des Namens Siebenlehn halten, so wird die Entstehungsgeschichte der Stadt immer glaubwürdiger und wahrscheinlicher.

Der Bergbau hat sich in Siebenlehn auch in neuester Zeit in Erinnerung gebracht. Es wurde schon des großen Einbruches am 31.Oktober 1905 gedacht; bei dem mehrere Menschenleben in großer Gefahr schwebten, aber glücklicherweise behütet wurden. Es handelte sich nur um Minuten, dass Personen den Einsturzplatz überschritten. Der Einsturz hatte den Siebenhäuserbrand zur Folge. Wiederum hatte dieses Unglück auch das Gute, dass der Boden Siebenlehns, wenigstens in der nächsten Umgebung des Einsturzes, genauer untersucht wurde. Zwischen den beiden vorgeschlagenen Schächten, dem Einbruche im „*Gambrinus*“-Hof und dem „*Brunoschachte*“ (23 Meter südlich) wurde trotz mancher Bedenken die „Untere Marktgasse” beibehalten, weil sie die kürzeste Verbindung zwischen dem Ortsteil Breitenbach, der Albertstraße, der Reinsberger Straße mit dem Wege nach Nossen darstellte. Aber es wurde an der gefährlichsten Stelle ein eiserner Rost von 12,50 Meter Länge und 4,40 Meter Breite in den Fahrdamm eingebaut und mit Bohlen belegt. Nur Lasten bis zu 1500 Kilogramm durften anfangs darüber fahren. Der Rost liegt jetzt

noch (1950), die Bohlen sind durch Pflaster ersetzt. In späteren Jahren hat sich der Schutt in der Binge noch etwas gesetzt, weshalb das Gelände hier mehrfach ausgebessert werden musste. Kleinere Erdsenkungen haben sich seit 1905 immer wieder ereignet. Am 4.6.1908 und am 25.6.1914 sind im Bereiche des alten Büttnerschen Bruches in Hummitzschens Hinterhaus Nr.96 am Ring, im Waschhaus und an der Esse Risse entstanden, weshalb das Grundstück Jahre hindurch beobachtet wurde.
Am 9.2.1925 erfolgte ein drei Meter tiefer Einbruch vor dem Schmiederschen Grundstücke, Preußerstraße Nr.112 (1996: Nr.3), der nach einem bergamtlichen Gutachten zwar nicht vom Bergwerke herrühren soll, aber gerade dort verläuft der „*Wolfstollen*“ auf dem „*Vespasian Morgengange*“.
Am 13.4.1914 musste an das Bergamt über einen Einbruch bei dem Grundstück Günther, Albertstraße Nr. 24 berichtet werden und am 29.9.1924 entstand ein Einbruch beim Fleischermeister Emil Mende, Albertstraße Nr.5 (1996: Nr.8), über den das Bergamt berichtet, dass höchstwahrscheinlich die Firsten eines Stollens, dessen Sohle nur 3,5 Meter unter der Rasensohle liegt, zu Bruch gegangen ist. Dieser Stollen unterfährt die Albertstraße vom Haus Nr.5 nach Haus Nr.22 (Schneidermeister Uhlmann). Der Tagebruch liegt im Grubenfelde der „*Adolph Fundgrube*“. Die Ostwand des Hauses Mende hatte sich gesetzt. Das Ergebnis der Sicherheitsmaßnahmen sind die steinernen Bögen zwischen den Häusern Nr.5 und 6 im „Gässchen“.
Vor dem großen Einbruch 1905 hatten Senkungen 40 Jahre ausgesetzt. Die letzte hatte 1865 stattgefunden. Doch wird berichtet, dass sich 1835 eine Stelle mitten auf dem Marktplatz gesenkt hätte. Wenige Jahre vorher, im Jahre 1830, wäre ein Holzhacker in einem Hofe in Gefahr gewesen, der zufällig seinen Hackklotz über einem Schachte habe stehen gehabt. Durch die Erschütterung sei der Klotz etwa 40 Ellen tief gestürzt. Der Holzhacker sei von anderen Personen rechtzeitig zurückgezogen worden. Bei Büttners Bruch soll ein Stallboden mit einem Pferd und einer Kuh in die Tiefe gegangen sein. - So die neueren bekannt gewordenen Einbrüche. Aber schon 1579 gab es Halden und Bingen, deren Geschichte unbekannt war und die man einebnete, um das Weidevieh vor Schaden zu bewahren.

Zurückschauend erkennt man, dass die Zeiten starken Bergbaues mit Zwischenzeiten geringeren Betriebes oder vollständiger Einstellung abwechselten. So konnten beispielsweise im Jahre 1847 bei der Einholung

der Glocken für die Siebenlehner Kirche 240 Bergleute teilnehmen, während wir heute nach 100 Jahren kaum etwas vom ehemaligen Bergbau wahrnehmen, außer einigen wenigen Halden und einzelnen Löchern, die der Unkundige kaum als Bingen erkennt. Verschüttete Stollen- und Röschenlöcher ebnet die Natur im Laufe der Jahre ein.
Durch den Zellwald führt, teilweise schon unerkennbar, der Bergmannssteig, den die Bergleute von den Oberdörfern nach dem „Segen Gottes Erbstollen“ bei Gersdorf benützten.
Wellengleich wogte bergmännischer Hochbetrieb mit zeitweisem Stillstand auf und ab. Es ist nicht gerade unwahrscheinlich, dass der Bergbau noch einmal aufgenommen werden könnte und dann der alte Bergmannsgruß „Glück auf!“ wieder auf den Gassen unsres Heimatstädtchens zu hören wäre, denn erzleer sind der Berge Adern sicher noch nicht; es lohnt sich zur Zeit nur nicht, sie zu öffnen.

Die Siebenlehner Bäcker

Wie der Bergbau die Ursache zur Gründung und später zur Erhebung zur Stadt wurde, so ließ er ebenso die junge Stadtgemeinde zur Handwerkerstadt werden. Waren doch die Handwerker für die damalige Zeit allein die Gegebenen, die Bedürfnisse der Bergleute und deren Familien zu befriedigen. Als 1370 Siebenlehn das Stadtrecht nach Freiberger Vorbild erhielt, war der Ort schon eine blühende Lebensgemeinschaft schaffender Menschen. Ein Judex oder Bergrichter mit seinen Schöppen (scabini) standen der Bergwerksgemeinde bereits vor, nachdem mehrere Jahrzehnte vorher der Abt von Zella und seine Mitgewerken mit der Zeche vor dem Zellwalde belehnt worden waren. Eine Bergkapelle, die von Geistlichen aus Nossen mit verwaltet wurde, diente der geistlichen Versorgung der Bergleute. So waren wohl die Verhältnisse im Orte bei der Stadtwerdung 1370. Als nun die niedere Gerichtsbarkeit damit in die Hände eines Senats, eines gewählten Gremiums, überging, entwickelte sich rasch das bürgerliche Leben, wovon wir bald Zeugnis erfahren.
Seit etwa 1400 (das Jahr ist nicht genau zu ermitteln), also schon wenige Jahrzehnte nach Begnadigung mit den Stadtrechten, lieferten Siebenlehner Bäcker ihre Waren bereits nach Dresden. Das aus böhmischem Weizen hergestellte Gebäck, ob Stollen oder Semmel, war dort so beliebt, dass sogar der Hof von den Siebenlehner Bäckern bezog. Die Güte der Waren mag wohl auch in erster Linie, wenn auch nicht der alleinige Grund für das Privilegium gewesen sein, das den Bäckermeistern von Siebenlehn gestattete, auch in anderen Städten ihre Waren unbeschwert feilhalten zu dürfen, während es sonst vor 500 Jahren noch keine Gewerbefreiheit gab, die solchen Exporthandel allgemein ermöglicht hätte. Wenn im Jahre 1429 die Siebenlehner Bäcker den Meißnern bei der Belagerung durch die Hussiten nachts heimlicherweise Brot zuführten, so lässt sich daraus schließen, dass gerade in dem kleinen Siebenlehn das Handwerk der Bäcker dazu leistungsfähig war. Von Bäckern anderer Nachbarstädte hören wir das nicht. Andererseits zeugt es auch von Mut und Einsatzfreudigkeit der Siebenlehner. Die ausschmückende mündliche Überlieferung erzählt, dass sie ihre Wecken nächtlicherweise über die Stadtmauern geworfen haben, wovon diese den Namen „Bolltauben" bekommen hätten. Der Name „Polltauben" soll aber von „Pollmehl" (eine Mehlsorte) herkommen. Hinfort durfte die Siebenlehner Bäckerzunft ihre Semmeln an bevorzugter Stelle am Dom feilhalten. Ob dieser mutigen und brüderlichen

Tat gestatteten die Meißner den Siebenlehner Bäckern *„den abgabefreien Markt am Donnerstag auf ewig“*. Die Siebenlehner „krummen Semmeln“ (Hörnchen) wurden dort *„Domsemmeln“* genannt.
Dass die Bäcker eine gewisse Rolle im Leben Siebenlehns spielten, geht auch daraus hervor, dass bei Ablösung der Siebenlehner Kapelle von der Nossener Stadtkirche 1439 ein Striezelgeschenk an den Nossener Pfarrer zu Weihnachten bestehen blieb. Diese Gewohnheit erhielt sich durch Jahrhunderte. Einen besonderen Erfolg hatte das Siebenlehner Bäckerhandwerk im Jahre 1447 zu verzeichnen, als sein Ruf sogar bis zum Papste drang. Es bestand nämlich im Mittelalter ein kirchliches Verbot, in der Fastenzeit, während der Adventszeit, Butter zum Backen zu verwenden. Dadurch mussten die Siebenlehner Striezelbäcker in ihrem schwunghaften Exportgeschäft empfindlich geschädigt werden. Sie wandten sich an ihren hohen Kunden, den sächsischen Hof und erklärten sich außerstande, dieses wegen seiner Güte auch bei Hofe geschätzte Gebäck ohne Butter backen zu können, weshalb auf Fürsprache des Dresdner Hofes dieses Verbot für die Siebenlehner Bäcker aufgehoben wurde, während andere Städte und Bäckerzünfte diesen Vorteil erst fünfzig Jahre später erlangten.
Solche Blüte des Bäckerhandwerks in Siebenlehn hing wohl mit dem aufstrebenden Gemeindeleben zusammen und eins half dem anderen auf. Nachdem 1407 die Siebenlehner Zechen von den Zimmermannsschächten erworben worden waren, hatte die Stadt einen neuen Auftrieb im Bergbau erlebt, und 1453 wird sogar urkundlich eine Münzstätte erwähnt, die sich hier befand, ein Zeichen, dass der Siebenlehner Bergbau eine gewisse Bedeutung erlangt hatte und das nahrungsschaffende Handwerk der Bäcker damit hochgekommen war.
Vielleicht hat es auch noch aus einem anderen Grunde das Privilegium des Backwarenexportes verdientermaßen erhalten. Wir haben Zeugnisse, dass die Siebenlehner Bäcker auch in Pestzeiten die benachbarten Städte mit Gebäck unterstützten. So ist das für 1572 und 1577 nachgewiesen, in welch letzterem Jahre die Bäckerzunft auf Geheiß des Amtsschössers zu Nossen einen großen Vorrat nach Roßwein zu schaffen hatte, wo die Pest wütete, und so wird es wohl ebenso in früheren Jahren gewesen sein, während wir aus dem Jahre 1564 vernehmen, dass das Bäckergewerbe nebst anderen Gewerben wegen der Pest nicht regelrecht nach Freiberg auf den Handel durften, wodurch die darauf eingestellte große Zahl der Bäcker am hiesigen Orte in eine außerordentliche Notlage

geriet. Dies ist im Widerspruch zu der ersten Nachricht, aber es lief eben wie es die augenblickliche Lage erforderte: Der Mahlzwang, den Kurfürst August 1569 verordnete, wonach aus einem Scheffel Getreide 160 Pfund herauszubacken waren, galt für die Siebenlehner Bäcker nicht. Was Wunder, wenn Siebenlehn 40 Vollbäckermeister und noch eine große Anzahl Meister hatte, die nebenbei buken, wogegen das viel größere Freiberg nur 30 Bäcker aufweisen konnte. Für die zahlreichen Bergleute in und um Freiberg war die starke Zufuhr aus Siebenlehn ein Bedürfnis geworden und gerade in Pestzeiten war er Rat der Bergstadt gezwungen, selbst die Unterstützung der Siebenlehner Bäcker zu wünschen und anzusuchen.

Als nach dem Verkauf Siebenlehns an das Kloster Zella, was 1500 erfolgte, die Stadt 1505 neue Statuten erhielt, wurden Rechte und Pflichten auch der Bäcker aufs Neue festgesetzt. Dieses Schriftstück ist noch erhalten in amtlich beglaubigter Abschrift und soll wörtlich hier angeführt werden:

Vom Backen

Es sollen die Becken, so das Handwerk treiben oder die Märkte sonst anderswo bauen alle Montag aufs wenigste zwo Stunden Semmel und Brod am Rathaußе feil haben, bey der Stadt Strafe.

Item, es sollen die Becken Semmel und Brot, so eßßend und so groß denen Einheimischen backen, als denen von Freyberg, oder denjenigen, so sie sonsten Brod zuführen, darauf dann ein Rath fleißige Anfachtung haben soll, die auch bei der Stadt Strafung.

Item, es soll auch ein jeglicher Becke ein und zwey Pfennig Brod backen und auch Semmel.

Item, es soll ein Rath, alle 14 Tage, oder als oft es von nöthen seyn will, das Brod bei den Beckern besichtigen.

Item, es sollen die Becker alle Wochen den Nothschuss nach der Ordnung halten, und an welchen die Gebühr ist, und nicht Brod hat, soll verzahlt werden. Würde aber einer das Zeichen, so sie hierin gebrauchen, verhalten, und dem anderen nicht rechtzeitig zuschicken oder überantworten, der soll die Strafe selbsten tragen

Item, es sollen die Becken alle Sonnabend Brod und Semmeln, die es sonsten uff die Märkte führen, daheime behalten, ufs wenigste einer vor 4 Groschen so er auf den Sonnabend backen will, wo aber nicht, so soll er Brod und Semmeln nach aller Nothdurft daheim behalten, dass er den Markt ufn Montag darmit erhalten möge.

Wo solches aber nicht geschiecht, soll er verzahlt werde.

Soweit die Bestimmungen für die Bäcker in den Statuten aus dem Jahre 1505. Was berichten sie uns, dem jetzigen Geschlecht? Die Sorge des Rates damals für die laufende Versorgung der Bürger mit Backwaren einerseits, andererseits, dass die Siebenlehner Bäcker Freiberg und andere Städte sonnabends mit Backwaren versorgen und dass montags in Siebenlehn Wochenmarkt abgehalten wird. Die Bäcker verkauften ihre Backwaren „am Rathaus" in den Bänken, den Verkaufsständen, die der Stadt gehörten und an die Bäcker verpachtet wurden. Der Nothschuss für den Wochenmarkt und weiteren Bedarf in der Stadt während der Woche wurde von den Bäckern der Reihe nach bestritten, wobei der eben daran Gewesene seinem Nachfolger das „Zeichen" rechtzeitig zuschicken musste, wenn er nicht bestraft werden wollte.

Freilich sollten sich Siebenlehns Bäcker nicht immer solcher Freiheiten und Vorteile erfreuen können, denn die Innungen anderer Städte wandten sich bald gegen Siebenlehns Vorrechte. Das wesentlichste und speziell eigentümlichste Recht des Bäckergewerbes in Siebenlehn war der Exporthandel, der ihm seit etwa 1400 hochobrigkeitlich erlaubt worden war und der den Jahrhunderte währenden *„Bäckerkrieg"* verursachte. 1549 wird schon in der Freiberger Brotwägerordnung Beschwerde über die Einfuhr von Backwaren durch die Bäcker von Siebenlehn geführt und, um ihnen die Einfuhr zu erschweren, bestimmt, dass bei gleichen Preisen wie die Freiberger die Siebenlehner das Zweipfundbrot um 8 Loth schwerer backen mussten.

Auf die Beschwerde in der Brotwägerordnung von 1549 antworten die Siebenlehner Bäcker mit einer Gegenklage an den Rat zu Freiberg unter dem 22.11.1554, dass sie das Recht haben, den Wochenmarkt zu Freiberg das ganze Jahr zu besuchen, worauf der Freiberger Rat und die Bäckerinnung daselbst Kritik an der Qualität und Quantität der Siebenlehner Semmelware übt. Die Siebenlehner beschweren sich daraufhin beim Landesherrn, der vom Freiberger Rat Bericht fordert, welcher auch am 31.Oktober 1559 gegeben wird.

Bis 1572 währt der Streit und wird von den landesherrlichen Räten in Dresden fast zu Gunsten der Freiberger entschieden, da bricht in demselben Jahr in Freiberg die Pest aus und rafft über 500 Personen weg, so dass man die Einfuhr der Siebenlehner unverzagten Bäcker brauchte. Die Siebenlehner Bäcker kamen und brachten trotz der Ansteckungsgefahr ihre Waren her. Auch als 1577 die Pest wieder in den Nachbarstädten einzog,

kamen die Siebenlehner als *„als liebe und getreue Nachbarn“* mit ihren großen Planwagen voll Brot und Semmeln.

Die Bestimmungen für die Bäcker in den Statuten aus dem Jahre 1505 waren jahrhundertelang in Geltung. Wir erfahren die Handhabung aus den Rechnungen der Stadt bei Einnahme der Strafgelder.

Folgende Auszüge sollen das dartun:

1601 zahlt Josef Hoffmann 3 Groschen Strafe, weil er *„Teigbrot (unausgebackenes) hat lassen feil haben“*.

1603/04 zahlt Georg Knaut 6 Groschen Strafe, *„dass er zu klein Brot gehabt“*
zahlt Jacob Lößnitz 6 Groschen, *„dass er zu klein Brot gehabt“*

1605/06 zahlt Max John 8 Groschen, *„dass er zu klein Brot gehabt“*.
zahlt Georg Knüttel 6 Groschen, *„dass er zu klein Brot gebacken“*.

1606/07 zahlt Peter Lößnitz 3 Groschen, *„dass er zu klein Brot gehabt“*.
zahlt Hans Thiemendorf 6 Groschen, *„dass er zu klein Brot gehabt“*.
zahlt Philip Knüttel 6 Groschen, *„dass er Markttag Brot nicht feil gehabt“*
zahlt Peter Wendt 2 Groschen, *„dass er am Wochenmarkt nicht feil gehabt.“*

Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, von 1618 bis 1623, machte sich eine Inflation bemerkbar mit einer Verschlechterung des Metallgeldes, die sogenannte *„Kipper- und Wipperzeit“*, die auch nicht ohne Einfluss auf die Höhe der Strafgelder blieb. Die Bäcker betreffend lesen wir:

1630 *„1 Schock Strafe an die Stadtkasse muss Jacob Hetzel zahlen, der am Jubelfeste, dem 100jährigen Gedächtnistage der Augsburgischen Konfession unter der Predigt gebacken“*
„20 Groschen muß die Ulrich Köhlerin zahlen, die Jacob Hetzeln in ihrem Ofen damalß backen laßen“.
„24 Groschen zahlt die Hans Thiemendorfin (Meisterswitwe) auf zweimal, dass sie kein Brot in Benken feil gehabt“.
„6 Groschen zahlt Hans Tiemendorf, der das Brot nicht, wie Ihme eingelegt ist worden, hat geben wollen“
„12 Groschen zahlt Hans Ilsigk, der schwarzuneße Brot feihl gehabt“.
„12 Groschen zahlt Peter Lößnitz, junior, der schwarzbrott, so teich gewesen feihl gehabt“.

Die Bäcker hatten um 1600 keine Läden (auch bis in die Neuzeit nicht), sie verkauften ihre Backwaren vielmehr in den städtischen Brotbänken, die der Stadtverwaltung gehörten und auch von ihr unterhalten wurden.

Einnahmen von Bankzinsen der Bäcker sind 1600 bis 1605 nicht verzeichnet, doch hat man bald von ihnen solche gefordert und nur unter den schwierigen Verhältnissen des Dreißigjährigen Krieges wieder Abstand davon genommen, wie folgende Bemerkung in der Rechnung 1630/31 bezeugt: *„Vacat. Haben diß Jahr so wenig gegeben als vorm Jahre, beruhet nochmalß auf des Herrn Amtschößers erkentniß."*

In den folgenden Jahren (1635 bis 1637) zahlt die Stadt dem Bäckerhandwerk 12 Groschen jährlichen Zins für 4 Neuschock erborgtes Kapital, das wohl zum Wiederaufbau des zerstörten Brauhauses der Gemeinde verwendet worden ist.

Künftighin zahlt die Bäckerzunft, gleichviel wieviel Meister, 21 Groschen Bankzins, eine Summe, die noch im 19.Jahrhundert galt. Freilich scheint auch, dass die Brotbänke, die hölzerne Verkaufsstände mit Schindeldächern waren, oft in recht schlechten Zustand gewesen sind.

Auch während der folgenden Jahre im Dreißigjährigen Krieg finden wir ähnliche „Gesetzesübertretungen" geahndet, die wohl in der Hauptsache auf die Kriegsnot mit ihrem Mangel an Feuerungsmaterial und schwieriger Beschaffung von Mehl zurückzuführen ist.

1636/37 zahlt die Barthol Hoffmannin 6 Groschen Strafe, *„weil sie vermöge (trotz) der Statuten kein Brot auf dem Markte feilgehabt"*

Mathes John zahlt 6 Groschen, *„dass er Unessebrot feilgehabt"*.

Michael Ottin zahlt 6 Groschen, *„so ganz Teig und Unessebrot feilgehabt"*.

Simon Wiede(-mann) sen. zahlt 12 Groschen, *„welcher zu kleines Brot gebacken"*.

Simon Wiede(-mann) jun. zahlt 12 Groschen, *„so auch zu kleines Brot gehabt"*.

1639 zahlt Jacob Lewe 12 Groschen, *„welcher zu klein Brot gehabt"*.

Der „Bäckerkrieg“ der Siebenlehner Bäckerinnung

1549 in der Brotwäger-Ordnung des Freiberger Rates werden die Siebenlehner Bäcker das erste Mal erwähnt und der Kampf gegen die Einfuhr von Backwaren aufgenommen:

> *„… vnnd dy weil allen fremden Becken, so nicht inner der Meilen wonen, vf den Sonnobwochenmargt, brot vnd semmeln rein zu furen vnd zunorkekeuffen nochgelossen ist, sollen sie doch dasselbige den einheymischen becken gemeß backenn, oder man sols ynen setenn, was wertt ist, domitte nymands betrogen werdenn, vnd dy weildy selbigen fremden becken, vornemlich dy von Sibenlehen yr brott sere seuer auch nicht außbacken vnd der heuers man vnd andere, solch grob brot habenn wollenn, als sollenn dy Brotweger denselbigen alle mal acht lot schwerer dan den einheymischen ahm brottgewichte einlegen, vnd was zu geringe befunden, dasselbige wy den einheymischen, straffen vnnd setzenn. Ahm Christabentt vnd auch ahm Neuen Jarsabentt ist denn Fremden becken, wy vor alters Christbrott , zappe vnd ander weisbrott, rein zu furen vnd znorkeuffen nochgelossenn. Ahm Osterabent, vnd auch den Sonnobt dornoch hebenn dy fremden becken macht, Oster semmeln rein zue furenn vnd zu zunorkeuffen“*

Somit war das von den Siebenlehner Bäckern eingeführte grobe Roggenbrot in Freiberg und besonders bei den Bergleuten sehr beliebt. Das Zweipfundbrot mussten sie aber um 8 Lot schwerer liefern bei gleichem Verkaufspreis.

Am 22. November 1554 beschwerten sich die Siebenlehner Bäcker über die Freiberger Bäcker beim dortigen Rat, in welchem Schriftstück es beweglich heißt:

> *„…Nachdeme sich zeu negst ein Zwitracht vnd spaltunge zugetragen, vnier vnsern vnd andern Becken, vfE.W.markt, denn es sein etliche die do ym gantze Jor vber wochentlich E.w. marckt besuchen, diueweil denn solchs ein sehr vnfreundlich und vnchristlich stück, vnd zu besorgen, wes möchte etwan ein anderer vnrath daraus entstehen ist vnserm bitten, das wir vnsere wagwn nacheinander möchten rücken vnd nacheinander fheil haben, auff das solche vnordnung vnd zwitracht, welches bißhero geschehen, mocht verhüttet werden……“*

Der Sinn dieser Klage ist der, dass ein Teil der Siebenlehner Bäcker den Freiberger Markt nur zeitweise, besonders zur Weihnachtszeit besuchen

und dass die regelmäßig Kommenden den Markt nacheinander nach einem bestimmten Turnus halten wollten.

Der Freiberger Rat, die Bäckerinnung und die Knappschaft klagen darauf über Qualität und Quantität der gelieferten Backwaren, was die Siebenlehner energisch zurückweisen. So geschehen am 14.Februar 1559. Durch den Nossener Amtsschösser bitten sie, das Vierpfundbrot nicht mehr wie bisher um 16 Lot, sondern nur noch um 8 Lot schwerer als die Freiberger liefern zu müssen, was Freiberg ablehnte. Siebenlehn wandte sich an den Landesherrn, der vom Freiberger Rat einen Bericht verlangte, den Freiberg am 31.Oktober 1559 erstattete:

> *„ do es vohr vilen langen Jaren vnd weit ober menschengedenken also hehrgebracht, vnd von Unsern vohrfahren vmb des armen Bergmans vnd sonst vmb des großen Armutts willen also vohr dos bequehmste bedacht, dos die gemelthen Siebenlehnischen Becken allein Rockenbrott geordnether schwere herein backen vnd fhüren solden, welches dan ohne alle wegerunge von Ihren vohrfahren auch der Zeit, do das Korn der schöffell vmb Ein silbern schock gekauft vnd bezahlet, gescheen ”*

Der Freiberger Rat erreichte das Gegenteil: Er führte den Siebenlehnern mehr Kunden zu. Trotzdem entschieden die Räte in Dresden zugunsten des Freiberger Rates, ließen aber den Siebenlehnern wissen, dass den Freibergern an der weiteren Zufuhr von Backwaren gelegen sei.

Da mischte sich eine noch höhere Macht in den Streit! 1572 brach in Freiberg die Pest aus. Sechs Tage nach dem landesväterlichen Urteil erboten sich die Siebenlehner Bäcker, auch in der Pestzeit Brot zu liefern und Freiberg in der Not zu unterstützen. Das Schreiben ist vom 7.Oktober 1572 datiert und es heißt darin:

> *„ nach dem E.W. wissentlichen, das wir das Pecken Handwerk vffm Siebell der Stadt Freybergk in Ihrer Blüe vnd wolgehen mit brott zu gevaren, vndt vnserem Handell vndt bewerb dohin mit beck getrieben, Weill aber dieselbe nunmals in Gottes des Almechtigen Straff (das vns schmertzlich) gefallen, das sich fast Jedermann will scheuen vnd fürchten, der bösen seugen halben, dohin zue kommen, So haben doch wier sämptlich vndt sonderlich beschlossen, Leib vndt Leben (als Fromme vndt getrewe Nachtbarn thun sollen) neben Euch zue zusetzen, vndt wollen vns nicht weitters dan nur auff Gott allein verlassen, Der wirdt vns ohne seinen Väterlichen willen nicht ein einziges Har lassen von unseren Heuptern fallen…”*

Wenige Jahre später im Jahre 1577 suchte die Pest wieder die Städte des Meißner Landes heim. Meißen, Freiberg, Roßwein, Hainichen mussten ihre schweren Opfer bringen und wieder fuhren die großen Planwagen der Siebenlehner Bäcker auch zu diesen Pestherden und brachten ihr begehrtes Gebäck trotz der Ansteckungsgefahr an die befallenen Orte. Wahrlich ein schönes Zeichen von Mut, Gottvertrauen und Bruderliebe, neben kaufmännischem Sinn und Handelsgeist.

Kaum aber waren wieder normale Verhältnisse in der Versorgung der Freiberger Einwohnerschaft eingekehrt, beschwerte sich die Freiberger Bäckerzunft über die auswärtigen Konkurrenten, ihre Handwerkskollegen aus Siebenlehn. Am 11.September 1583 haben sie an dem Handel der Siebenlehner wieder etwas anderes auszusetzen:

> *„Nachmals nemen sich die Siblischen Becken gar einer Neuerung an, das sie des Sonnabendts allzeit fheil haben biß auf den Abendt, welchs vor Alters nicht gewesen, sondern sie haben nach zweiffen nicht dörffen mehr fheilhaben, Vnd was sie denn vbrigen nicht dörffen wiedervmb mehr fheil haben, sondern abwenden, wie sie kundt, mit schaden und frommen. Itzundt aber machen sie die Semmeln klein, gluckt der Markt, so gildt die zeile eben sowol 4 Pfennig, verdirbt es, können sie ohne ihren schaden vmb 3 Pfennig vnd neher geben. Darneben haben sie auch Süsse brodt mit hefen gebacken, welchs vor Alters auch nicht im Gebrauch gewesen ist, dadurch sie uns auch großen schaden zufügen.“*

Deshalb forderten sie vom Rate, *„den Siebelschen zu befhelen, das sie den alten gebrauch halten vnd nicht Süsse brodt hereinbacken.“*

W.Schellhas, dessen Abhandlung über die Siebenlehner Bäcker und ihre Beziehungen zu Freiberg diese urkundlichen Nachrichten entnommen sind, führt weitere Beschwerden aus den Jahren 1586/95 an. Aus einer Antwort der Siebenlehner Bäcker vom 24.März 1595 erfahren wir, dass diese Brotzufuhr vorzeiten auf Bitten des Freiberger Rates begonnen und vom Landesherrn genehmigt worden ist. Deshalb wird der Freiberger Rat von der kurfürstlichen Kanzlei angewiesen:

„Ihr sollt Supplikanten der Billigkeit und althergebrachten Gebrauch zuwider nicht beschweren“.

Aber der Bäckerkrieg geht weiter. Nachdem sich beide Parteien wieder zwei Jahre mit Gründen und Behauptungen gestritten haben, wenden sich die Siebenlehner 1597 an den Kurfürsten, der in dem Schreiben vom

28.4.1597 den Freiberger Rat anweist, die Siebenlehner Bäcker bei ihrem Privileg zu schützen.
So hatte die Siebenlehner Bäckerinnung erreicht, ihr Privilegium des Backwarenexportes nach Freiberg von hoher Obrigkeit bestätigt zu bekommen.

Es ist klar, dass durch solch starken Export von Bäckererzeugnissen die Zahl der Bäcker in der kaum 1000 Einwohner zählenden Kleinstadt anschwellen musste. Es werden sogar 70 Bäcker in Siebenlehn gezählt, von denen allerdings nur etwa 40 das Handwerk betreiben, während die anderen „zu Berge gehen“, d.h. im Bergwerk beschäftigt sind. Damit erreichte wohl das Bäckerhandwerk in Siebenlehn Ende des 16.Jahrhunderts seine größte Blüte, denn das 17.Jahrhundert, das des großen Dreißigjährigen Krieges, brachte den Siebenlehnern Unglück und Not bis an den Rand des Verderbens, von denen sich Stadt und Handwerk nie wieder völlig erholt haben.
Am Anfange des neuen Jahrhunderts hören wir die geschichtliche Nachricht, dass noch 1617 die Lieferung von Siebenlehner Striezel oder Stollen zur Weihnachtszeit an die Ratsherrn der Stadt Dresden zu deren *„Emolumenten“* gehöre und einige Jahre zuvor, 1611, werden einem Siebenlehner Bäcker für die Lieferung von 48 Striezeln für die Ratsherrn in Dresden 13 Gulden und 15 Groschen bezahlt.
Am 30.April 1604 erneuerte Kurfürst Christian II. auf Bitten des Siebenlehner Rates deren Statuten und einen Wochenmarkt, der im Laufe der Jahrzehnte weggefallen war. Damit war auch das Privileg der Backwarenausfuhr genehmigt.
Nach Urkunden vom 26.7. und 16.8.1603 wehrt sich auch die Bäckerinnung von Döbeln gegen eine Einfuhr von Backwaren durch die Siebenlehner Bäcker. 1615 ertönen dieselben Klagen von Meißen.

Dann kommen die Jahre der Kipper- und Wipperzeit zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges mit ihrer Geldentwertung und der jammervolle Zustand Siebenlehns nach dem Stadtbrande von 1620. Viele Bürger mussten mit ihren Familien im Keller hausen, da ihre Häuser noch nicht neu errichtet werden konnten. Das mochte die Ursache zu Klagen vonseiten der Freiberger sein. 34 Siebenlehner Bäckermeister schickten vor dem Kriege 20 Wagen voll Backwaren wöchentlich nach Freiberg und 1650 nach dem Friedensschluss waren es noch 20 Bäcker, die acht Wagen voll Semmeln und Brot in Freiberg einführten. 1622 verbot der Freiberger Rat den

Siebenlehner Bäckern die Broteinfuhr, weil die Backwaren bei der Teuerung von zu geringer Qualität wären. Zwar verteidigten sich die Siebenlehner in einem Schreiben vom 8.1.1622 an den Freiberger Rat, dass sie in der gegenwärtigen Teuerung bei einem Weizenpreis von 9 Gulden pro Scheffel nicht gleichwertiges Gebäck liefern könnten wie in normalen Zeiten. Sie wollten auch die 4 Pfennig-Semmeln nicht aus geringem, billigem Mehl liefern, *„ynmaßen dann vnsere Öfen solch gering backwerk nicht ertragen vnd ehe die letztere Zeil in Ofen Mehren, were die erste zu Pulver vorbrand, weil wier feste teiche führen müssen, vnd nicht schwemmingt ding, wegen des aufladens vnd weiten führens willen“*.

Am 23.November 1629 richteten die Siebenlehner Bäcker an den Freiberger Rat wieder ein Gesuch um Zulassung zum Markte, da die Pest und die Gefahr der Ansteckung vorüber wäre. Das Gesuch wurde am 5.Februar 1630 wiederholt und die Meister namentlich aufgeführt, die wieder Brot nach Freiberg liefern wollen: *„Hanß Tiemendorfin (eine Meisterswitwe), Jacob Keitel, Michael Ottin (eine Witwe), Jacob Lößnitz, Jost Fuchß, Hans Tiemendorf jun., Greger Fuchß, Michael Grafe, Philip Lößnitz, Simon Widmann, Paul Tiemendorf, Matz Johne“*

Der verheerende Brand von 1620 wie auch das Pestjahr 1629 hatte das Bäckerhandwerk in Siebenlehn schwer getroffen. Waren doch in diesem Jahre die Siebenlehner Gruben zum Erliegen gekommen. Den dadurch bedingten Ausfall an Absatzmöglichkeiten suchte die Siebenlehner Innung dadurch auszugleichen, dass sie erneut den Absatz in Freiberg wieder auf die Höhe brachte, was ihr erst am 30.8.1650 bei einer persönlichen Verhandlung auch völlig gelang. Die ehrsamen und zielsicheren Bäckermeister bestanden auf ihrem Privileg und beriefen sich darauf, dass sie die Brotzufuhren auch in den unsicheren Zeiten und mit höchster Gefahr leisten mussten. Kurfürst Johann Georg I. bestätigte ihnen deshalb wiederum die alten Rechte am 16.Februar 1652.

Damit war für die Stadt wie insbesondere für das Bäckergewerbe die Not des Dreißigjährigen Krieges endgültig vorüber, aber beide gingen aus dem Kriege schwer geschädigt und geschwächt hervor. War doch wenige Jahre nach dem Pestjahr 1629 und zwölf Jahre nach dem ersten totalen Brande die Stadt das zweite Mal in Flammen aufgegangen, diesmal durch die kaiserlichen Kriegshorden der Kroaten angezündet. Am 17.August 1632 brannte die Stadt *„bis auf 6 Scheunen und 39 der allergeringsten Häuslein“* mit Kirche, Pfarre, Schule, Brau- und Malzhaus nieder. In dem Gesuche an den Kurfürsten um Bauholz aus dem Zellwalde werden außer den

städtischen Bauten 93 Brandcalamitosen angeführt. Zwar werden die Bäcker bis auf vier nicht besonders benannt, es kann aber wohl bestimmt angenommen werden, dass die meisten Backöfen mit vernichtet wurden. Erst von 1635 an zahlt das Bäckergewerbe für die Brotbänke wieder 21 Groschen Bankzins, während für die letzten vorhergehenden Jahre keine solchen in den städtischen Einnahmen verzeichnet waren. Also waren die Brotbänke wieder aufgebaut. Das Bäckerhandwerk mochte immer noch leidlich dastehen, denn es konnte der Stadt 4 Schock Groschen zum Aufbau des Malzhauses borgen, wofür es jährlich 12 Groschen Zinsen einsteckte.
Am 8.4.1637 wurden die Innungsartikel der Siebenlehner Bäcker vom Kurfürsten Johann Georg I. konfirmiert. Wahrscheinlich war das betreffende Dokument in der Kroatenzeit verlorengegangen.

Zusammenfassend sei festgestellt, dass der Dreißigjährige Krieg dem Siebenlehner Bäckergewerbe schwere Schläge versetzte. Nicht allein, dass die eigenen Unglücke wie Brand und Pest die Stadt und damit das Gewerbe herunterbrachten, es hinderten auch andere Faktoren den Exporthandel der Siebenlehner Meister. Wie oft störte auch die Pest in den Nachbarstädten den einträglichen Erwerb der Siebenlehner, die längst auf den Export in andere Orte eingestellt und angewiesen waren. 1639 waren hohe Kriegskontributionen zu zahlen, was zu den Schwierigkeiten des Handels im Kriege, verbunden mit der Unsicherheit auf den Straßen, unsere Bäckermeister ebenfalls schwer traf.
Mit dem Jahre 1648 war zwar der Krieg beendet, am 30.8.1650 hatten die Siebenlehner Bäcker in den Verhandlungen mit den Freibergern vollständig gesiegt und am 16.2.1652 waren ihnen ihre Rechte bezüglich des Außenhandels von dem Landesherrn aufs neue bestätigt worden, aber trotzdem ging der „Bäckerkrieg“ weiter. Hören wir doch schon am 29. Juli 1656 wieder, dass Kurfürst Johann Georg 1. (oder II.) den Schösser Matthias Alber in Freiberg und den Rat zu Freiberg anweist, die „*Beckenhandwerke von Siebenlehn und Freiberg zu hören und in gutem zu vergleichen*“. Übermäßigen Einführens von Brot und Semmeln sowie Feilhalten über die gewöhnliche Zeit hinaus sollen sich, nach Klage der Freiberger, die Siebenlehner schuldig gemacht haben.

Ein mit allen Finessen geführter Papierkrieg entbrannte im Jahre 1666. Das Aktenstück ist vollständig erhalten und soll mit den notwendigsten Erläuterungen versehen, dem Inhalte nach vermittelt werden:

Am 25.Juli 1666 beschwert sich der Rat zu Freiberg beim Schösser Wolf Georg Gastel in Nossen, dem unmittelbaren Vorgesetzten Siebenlehns, dass die Siebenlehner Bäcker „untüchtige“ Semmelware in Freiberg einführen, droht mit Wegnahme und härteren Strafen und fügt eine verdorbene Semmelprobe bei, was Schösser Gastel sofort mit dem Zurückbringer beantwortet, dass er es den Siebenlehner Bäckern verbieten will. Noch an demselben Tage bestellt er durch den Siebenlehner Rat die Bäcker für den 27.Juli ins Amt auf das Kurfürstliche Schloss zu Nossen. Hier wird dem gesamtem Bäckerhandwerk das Schreiben des Freiberger Rates vorgelesen und ihnen zwei Neuschock Strafe angedroht, falls sie wieder untüchtige Semmelware nach Freiberg liefern. Dergleichen untüchtige Ware sollen sie auch nicht auf den bevorstehenden *„Noßrischen Jacobimarkt“* bringen.

Am 18.August 1666 berichtet der Rat zu Siebenlehn an den Amtsschösser zu Nossen, Hans Johne habe sich aufgeworfen der Backordnung zu widerstreben und sich der losweisen Beschickung des Marktes in Freiberg nicht zu fügen, worauf der Schösser antwortet, dass sich Hans Johne nach dem Lose zu richten habe.

Am 20.8.1666 ersucht der Amtsschösser Gastel in Nossen den Rat zu Freiberg, die Siebenlehner Bäcker bei ihrem uralten Privileg nicht zu hindern. Die beiden Obermeister Paul Diendorf und Jacob Löwe haben erklärt, die Siebenlehner Innung wolle *„hinfüro tüchtige“* Semmelwaren liefen und haben Kaution erlegt. Er, der Schösser, habe sich von der Güte der Siebenlehner Semmeln überzeugt.

Damit schien für diesmal der Streit wieder beigelegt. Aber am 8.Juli 1669 beschwert sich der Rat zu Freiberg wieder beim Amtsschösser Gastel, die Siebenlehner Semmeln seien am 28.Juni *„hinwiederum“* ganz wandelbar und dermaßen untüchtig geworden, dass *„selbige weder Mensch noch Vieh genießen kann“* und eine gefährliche Seuche zu befürchten ist. Die Siebenlehner Bäcker sollten nächsten Sonnabend und die folgenden Markttage nicht hereinkommen, wenn sie nicht *„gute tüchtige Ware“* ohne Einmischung dergleichen schädlicher Ingredienzien liefern, da sie sonst mit Konfiskation ihrer Waren und ernstlicher Bestrafung rechnen müssten.

Am 9.Juli 1669 werden die Bäcker zu Siebenlehn angewiesen, sich danach zu richten. An den Rat zu Freiberg schreibt Gastel, dass sich die Siebenlehner *„des Hereinbackens nach Freiberg bis zur Assecuration enthalten.“* Am 19.Juli 1669 beschwert sich das Siebenlehner Bäckerhandwerk beim Kurfürstlichen Kammerrat, Obersteuereinnehmer und Amtshauptmann zu

Nossen Wolf Rudolph von Ende auf Ehrenberg über die Behinderung ihres Feilhaltens in Freiberg und bittet, sein Privileg zu schützen, da man den Bäckern nichts nachweisen könne und sie nur Mehl, Hefen und Salz zu ihrem Gebäck verwenden. Unterzeichnet ist diese Beschwerde von Peter Bernhardt und Hans Diendorf jun. Wir erfahren dabei, dass der Freiberger Rat Leute zur Kontrolle über die Herstellung der Semmeln nach Siebenlehn schicken wolle, worauf die Siebenlehner Bäcker eingehen weile, wenn keine Bäcker dabei wären.

Hier ist in diesem Schriftstück die Bestätigung des Privilegiums vom 28.4.1597 eingefügt, woraus wir erfahren, wie dieses Recht der Siebenlehner Bäcker auf Ansuchen des Rates zu Freiberg in *„Sterbenslauften und dürren Jahren*“ auferlegt worden ist, *„solches auch dem Bergwerk und gemeiner Stadt wegen der großen Menge Volkes allda zum besten gereichet*“. Der Rat zu Freiberg soll zur Vermeidung der landesherrlichen Ungnade und Strafe die Siebenlehner Bäcker am Feilhalten ihrer Waren an den Markttagen nicht hindern, ihnen auch gestatten, was sie nicht los werden, wieder *„von dannen aus der Stadt führen lassen*“.

Diese Begnadigung hat am 25.Januar 1642 ein Notar Christianus Schleuffer, ‘*Not.pl. et juratus in fidem*“ von neuem bestätigt, weil den Siebenlehnern ihr Urkundbrief verbrannt sei. Als sich am 9.November 1650 der Freiberger Rat wegen übermäßigen Einführens und Feilhaltens über die gewöhnliche Zeit durch die Siebenlehner beklagt, wird dem Schösser Matthias Alber und dem Rat zu Freiberg unter dem 16.Februar 1652 aufgegeben, das Recht der Siebenlehner Bäcker zu schützen. Unter dem 13.3.1652 bestätigt Schösser M. Alber, aus er dieses zu Urkund seinem Amtsbuche einverleibt hat.

Damit war die rechtliche Lage geklärt und die Grundlage für den Streitfall im Jahre 1669 geschaffen, in dessen Verlauf der Amtsschösser Gastel aus Nossen am 21.Juli 1669 den Rat zu Freiberg auffordert, die Siebenlehner Bäcker in ihrem Verkauf auf den Freiberger Märkten nicht zu behindern. Wesentlich milder nun und doch hartnäckig auf ihren Standpunkt beharrend, lässt sich der Rat gegen den Nossener Schösser vernehmen, er wolle den Siebenlehner Bäckern ihr Geschäft nicht verderben, wenn sie nur nicht untüchtige Ware liefern und

1. wenn die Bäcker bestraft werden, die *„neuerlich vor dem Tore feilgehalten*“,

2. wenn das gesamte Siebenlehner Bäckerhandwerk 50 Taler Kaution stellt,
3. wenn neben den Pullbroten nur *„einigerlei“* Semmeln verkauft werden, wöchentlich drei bis vier Wagen.

Man sieht, wie sich die Siebenlehner geholfen haben. Auch auf diese Einschränkung ihres Rechtes lassen sich in dem Schreiben vom 26.7.1669 die Siebenlehner nicht ein, was Gastel anscheinend ungern dem Freiberger Rate unter dem 27.7.1669 bekanntgibt. Der Rat zu Freiberg will (28.7.1669) die Kautionsbedingungen fallenlassen, sofern die Semmelware gut ist. Gastel wünscht ebenfalls am 18.7.1669 der Freiberger Rat möge die Bäcker nicht so bestrafen, damit sie sich nicht etwa beim Kurfürsten beschweren. Er müsse sie auf kurfürstlichen Befehl schützen.
Im Schreiben des Freiberger Rates vom 2.8.1669 an den Amtsschösser Gastel bleibt aber der Rat bei seiner Meinung.
Am 4.8.1669 befiehlt Kurfürst Johann Georg II. der Amtsschösser soll wegen Lieferung untüchtiger Waren Erkundigungen einziehen.
Der Kurfürst fordert dann unter dem 5.8.1669 die Räte zu Dresden und Meißen und am 10.8.1669 den Amtsschösser auf, die Siebenlehner Bäcker wegen der Beschaffenheit ihrer Ware zu beaufsichtigen. Da nur ein Bäcker untüchtige Semmeln gehabt hat, sollen die anderen nicht verhindert und in der Menge beschränkt werden. Der Lieferant der untüchtigen Ware soll nur zugelassen werden, wenn er 50 Taler Kaution stellt. Darauf wird das gesamte Bäckerhandwerk beim Kurfürsten vorstellig und klagt, so würde das ganze Städtlein zugrunde gerichtet. Sie könnten ihre Steuern nicht aufbringen.

Am 27.August 1669 berechnet Amtsschösser Gastel die Steuereinbuße und zwar
1. an der Accise für jeden Wagen 3 Groschen
2. an der Quatembersteuer monatlich 3 Taler,5 Groschen, 6 Pfennige
3. Die Mühlen haben nichts zu mahlen.
4, Der Fuhrlohn in die Städte geht verloren.

Am 28.August 1669 erscheint eine starke Deputation von neun Siebenlehner Bäckern im Amte Nossen und verteidigt ihre Ware. Gastel überzeugt sich von der Güte der Ware und berichtet das nach Freiberg, Dresden, Meißen und Döbeln und verlangt Namennennung auf Anordnung des Kurfürsten, wer untüchtige Ware geliefert hätte (31.8.1669). Es werden erstmalig 8 Bäcker benannt: Peter Berndt (auch Bernhardt), Hans

Diendorf, Georg Otto, Christoph Mende, Hannß Johne der Ältere, Hannß Johne der Jüngere, Michael Johne und Zacharias Wieden (auch Wiedemann), die am 20.Juni 1669 untüchtige Ware geliefert hätten. Die anderen Bäcker sollen unbehelligt bleiben und weiter liefern dürfen. Der Amtshauptmann Samuel Seyfried in Freiberg und der Rat zeigen die Schuldigen beim Amtsschösser Gastel in Nossen an, der sie zur Vernehmung ins Amt einlädt.

Wir wollen uns die 11 „Articuli Inquisitionales“ sparen, die sechs der Delinquenten vorgelegt wurden (zwei fehlen). Die Vernehmung, wie auch die Aussagen der Inquisiten sind fast einhellig: Sie können es sich nicht denken, dass ihre Backwaren sollen „*untüchtig*“ gewesen sein, sie hätten auch keine Klagen darüber vernommen. Sie haben zu ihren „*lieben*“ Semmeln nur Mehl, Wasser, Hefe und Salz, sonst nichts verwendet, wie es schon ihre Vorfahren getan und von denen sie es gelernt haben.

Die Ursachen konnten nicht klar gestellt werden, wenn auch verschiedene Vermutungen laut wurden: Die große Hitze, die böhmischen Hefen, der Weizen aus der Großenhainer Gegend (vielleicht ausgewachsenes Getreide) und auch „Gottes Strafe“ musste als Erklärung herhalten. Dabei scheint die „Untüchtigkeit“ der Semmelware noch gar nicht einmal als allgemeine Erscheinung festgestellt gewesen und Einzelfälle verallgemeinert worden zu sein. Konkurrenzneid war wohl in erster Linie die Treibfeder dieser ganzen Aktion.

Der Rat zu Freiberg erließ 1669 sogar ein Inserat an die von Siebenlehner Bäckern belieferten Städte, um weitere Unterstützung im Kampfe gegen jene zu gewinnen und hatte Erfolg damit. Der Rat in Dresden nennt am 10.September 1669 dem zuständigen Amtsmann Wolf Georg Gastel zu Nossen sechs Siebenlehner Bäcker, die 5 Wochen nacheinander „untüchtige“ Semmelware auf den Markt gebracht hätten. Diese Semmeln seien übelriechend gewesen und „*talkend und kleberhaftig*“ befunden worden. Wenn man mit dem Finger hineingestoßen hätte, wäre er hängen geblieben und man hätte wie kleine Härlein herausziehen können.

Solche Anklage mussten sich gefallen lassen Jacob Löbe (Löwe), (2.8. und 16.8.1669), Michael Johne (2.3.1669), Barthol Lößnitz (9.8. und 23.8.1669) und Barthol Thündorf (Dindorf) am 30.8.1669. Dagegen schreibt unter dem 14.September 1669 der juristische Aktuar Andreas Oberkampff von Meißen, dass nach Erkundigung beim Bürgermeister Benedict Kreßen bei keinem Bäcker „untüchtiges Gut“ eingeführt worden wäre.

Amtsschösser Gastel lädt am 15.9.1669 die vier Verklagten aufs Amt. Sie sollen die Fuhrleute und vier ihrer Mitmeister als Zeugen mitbringen, wobei sich Bürgermeister und Weißbäcker Jacob Lößnitz (64 Jahre alt) befand.

Das Verhör am 18. September bringt auch nichts Neues zutage. Folgende Zeugen leisten einen Eid:

1. Martin Wiedemann (50 Jahre alt)
2. Hans Dindorf (44 Jahre alt)
3. Jacob Lößnitz Bürgermeister und Weißbäcker (64 Jahre alt)
4. Matthes Löwe (60 Jahre alt)

Der „*Zeugen- Eydt*“ in dieser einfachen Aussage lautete:

> *„Ich, N.N. schwere zue Gott einen körperlichen Eydt, dass nachdem ich zum Zeugen wegen der Naher Dreßden und Freybergk eingeführt geklagten Undüchtigen Semmeln erfordert worden, Die reine lautere unverfälschte Wahrheit so viel mir wißend sagen und bekennen, undt mich davon weder gut freundt noch feindschaft noch nicht was anders abwendig machen laßen will als wahr mir Gott helf durch Christum Meinen Erlöser.“*

Wir erfahren bei der Gerichtsverhandlung, dass sich alle Siebenlehner Bäcker die Hefen teilen, die von Meißen und aus dem Böhmerlande fassweise nach Freiberg gebracht werden. Auch von den Dörfern kommen Leute, die sie den Bäckern zutragen. Selbst zwei zugereiste Bäckerknechte aus Naumburg werden als Zeugen angeführt, die erzählt hätten, dort wäre das Brot auch schlecht geworden: „*Wie einer bäckt, so bäckt der andere!*“

Dabei wärmt der Rat zu Döbeln auf das Freiberger Inserat hin wieder eine alte Sache auf, dass nämlich vor drei Jahren zwei Siebenlehner Bäcker, Simon Wiedemann und Matthes Löwe mit 4 Talern bestraft worden wären, weil im Juli und August ihre Semmeln für untüchtig befunden worden sind. Dieses Jahr sei dieselbe Klage am 22.Juli erhoben worden, bei einer Nachprüfung vor Gericht durch geschworene Handwerksmeister aber nicht bestätigt worden.

Das Ergebnis berichtet Gastel an den Kurfürsten, während am 1.November 1669 die Bäcker ihre Bitte um Begnadigung wiederholen. Schon am 2.November weist der Kurfürst den Amtsschösser an, die Kaution den Siebenlehner Bäckern zu erlassen, droht aber im Falle der Wiederholung mit Gefängnis und „*Legung*“ des Handwerks.

Nun haben aber die Siebenlehner Bäcker ihren Standpunkt auch vertreten und sind einfach sämtliche nicht mehr nach Freiberg zu Markte gefahren, denn am 16.11.1669 beauftragt der Kurfürst seinen Amtsschösser Gastel zu erkunden, was die Siebenlehner bewogen habe, den Freiberger Markt nicht mehr zu beschicken. Wenn sie *„bei solchem Trutz und Vorsatz verharren“*, würden sie ihrer Freiheiten und ihrer Privilegien verlustig gehen.

Der Freiberger Rat macht am 10.November 1669 auch einen Zurückzieher, indem er an den Kurfürsten schreibt, er habe in dem Streite mit den Siebenlehnern nur nach kurfürstlichen Anordnungen gehandelt, sich auch nicht gegen das gesamte Siebenlehner Bäckerhandwerk gewandt (was aber doch geschehen ist!), sondern nur gegen einige, die den Landesherren niemals um Begnadigung angefleht haben. Drittens habe das gesamte Siebenlehner Bäckerhandwerk über Unbilligkeit des Freiberger Rates geklagt. Die Kaution sei nur von den Lieferanten der „untüchtigen“ Semmeln verlangt worden, was durch eine besondere Konfirmation vom 31.8.1669 durch kurfürstliche Hoheit bestätigt worden ist, ferner dass nur die acht Bäcker ausgeschlossen seien, wenn sie nicht die 50 Taler Kaution stellen. Da doch das Handwerk über 30 Meister stark sei, könnten doch die anderen ihre Ware einführen. Doch keiner habe es getan. Es sei daraus zu folgern, dass entweder das anhaltende warme Wetter oder ein *„merklicher Trutz und Vorsatz“* sie zurückhalten würde, *„auch ihre Armut noch nicht so empfindlich sein könne“*.

Das ist eine Klage über das Ausbleiben der Siebenlehner Zufuhr, die Freiberg uneingestanden nötig hatte. Die Siebenlehner Bäcker aber hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Man wollte sich von den „Verbrechern” nicht trennen. Amtsschösser Gastel forderte einen starken Ausschuss für den 26. November ins Amt. Diesem Ausschuss von sieben Siebenlehner Bäckermeistern wurden die kurfürstlichen Rescripts vom 2.11. und 16.11. eröffnet. Sie sollten dartun, was sie bewogen habe, die Zufuhr von Semmeln und Brot nach Freiberg zu unterlassen. Sie verteidigen sich damit, die Kaution sei vom gesamten Handwerk der Siebenlehner Zunft gefordert worden. Unter den acht Verbrechern seien vier bis fünf Abgebrannte. Sie hätten nicht gewusst, woran sie wären und seien aus Furcht und Sorge nicht nach Freiberg gekommen. Das war eine faule Ausrede, aber ihr „Trutz“ hatte gewirkt. Nun wollten sie ihre Ware wieder hineinbringen.

Damit war für diesmal der Bäckerkrieg beigelegt, denn unter dem 19.2.1670 machte es der Kurfürst dem Freiberger Rate zur Pflicht, die Rechte der Siebenlehner Bäcker zu schützen. Am 23.2.1673 bestätigte Kurfürst Johann Georg IL der Siebenlehner Innung ihre Artikel, die sein Vater Johann Georg I. ihnen am 8.4.1637 bereits konfirmiert hatte.

Die Wiederaufnahme des Bergbaues im Jahre 1689 durch den Bergmeister von Freiberg scheint nicht viel Erfolg gehabt zu haben, ist aber immerhin als Versuch zu werten, neues bergmännisches Leben aufblühen zu lassen, nachdem es der Dreißigjährige Krieg vor mehr als 50 Jahren hier am Orte vollständig vernichtet hatte. 1694 wurde der Forsthof wieder errichtet, ebenfalls ein Faktor, der für das Städtchen belebend wirken konnte.
Im Jahre 1697 bestand die Bäckerinnung aus 20 Meistern, nahm aber während des 18.Jahrhunderts stark zu, was sich nur daraus erklären lässt, dass der Backwarenexport auch in diesem Jahrhundert neben den ebenfalls wachsenden eigenen Bedürfnissen stärker wurde. Im Jahre 1763, das Jahr vor dem großen Stadtbrande, wurden 36 Meister, im Jahre 1800 gar 38 Meister des Handwerkes gezählt, obwohl gerade in diesem Jahrhundert Unglück und Kriege eine friedliche Entwicklung aufhielten.
Ein so zahlreiches und in der Stadt maßgebendes Gewerbe, wie die Bäcker in Siebenlehn waren, nahm natürlich auch maßgebend und vorzugsweise am Geschick der Stadt teil und das sowohl in ihren guten Zeiten, wie es auch ein gerüttelt Maß an der Not und den Leiden auf sich nahm, die die Stadt am Ende des 17.Jahrhunderts in reichem Maße betrafen. 1680 und 1681 hatte die Pest hier geradezu gewütet und die Hälfte aller Einwohner dahingerafft, somit auch die Bäckerzunft schwer getroffen, und doch werden 1697 noch 20 Meister registriert, wahrscheinlich meist junger Nachwuchs.
Trotz aller Not baute man 1700 eine neue Kirche. Die Not zeigt sich in der Schilderung des damaligen Zustandes des alten Gotteshauses, das im Dreißigjährigen Kriege wahrscheinlich nur in höchst bescheidener Gestalt errichtet worden war. In dem kirchlichen Bericht über deren Zustand wird ein trauriges Bild von ihm gezeichnet. Bei regnerischem Wetter konnte in der Kirche überhaupt kein Gottesdienst gehalten werden, da große Risse in den Mauern vorhanden waren; ja man musste sogar einen Einsturz befürchten. Notgedrungen musste die verarmte Gemeinde an einen Kirchenneubau denken. Sie erhielt auf Ansuchen die

Genehmigung zu einer Kirchenbaukollekte, die man sowohl im Lande Sachsen wie auch außerhalb betreiben konnte.
Im: Jahre 1695 zog Schneidermeister Johann Adolf Ölschlegel aus, um für den Kirchenbau zu sammeln. Bei einer zweiten Reise im Jahre 1697 unterstützte ihn Hutmacher Georg Franke und bei einer dritten der Brauer Friedrich Rost, sodass man mit dem vollendeten Jahrhundert an den Neubau gehen konnte, der in den Jahren 1701 bis 1703 ausgeführt wurde. Der Chronist Knauth konnte 1721 die Siebenlehner Kirche „ein wohlgebautes und schön eingerichtetes Gotteshaus“ nennen.
So ging Siebenlehn durch den Dreißigjährigen Krieg mit Kriegsnot und Pest als stark geschwächte und verarmte Stadt in das 18. Jahrhundert hinein, das ebenso reich an Veränderungen werden sollte wie das vergangene Jahrhundert.
Am Anfang warf der Nordische Krieg seine Wellen bis nach Sachsen. 1706 hatte Karl XII. seine Schweden in Sachsen einquartiert, die er hier auf Kosten des sächsischen Volkes verpflegte und neu einkleiden ließ. Im gleichen Jahr sollen die Schweden Siebenlehn geplündert haben, war es für sie doch Feindesland. Die Stadtrechnungen lassen jedoch nichts erkennen; sie sind auch in diesem Jahr in Ordnung. Die letzten zwei Dekaden des verflossenen Jahrhunderts müssen für die Stadt und mithin auch für das Bäckerhandwerk Jahre des Tiefstandes gewesen sein. Die Einnahmeposten in den Stadtrechnungen lauten vielfach „vacat“ („leer, nichts“). Wie da die Gemeinde noch Mut zu einem Kirchenneubau gefasst haben mag, ist unglaublich. Die Erklärung dafür kann nur der traurige Zustand der Kirche gewesen sein, der damals für den pietistischen Sinn weiter Kreise im deutschen Volke eine Unmöglichkeit bedeutete.
Erst nach dem Altranstädter Frieden 1706 schöpfte man wieder neuen Lebensmut und neue Kraft. Ein Ausdruck davon mag in unserer Stadt die Tatsache gewesen sein, dass man 1708 wieder einmal den Bergbau aufnahm. Die Grube nannte man „*Zum neuen Segen Gottes*“. Erzproben ergaben 14 bis 16 Lot Silber auf den Zentner Erz. Es wurde nach des Chronisten Worten „*ziemlich stark gebaut*“. Das war wohl in erster Linie als Folge davon möglich, dass sich in Leipzig, Dresden und anderen Orten kapitalkräftige Leute zu einer Gewerkschaft zusammengetan hatten, die in sieben Jahren über 3000 Mark Zubuße aufbringen konnten. Erst musste in die liegengebliebene Grube etwas hineingesteckt werden, ehe sie wieder Ausbeute zu geben vermochte. Zur Zeit der Chronik von Knauth im Jahre 1721 war sie noch in Betrieb.

Betrachtet man diese erwähnten Ereignisse am Beginn des 18.Jahrhunderts vom Interessen [Lücke im Text, eine fehlende Zeile] Erwerbsverhältnisse des Handwerkerstädtchens werten, wenn auch Hemmnisse und Rückschläge nicht ausblieben.

Am 25.November 1711, früh 5 Uhr, brach in Siebenlehn ein Schadenfeuer aus und vernichtete 12 Häuser und 3 Scheunen. Bald darauf, am 20.Dezember desselben Jahres, erhielt die Stadt Einquartierung von den Neutralitätstruppen aus der Pfalz, die in ihre Heimat zurückkehrten. Wenn es auch nur Durchgangsquartiere waren, so wurde sie der eben erst vor einem Monat schwer geschädigten Stadt lästig.

Zurück zu den Bäckern, deren Exporthandel durch Hindernisse verschiedener Art, Krieg und Brand, schwer beeinträchtigt wurde. Auch der „Bäckerkrieg”, dieser Kampf um die Privilegien, ging im 18.Jahrhundert weiter.

Die Freiberger Bäcker beschwerten sich am 7.März 1721 wieder einmal über die Einfuhr von Backwaren aus Siebenlehn. Diesmal schien die Bergknappschaft die Veranlassung zu geben, die mit dem vorgeschriebenen Gewicht nicht zufrieden war. Hatte man doch von den Siebenlehner Bäckern verlangt, dass sie ihre Semmeln schwerer als die einheimischen backen sollten, womit man jedoch den Freiberger Käufern einen ungewollten Anreiz zum Kaufen der Siebenlehner Ware gab. Am obengenannten Tage prüften die Freiberger Marktmeister den Handel der Siebenlehner Bäcker und fanden nach dem Bericht von W. Schellhas *„einen großen Unterschleiff oder vielmehr Betrug, da diese Fremden die vorschriftsmäßige schwerere Ware nur oben in ihren Wagen führten, während die unteren Semmeln, die zu 4 Pfennig verkauft wurden, nur das Gewicht der Freiberger 3-Pfennig-Semmeln besaßen“*.

Und soweit bekannt, noch einmal am 13.August 1731 verlangte die Freiberger Bäckerinnung, dass der Rat gegen den Handel der Siebenlehner einschreite, wie es im damaligen Deutsch formuliert wurde:

„Indeßen aber, sonder zu gedenken des Abgangs unserer mercklich geschwächten Nahrung, so haben wir jederzeit das Malheur darbey gehabt, dass unser Handwerk sich mit unsren harttnäckigen Gegenern in ein weitläuffiges und kostbares Litigium einzulassen genötiget worden.

So können wir auch endlich nicht mit stille schweigen übergehen, was maßen die Siebenlehnischen Becken unß mit ihrer Backwahre allzuhäuffig überführen, indem sie manchen Markttag mit 6 bis 8 Wagen, darauff sich auff jeden vor 30 bis 32

Thaler Semmeln befinden, ja wohl gar in denen Heiligen Abenden vor Neu Jahr, Weyhnachten, Ostern und Pfingsten mit 16 bis 18 schwehrbeladenen Wagen hereinkommen, und nicht wie an den anderen Orthen, alß zum Exempel in Dreßden, allwo sie nur mit 2 Wagen erscheinen durfften, an keinen gewissen numerum gebunden, den ganzen Tag von frühe morgens an bis an den späten Abend feil haben, auch gar Offters wegen des starken Überflusses ihrer eigenes Weißbacken nicht einmahl vertreiben können, sondern darmit herunterschlagen, und unter den gewöhnlichen Preyß hingeben müßen, folglich sie sich selbst nicht alleine, sondern auch unß zugleich mit in Schaden bringen, indem unßer Wahre wegen des schlechten Abgangs auff den Läden liegen bleibet, altbacken wird, und sodann nicht an den Mann zu bringen ist.“

Soweit, die von W. Schellhas zitierten Freiberger Ratsprotokolle, die uns über den Umfang des Siebenlehner Exporthandels berichten. Weitere Unterlagen der Konkurrenzkämpfe stehen zum jetzigen Zeitpunkt nicht zur Verfügung.

Um dieselbe Zeit tritt wieder eine Wirtschaftslage ein, die für die Stadt wohl eine Belastung, für die Bäcker eine willkommene Bereicherung ihres Gewerbes bedeutete. Nach der Beendigung des von Kurfürst August dem Starken veranstalteten Lustlagers von Zeithain im August 1730 rückt das Regiment Prinz Wilhelm von Sachsen-Gotha in neue Quartiere im östlichen Erzgebirge ein. Der Stab kommt nach Freiberg zu liegen. Teile des Regiments erhalten Quartiere in Meißen, Roßwein, Lommatzsch, Nossen, Siebenlehn, Dippoldiswalde, Glashütte, Dohna, Pirna, Schandau, Neustadt und Sebnitz. Siebenlehn war Garnison der Kompagnie des Oberstleutnants Nostitz. Nach den Quartierlisten lagen hier rund 40 Mann, die monatlich umquartiert wurden, um die Bürger gleichmäßig zu belasten, beziehungsweise zu entlasten.

Vom Juli 1730 bis Anfang 1731 befanden sich hier dieselben Mannschaften, die dann zur Musterung und zum Exerzieren weggezogen wurden. Da manche Soldaten verheiratet waren und auch Kinder hatten, wurde den Quartierwirten aufgegeben, die Familien der Soldaten weiter in den Quartieren zu belassen, während die Mannschaften erst am 1. Juli 1731 wieder in ihre Quartiere einrückten und mehrere Jahre hier lagen. Aber selbst in der Zwischenzeit, während der Abwesenheit der Mannschaften zu militärischen Übungen, wurden der Stadt neue Einquartierungen aufgebürdet und zwar Mannschaften von der Kompagnie des Hauptmannes von Burgdorff vom Kronprinzenregiment, nebst Proviantwagen und

Zelt-Caleschen. Damit wuchs die Belegung der Stadt auf 50 Mann, die ebenfalls monatlich umquartiert wurden. Ein buntes Bild muss es im Städtchen gewesen sein, wenn die Soldaten in ihrer farbenreichen Tracht durch die Gassen gingen. Die Uniform bestand aus roten Röcken mit blauen Aufschlägen und ebensolchem Futter, Westen, Lederhosen oder blauen Tuchhosen mit Messingknöpfen von der Achsel bis zur Hüfte.
Die Einquartierung brachte den Bäckern vermehrte Arbeit, die ihrer Zahl mehr entsprach. 1737 wurde die Grube *„Romanus“* eröffnet. Wahrscheinlich am Romanustage im Februar und darum so genannt. Mit ihr kam neue Beschäftigung für die Bewohner und damit neuer Bedarf an Brot, und damit wieder eine Hilfe für die zahlreichen Bäcker.
1740 wird das Regiment nach dem Kriegszuge gegen die Türken entlassen und bezieht seine heimatlichen Quartiere. Der Stab lag diesmal in Großenhain, Teile des Regiments in Mühlberg, Belgern, Kirchhain, Liebenwerda, Wahrenbrück, Dobrilugk, Drebkau, Herzberg, Lüttichau, Schlieben, Schweinitz, Schönewalde, Meißen, Lommatzsch, Nossen und Siebenlehn. Erst 1741 kommt es nach Dresden. Mittlerweile war der Erste Schlesische Krieg zwischen Preußen und Österreich ausgebrochen, wodurch auch die sächsischen Truppen in Anspruch genommen wurden. Der Zweite Schlesische Krieg (1744 bis 1745) fand die sächsische Armee auf Österreichs Seite, die als deren Parteigänger von den Preußen bei Kesselsdorf (17.12.1745) geschlagen wurde. Beide Schlesischen Kriege, besonders aber der zweite, brachten wegen der Nähe der Kriegshandlungen große Unruhe in das Wirtschaftsleben der Stadt und störten vor allem den Ausfuhrhandel der Bäcker.

Selbstverständlich erhielt unsere Stadt in beiden Kriegen Einquartierungen, wenn auch meist von kürzerer Dauer. Nur einzelne Nachrichten davon sind erhalten geblieben. Nach diesen zufälligen Quellen kam am 15.September 1742 die 2. Kompagnie des Grenadierregimentes Nr.1 der Garde zu Fuß samt Geschütz in Stärke von 66 Mann, ein Leutnant und der Hauptmann hier ins Quartier. Die übrigen 31 Mann derselben Kompagnie kamen nach Gruna bei Nossen zu liegen. Häuser, die von der Belegung verschont blieben, mussten die Kosten der verquartierten Mannschaften bestreiten helfen, täglich mit 6 Groschen.
Wieder hören wir von neuer Belegung am 18.Oktober 1744. Diesmal ist es Kavallerie, die von der Bürgerschaft der Stadt untergebracht werden muss. Es sind 73 Mann mit 79 Pferden. Auf 28 Häuser werden sie verteilt.

Mancher erhielt mehrere, wahrscheinlich je nach Stallungsverhältnissen. Die von der Einquartierung verschonten Häuser hatten sechs, sieben, acht oder neun Groschen zu zahlen. Wer mehr als einen Mann aufnahm, bekam für jeden zweiten und weiteren sieben Groschen Entschädigung.
Im Jahre 1745 am 1. und 7.September wurden hier vorübergehend 137 Mann, die Hälfte davon in Obergruna, einquartiert. Sogar zum Lazarett wurde Siebenlehn. 270 kranke Soldaten lagen bald darauf hier, wovon einer starb. 12 Groschen für den Sarg und ebensoviel für den Totengräber wurden bezahlt. Die nicht belegten Häuser trugen die Quartierkosten durch ihre Beiträge mit. Immer bedeutete die Vermehrung der Personen im Orte auch vermehrte Beschäftigung für die Bäcker, während ihr Export in andere Orte zurückgehen musste.
Noch mehr bedrückte der Dritte Schlesische Krieg, der Siebenjährige Krieg (1756 bis 1763) die Bevölkerung, da Friedrich der Große in diesem Konflikt Sachsen zu seiner Operationsbasis machte. Die Bevölkerung litt nicht allein durch die Einquartierungen, sondern vielmehr durch die hohen und oft wiederholten Kriegskontributionen, die Friedrich aus den sächsischen Bewohnern herauspresste. Zwei Jahre lang befand sich ein preußisches Lager auf dem Katzenberge. Wiederholte Hin- und Herzüge beider Gegner, Preußen und Österreicher, berührten die Fluren unserer Heimat. Es ist nicht zu verwundern dass in solchen unruhigen Zeiten das Handwerk und vor allem das Bäckerhandwerk litt, das Siebenlehns Wirtschaftsstärke bedeutete.
Noch 60 Jahre danach im Jahre 1822, nachdem der Stadtbrand von 1764 und die Befreiungskriege von der Stadt erneute Opfer gefordert hatten, war der Gemeinde Siebenlehn noch eine Schuld von 3200 Talern aus dem Siebenjährigen Kriege geblieben, die sie zahlen musste.

Kaum, dass der Krieg mit Preußen im Jahre 1763 beendet war, vernichtete am 5.Juli 1764 ein ungeheurer Brand die Stadt fast gänzlich. Kirche, Schule, Stadthaus, Pfarrhaus, Brau- und Malzhaus, die Fronfeste, 91 Bürgerhäuser und 7 Scheunen fielen ihm zum Opfer. 36 Bäckermeister trieben damals ihr Gewerbe in der Stadt, die im Jahre 1760 aus 125 Häusern bestand. Bei dem Schuhmacher Gottfried Rost in der Niederstadt war das Feuer entstanden und gerade hier, wo die Häuser vereinzelt standen, waren noch fast vierzig stehengeblieben.

Dieses Unglück bedeutete wieder einen Aderlass der starken Bäckerzunft, die zwar zahlenmäßig auf gleicher Höhe blieb, deren Wohlhabenheit aber empfindlich gelitten hatte.

Es mag nun ein Bild der damaligen. Versorgung der Bevölkerung mit „weißer Ware“ durch ihre Bäcker entworfen werden. Bäckerläden in jetziger Art und Form gab es damals nicht. Die Bäcker wie auch die Fleischer hielten im 17. und 18. Jahrhundert ihre Erzeugnisse in den „*Bänken*“ feil. Das waren kleine hölzerne Verkaufsstände mit Schindeldach, die der Gemeinde gehörten und von den Handwerkern gegen ein Pachtgeld jährlich gemietet wurden. Während aber jeder Fleischer jährlich zu Ostern sieben Groschen Bankzinsen zu zahlen hatte, waren die Bäcker schon während des Dreißigjährigen Krieges mit der Stadtverwaltung übereingekommen, eine Pauschale für die gesamte Bäckerzunft, nämlich 1 Gulden (=21 Groschen) zu zahlen. Dieser Betrag blieb trotz der fortschreitenden Entwertung des Geldes bis in das 19.Jahrhundert hinein gleich. Der Vertrag der Bäckerinnung mit dem Rate der Stadt stammte aus der Zeit, da sie der Stadt eine Summe zum Aufbau des Brauhauses geliehen hatte. '
Wollte jemand Brot oder Semmeln zu einer Zeit kaufen, da die Bänke geschlossen hatten, musste er in eine Bäckerei gehen, wo er das Gebäck direkt aus der Brotkammer bekam. Diese mag wohl manchmal gegen alle Gesetze der Hygiene die Wohnstube selbst gewesen sein. Alte Leute werden sich noch erinnern können, dass die Bäcker später besondere Ausgabefenster hatten, die direkt nach der Straße zu Öffnen und von besonderer Breite waren, sodass man die Backwaren hinter den Scheiben liegen sah. Das war der Anfang einer bescheidenen Sichtwerbung. Ein blitzblank geputzter Messingstreifen unter dem Fenster entlang verlieh der Verkaufsstelle ein einladendes Aussehen. Durch ein Schiebefensterchen wurde das Gebäck und die Bezahlung gewechselt. Von der Bäckerei Lauenstein (Kirchgasse) ist bekannt, dass das Verkaufsfenster nach der Hausflur hinausging, somit der Käufer bei ungünstigem Wetter wenigstens im Trockenen seine erstandene Ware verpacken konnte, während er bei manchen Bäckern gegebenenfalls im Regen stand.
Die Backöfen waren wahrscheinlich nicht allzu groß und in Siebenlehn in vielen Häuser eingebaut in Lehmbau-Konstruktion und später mit eisernen Herdplatten versehen. Im Ofen erhitzten große Holzscheite den Raum, der dann mit einem feuchten Strohwisch an langer Stange gereinigt wurde, worauf er das zu backende Brot aufnahm.

Ein der Stadt Siebenlehn eigentümliches Gebäck waren die „Polltauben”, vermutlich Brötchen aus Pollmehl. Auch *„krumme Semmeln“* (Hörnchen) werden in Berichten erwähnt. Vor allem aber schienen die Siebenlehner „Striezel“ den Ruhm der Siebenlehner Bäcker begründet zu haben. Wurden sie doch in früher Zeit nach Dresden sogar an den Hof des Markgrafen geliefert. Diese Kenntnis verdanken wir der Nachricht von dem Einspruch der Siebenlehner Bäckerinnung gegen jene kirchliche Verordnung im Jahre 1847, die verfügte, dass in der Fastenzeit die Bäcker keine Butter zum Gebäck verwenden durften, damit dem frommen Christen die Leidenszeit Christi vor Ostern so recht zum Bewusstsein käme und er zur Nacheiferung angespornt würde. Die Siebenlehner Bäcker, die ihre Stollen an den sächsischen Hof lieferten, erklärten bekanntlich, sie könnten ein solches vorzügliches Gebäck ohne Butter nicht liefern. Auf vorstelliges Gesuch des sächsischen Hofes wurde in dem gedachten Jahre 1447 das Butterverbot für die Siebenlehner Bäcker aufgehoben, während die Bäcker anderer Städte immer noch etwa 50 Jahre dieses Verbot befolgen mussten und erst um 1500 die allgemeine Aufhebung und damit die Verwendung der Butter zum Backen auch in der Fastenzeit erreichten, die bereits in der Adventszeit begann und Fastnacht endete, also die Zeit der Weihnachtsstriezel einschloss.

Durch den geforderten Bankbäckereid suchte die Steuerbehörde die Versorger mit Backwaren bei einem ehrlichen Gewerbe zu erhalten. Es handelte sich natürlich um die pflichtmäßige Abgabe der Steuern, die sogenannte Accise. So gegeben von dem Accise-Inspektor seiner kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen:

> *„Ich, N.N., schwöre hiermit zu Gott dem Allmächtigen mit Herz und Mund einen wahren leiblichen Eyd, dass ich in Zukunft alles von mir erkaufte Getreyde, Weizen und Korn, sobalde solches zur Mühle gebracht, auf der Accis-Einnahme, nach denen Scheffeln richtig anmelden, von solchen, auch ehe und bevor ich die Accise abgeführet, und gehörige Mahl-Zettel erhalten, nichts aus denen Camern nehmen, weniger zum Mahlen aufschütten, sondern allen Weizen außer denjenigen, von deßen Mühle ich die gebackenen Semmeln nach Freyberg liefern, vor voll, diesen aber nach Berg Moderation zur Bank vergeben, und dieses alles genau halten, auch auf keinerley Weise die Accise defraudieren will. So wahr mit Gott helfe und sein heiliges Wort, durch Jesum Christum, Amen!“*

Nach vorstehndem Eyde ist beispielsweise Johann George Dindorf sen. als Bank Becker allhier gewöhnlichermaßen verpflichtet und ihm zum seiner Legitimation Pflicht-Schein erteilet worden.

Datum Accis Amt Siebenlehn, am 19. Juli 1780.

Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen bestallter General-Accis Inspektor allda.
Friedrich Gustav Dittmann.

Die unruhige Zeit der Französischen Revolution 1790 berührte gelegentlich den Exporthandel der Siebenlehner Bäcker, indem am 11. September 1790 in Freiberg ein Bergmann namens Scheunpflug festgenommen werden musste, weil er die feilhaltenden Siebenlehner Bäcker auf dem Markte zwingen wollte, die Semmeln unter der Taxe zu verkaufen. Auch ein Angriff auf die Siebenlehner Bäckerwagen wurde von dem zu Übergriffen und Gewalttätigkeiten neigenden Volke unternommen, aber durchs Militär vereitelt und sowohl der erste als auch der zweite Anführer streng bestraft.

Mit der Jahrhundertwende 1800 beginnt der endgültige Abstieg des Exportgeschäftes der Siebenlehner Bäckerinnung. Bereits im ersten Jahrzehnt waren es die Freiheitskriege, die Unruhe in die Heimat brachten und den auswärtigen Verkauf der Bäcker erschwerten und teilweise ganz verhinderten.
Was aber alle Hindernisse, Krieg, Pest, Missgunst und Brotneid durch Jahrhunderte nicht fertigbrachten, ihn nämlich völlig lahmzulegen, die Privilegien der streitbaren und wagemutigen Bäcker zu nehmen, das vernichtete die Einführung der Gewerbefreiheit. In einem späteren Bericht der Innung an das Ministerium des Innern wird die Zahl der ausübenden Meister folgendermaßen angegeben:

1800 38 Meister
1810 40 Meister
1820 30 Meister
1830 26 Meister
1840 13 Meister
1850 11 Meister
1855 10 Meister

An Landmeistern werden genannt:

1825	1 Meister
1835	3 Meister
1845	5 Meister
1850	3 Meister
1856	19 Meister

Wir ersehen daraus, dass in der ersten Hälfte des 19.Jahrhunderts die Zahl der städtischen Meister in der Innung dauernd zurückging, ferner, dass man seit 1825 Landmeister aufnahm, die an Zahl ebenso zunehmen, beides Zeichen des Rückganges der starken Siebenlehner Stadtinnung.
Dazu entstanden unter den Meistern selbst Schwierigkeiten. Infolge des Privilegs, die Wochenmärkte vieler Städte der Umgebung zu beschicken, war in der Stadt eine unverhältnismäßig große Zahl von Bäckern heimisch. Waren die Meister noch vor wenigen Jahrzehnten nach Dresden, Freiberg, Döbeln, Nossen, Riesa, Meißen, Oederan, Eisenberg, Lommatzsch und anderen Orten zu Markte gefahren, so wurde dieser Brauch um 1834 nur noch einzeln ausgeübt. Die Zahl der Bäcker war für den Ortsbedarf viel zu hoch, weshalb bereits 1824 für die Bäckerzunft in Siebenlehn eine Verordnung ergangen war, dass im Bäckergewerbe eine bestimmte Reihenfolge im Backen beobachtet werden sollte, wonach immer nur zwei Bäcker täglich für weiße Ware zu sorgen hatten.
Zwar war die Zahl der Bäcker von 40 im Jahre 1810 bereits auf 16 zurückgegangen, aber auch diese waren noch für das 1300 Einwohner zählende Städtchen zuviel. Dazu hielt sich ein Meister Johann Christian Dindorff IV. überhaupt nicht an die Backordnung, die der Gewerbefreiheit widersprach. Seine Bäckerei lag außerordentlich günstig am Markte und er lieferte auch jederzeit eine vorzügliche Ware. Ihm eiferte ein anderer Meister Carl Lauenstein nach, der in einem Seitengässchen sein Geschäft liegen hatte. Beide waren den übrigen Zunftgenossen ein Ärgernis. Die Folge war zeitweise ein Überfluss an frischer Semmelware, während es an anderen Tagen infolge der trüben Erfahrungen der anderen Meister ein Mangel an dieser Ware zu spüren war. Die Bäcker glaubten, diesem Missverhältnis dadurch abhelfen zu können, indem vom Sonnabend bis zum Montag zwei Bäcker nach der Reihenfolge zu backen verpflichtet sein sollten, die den nächsten Freiberger Wochenmarkt am Sonnabend nicht bezogen, dagegen vom Dienstag bis zum Freitag allwöchentlich zwei andere nach der Ordnung den Freiberger Wochenmarkt belieferten.

Diesen Vorschlag legte der Stadtrat der Landesdirektion zur Entscheidung vor, die bereits Bedenken hatte, in dieser Weise die Gewerbefreiheit zu beschränken. Der damalige Stadtrichter Lehmann schrieb, manche Bäcker hätten schlechte und unausgebackene weiße Ware geliefert, so dass nur ihre Verwandtschaft bei ihnen zu kaufen gezwungen wäre. Es trat zuweilen der Fall ein, dass die beiden Bäcker Dindorff und Lauenstein selbst nicht buken, da der Verbrauch weißer Ware in der Stadt äußerst gering war.
Durch Androhung des Verlustes seiner Stelle in der Reihenfolge des Backturnus suchte man die Einhaltung des Pflichtbackens zu erzwingen. Die Bäckerinnung ging durch ihren Rechtsbeistand gerichtlich vor, konnte aber Dindorff IV. nicht zur Ordnung nötigen, da sich die einzelnen Mitglieder der Innung selbst nicht an die Reihenordnung hielten. Aus Dindorff IV. Verteidigung hört man, manche Bäcker seien auf den Wachshandel gegangen, andere hätten einfach nicht gebacken, obwohl sie an der Reihe waren. Am 16.6.1836 zeigten Johann Christian Dindorff und der Stadtdiener Fortram an, dass zeitweise keine Semmel in der Stadt zu erhalten wäre, obwohl Andrang von Käufern in den Bänken gewesen wäre. Solche Mängel wurden durch Einzelvorkommnisse bestätigt. Bäcker Dindorff IV. beantragte Abschaffung dieser vom Ministerium nur probeweise eingeführten Backordnung. Sein Mitmeister Carl Friedrich Lauenstein verzog nach Topfseifersdorf, um den Streitigkeiten zu entgehen. Dindorff IV. hatte den Erfolg, 1836 auch hier die Gewerbefreiheit durchzusetzen.
Die Bäckerinnung wurde mit dem Rekurs zurückgewiesen. Man versuchte zwar noch einmal vom Rate aus und auf Antrag und Drängen der Bäckerinnung mit ansehnlichen Strafen und Beschlagnahme der widerrechtlich gebackenen Ware gegen den widerspenstigen Innungsmeister vorzugehen, aber da sich wieder ein Meister Röthling angeschlossen hatte, konnte die Innung gegen die Neuerung der Gewerbefreiheit nicht ankommen und so wurde endlich 1840 vom Stadtrate die Gewerbefreiheit ohne Einschränkung eingeführt.
Während der Streitigkeiten unter den Bäckern erfahren wir, dass in der zweiten Juniwoche in einer bei Bäckermeister John erkauften Semmel ein Stück Bückling, ein andermal in einer Semmel von Köhler ein Schwabe gefunden worden sei.
Auch weiterhin traten wieder im Jahre 1848 Streitigkeiten unter den Bäckern selbst auf, und zwar um das Brezelbacken („*Porpeln*“ genannt), das

auf dem Wege der Auktion versteigert wurde. Meister J. Röthling will das Recht Porpeln zu backen verlosen und nicht versteigern lassen. Der Stadtrat überlässt die Entscheidung darüber der Innung mit der Bemerkung, der einzelne Meister müsse sich dem Innungsbeschluss fügen. Da sich das Recht, „*Porpeln*“ zu backen auf die sogenannten Wasserbrezeln bezog, entspann sich ein lebhafter Streit um die Begriffe, was Wasserbrezeln, Schaumbrezeln, Milchbrezeln und Butterbrezeln seien. Bäckermeister Winkler aus Nossen wurde als Unparteiischer zu Hilfe gerufen und sollte entscheiden, welcher Sorte Brezeln, die als Milchbrezeln ausgegeben wurden, zugehören. Dabei stellte sich folgendes heraus: Fastenbrezeln oder Wasserbrezeln wurden vor dem Backen in Wasser gesotten und waren ein Gebäck aus Hefeteig. Butterbrezeln bestanden auch aus Hefeteig, waren aber nur gebacken. Schaumbrezeln wurden auch gesotten, waren aber kein Hefeteig. Richtige Milchbrezeln wurden auf Blechen gebacken. Die sogenannten Milchbrezeln von Röthling gehörten zu den Wasserbrezeln.
Darum hatte Dindorff das Recht, dem Mitmeister Röthling das Backen dieser „*Porpeln*“ zu verbieten, weil er das alleinige Recht durch Versteigerung desselben innerhalb der Bäckerinnung erworben hatte.
Der Streit ging bis an die Kreisdirektion (Kreishauptmannschaft) Leipzig. Röthling, der gegen die Innung geklagt hat, wurde kostenpflichtig abgewiesen und zahlte 16 Groschen und 8 Pfennige aufgelaufener Kosten.

In den kommenden Jahrzehnten ging die Bäckerinnung dauernd zurück. Am 16.März 1864 waren in Siebenlehn noch acht Bäcker übrig.
Das Ende der alten Innung kam mit dem neuen Deutschen Reich, wenn auch nicht überall das Ende gleichzeitig eintrat. Die Siebenlehner Bäckerinnung ging nach dem Zeugnis der zwei alten Bäckermeister Hugo Justin und Johann Gottlob Köhler, die die alte Handwerksorganisation noch gekannt hatten, etwa im Jahre 1873 ein. Erst 1884 wurde eine neue Bäckerinnung gegründet.

Das Fleischerhandwerk

Von den Fleischern erfahren wir nicht soviel und so oft wie von den Bäckern durch deren „kalten“ Krieg. Dass auch die Fleischer als nahrungsfürsorgender Stand von Anfang an vorhanden waren, lehren uns die Statuten von 1505, die ebenfalls den Fleischer die Anweisungen zur Ausübung ihres Berufes gaben. Es heißt darin

Vom Schlachten

Die Fleischer sollen jährlichen uff Ostern eine Bank, jeder von Burgermeister aufnehmen und dieselbigen nach dem Loß austheilen, und ein jeglicher von seiner Bank dem Rathe auf Ostern 7 Groschen Bankzinse geben.

Item die Fleischer sollen männiglichen, einheimischen und fremden, das Pfund geben, und das Fleisch, es sey Schweinen, Schöpsen, Rindern, Kälbern, allezeit nach Erkenntniß eines Rathes oder der Schatzmeister durch einen Rath dazu verordnet geben und darwägen. Ob aber der Käufer dis nach der Hand zu kaufen begehret, solls ihm auch vergunst und bestabitet werden, und also von Verkäufer dar verkauft werden.

Item es sollen auch die Schatzmeister wöchentlich am Freytag Abends umgehen, und das Fleisch bey den Fleischern besichtigen und schätzen.

Item es soll auch kein Fleischer das Fleisch naß aufhauen, und kein Pfund verkaufen, es sey denn, dass es vor getrenget sey.

Item es soll auch ein izlicher Meister alle-Markttage seine Bank als nehmlich Sonnabend und Montag nach Nothdurft mit Fleisch nach Jahreslauft beschlachten.

Item es sollen auch nicht zweene Meister uf einer Bank feil haben, ob auch zweene oder drey mit einander schlachten, sollen doch iegliche ihr Fleisch insonderheit uff ihrer eigenen Bank feil haben und verkaufen.

Item wenn ein Meister des Fleischer-Handwerks mit dem Tode abgehen möchte sollen deßselben Söhne oder Töchter dem Rathe 3 Groschen für die Bank geben.

Item sie sollen auch Fleisch schlachten, da die Kühre hat.

Item welcher finnicht Schweine-Fleisch feil hat, der soll ein Messer darneben in die Bank stecken, wo er es aber nicht thut, soll er verzahlt werden, wo das auch die andern Meister, so neben ihm feil haben, verschwiegen, und nicht in Acht Tagen offenbaren, sollen zugleich mit ihm verzahlt, und gestraft werden.

Item es soll auch kein Rouver vor Michaelis zur Bank geschlagen werden, bey der Stadt-Strafe.

Item es soll auch kein gebrechlich Vieh zu der Bank geschlagen werden, bei der Stadt-Strafe.
Item es sollen auch die Fleischer am Markt-Tage ufs wenigste 3 oder 4 Stunden zu der Bank feil haben.
Item würde eine Bank Loß sterben, und ein fremder dieselbe kaufen wollen, soll er 6 Groschen dem Rate geben, eines Bürgers-Sohn aber soll 3 Groschen geben.

Dieses städtische Statut wurde von der Oberherrschaft, dem Klosterabte zu Zella bestätigt. Das geschah in der Zeit, da die hiesige Gegend noch katholisch war. Auch der Landesherr, Herzog Georg der Bärtige von Sachsen, hing dem katholischen Glauben streng an und wollte ebenso seine Untertanen darin erhalten, während doch schon die Reformation Luthers manche der strengen Kirchenregeln anderswo zu Fall gebracht hatte.
1527 erließ Herzog Georg eine Verordnung, wonach vom Sonntag Invocavit bis Ostern niemand mehr für den Verkauf schlachten sollte. Nur wer es für seinen eigenen Bedarf brauchte, dem war es erlaubt. So merkten die Fleischer dieses kirchliche Verbot wohl empfindlich beim Umsatz ihrer Waren.
Nach dem oben genannten Ortsgesetz mag sich das Fleischerhandwerk der Stadt das ganze 16. Jahrhundert gerichtet haben. Nur einmal, im Jahre 1564, werden die Siebenlehner Fleischer in den uns zugänglichen Nachrichten erwähnt, als sie wegen der in Freiberg herrschenden Pestepidemie, ebenso wie die Bäcker und Holzwarenhändler, den dortigen Markt nicht beziehen durften, da die Pest den ganzen Winter in der Berghauptstadt grassierte.
Am Ende des Jahrhunderts, im Jahre 1597, wurden nach einer durch Kornjuden verursachten Teuerung des Getreides die Fleischwaren desto wohlfeiler. 1 Pfund besten Rindfleisches kostete in dem genannten Winter 8 Pfennige, die Speckseiten pro Pfund 14 Pfennige und die Kälber- und Schöpsenfleischsorten 6 Pfennige. Das waren die bekannten Preise von Roßwein; es wird aber ausdrücklich gesagt, dass man es ebenso in den benachbarten Städten dafür haben konnte.

Ab dem Jahre 1600 verraten uns die Stadtrechnungen einigermaßen, welche Bedeutung das Fleischerhandwerk in Siebenlehn hatte, indem die Bankfleischer genannt werden. 5 Fleischer zahlten jedes Jahr zu Ostern 7 Groschen Bankzinsen, woraus hervorgeht, dass sie wie die Bäcker ihre

Waren in den städtischen Bänken zu verkaufen hatten. Martin Köhler als junger Meister hat Ostern 1601 seines Vaters Fleischbank mit 1 Schock und 3 Groschen abgelöst, d.h. wieder erworben. Die übrigen Bankfleischer sind Matthes Laustein, Paul Laustein, Marten Laustein und Peter Tzschumler. Diese vier Meister wurden mit je 6 Groschen in Strafe genommen, weil sie das Fleisch teurer verkauft haben *„als ihnen vom Rat nachgelassen"*. Im Jahre 1605 kam noch Matthes Laustein jun. dazu, der sich selbständig gemacht hat. Matthes Laustein und Merten Laustein waren Besitzer brauberechtigter Häuser, denn sie brauten in der Gemeindebrauerei ihre Biere selbst. Die Stadt als Besitzer der Fleischbänke ließ Reparaturen durchführen und auch einen neuen Schlüssel anfertigen, was zeigt, dass sie als Hauswirt um die Erhaltung der Bänke besorgt war.

Schlachtvieh muss es damals reichlich gegeben haben. Wurden doch schon im Jahre 1600 in der kleinen Gemeinde mit ihrem geringen Grundbesitz 44 Kühe, 3 Kalben und 42 Schweine versteuert, wohlgemerkt ohne das Dorf Breitenbach, das bekanntlich erst 1913 eingemeindet wurde. In der Stadt wohnten damals 102 Hauswirte und 78 Hausgenossen, also 180 Familien, sodass der Prozentsatz der Viehhaltung außerordentlich hoch zu nennen ist. Es war eben ein Ackerbürgerstädtchen.
Der Dreißigjährige Krieg stand bevor und zeigte sich nicht nur in der zugespitzten politischen Lage, auch die Wirtschaft stand auf des Messers Schneide. Als er 1618 in Böhmen mit dem Fenstersturz in Prag begann, kam er wohl niemand mehr unerwartet. Es wurde schon erwähnt, dass ihn von 1618 bis 1623 die *„Kipper- und Wipperzeit"* einleitete. Doch waren anfangs die hiesigen wirtschaftlichen Verhältnisse noch leidlich in Ordnung. 1619 kostete ein Pfund Fleisch 8 bis 10 Pfennige. Freilich galt damals der Pfennig mehr denn heute. Das sollte sich gar bald ändern. Bereits 1622 zahlte man für ein Pfund Schweinefleisch 10 Groschen, für Rind- und Schöpsenfleisch 7 Groschen. Ein Stein Unschlitt (etwa 20 Pfund Talg) wurde mit 24 Gulden bewertet. Also Inflation in Reinkultur!
Auf dem Landtage in Torgau 1628 wurde die erste Fleischsteuer bewilligt, und zwar jedes Pfund mit einem Pfennig belegt. Im Jahre 1642 wurde sie verdoppelt und weitere Fleischsteuerausschreibungen folgten am 10.10.1654, am 11.12.1661, am 26.2.1671, am 3.2.1677 und dann noch weitere.
Einmal war unter den Fleischern von Siebenlehn ein räudiges Schaf. Aus dem Jahre 1674 wird die Historie erzählt, es habe sich im Zellwalde in dem

alten Gemäuer des für ein früheres Nonnenkloster ausgegebenen und einem späteren Forsthaus, der „alten Zelle“, ein „moroser“ Fleischer aus Siebenlehn festgesetzt, um sich durch Raub und Diebstahl zu ernähren. Da er sich Waffen verschafft hatte, konnte man ihm schwer beikommen, bis von Roßwein aus eine Abteilung vom kurfürstlichen Leibregimente sein Raubnest stürmte. Da man glaubte, bleierne Kugeln töteten diesen „festgemachten” Hartenkopf nicht, erschoß man ihn mit einem geladenen silbernen Knopf. Da der Name Hartenkopf hier nicht vorkam, handelte es sich entweder um einen fremden Gesellen oder der Räuber führte einen angenommenen Namen. Im Großen und Ganzen gesehen behielt der Rat der Stadt auch in der verworrenen Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Zügel der Ordnung in den Händen. Wir hören z.B., dass der Fleischer Peter Laustein im Geschäftsjahr 1635/36 einmal 30 Groschen Strafe in die Stadtkasse zahlen musste, *„da er zu klein Gewicht gehabt hat*“.

Im 18.Jahrhundert waren für das Fleischerhandwerk, wie auch für die anderen Gewerbe, folgende Gesetze und Verordnungen maß- und richtungsgebend für den Betrieb:
Die Generale vom 28.6.1728, ein Generalbefehl vom 20.11.1753, die General-Accis-Konsumtionsordnung vom 30.8.1757, der Generalbefehl vom 8.4.1767 und endlich die General-Innungs-Artikel vom 8.1.1780.
Alle diese obrigkeitlichen Erlasse galten für Jahrzehnte, teilweise sogar jahrhundertelang, denn als die Fleischerinnung von Siebenlehn nach den Freiheitskriegen um neue Innungsartikel nachsuchte und am 13.3.1823 auch solche erhielt, wurde den Meistern zur Pflicht gemacht, alle diese Handwerksverordnungen bei der Hauptquartalsversammlung *„vor offener Lade*“ vorzulesen, insbesondere natürlich die Generals-Innungsartikel vom 8.1.1780. Dazu kamen noch das Mandat vom 7.12.1810 und das Fleischsteuer-Ausschreiben vom 13.7.1818, so dass den Innungsmeistern nach so reichlicher geistiger Aufnahme der vielen gültigen Ordnungen nach dem Hauptquartal wohl der Kopf gebrummt haben mag. Doch es wird nicht alles so heiß gegessen worden sein.
Die Zahl der Fleischer am Orte erhöhte sich im Dreißigjährigen Krieg auf zehn, ging aber bald wieder zurück, je nachdem ob die Konjunktur günstig oder ungünstig war. Im 18.Jahrhundert stiegen die Zahlen und besonders in den Jahren 1733 bis 1741 waren mehr als 20 Meister in Siebenlehn tätig.

Auch die Fleischer Siebenlehns hatten gewisse Freiheiten ihre Ware auswärts absetzen zu können. So erfahren wir noch von 1820, dass die Siebenlehner Fleischerinnung von Michaelis bis Weihnachten Fleischwaren nach Meißen liefern durfte, mit der Begründung *„weil es bisher genehmigt gewesen ist"*. Dieses Privileg bestand schon 1720 und wohl schon lange vorher. Es hängt wahrscheinlich ebenso wie bei den Bäckern mit den Unterstützungen zusammen, die auch sie in Notzeiten diesen Städten gewährt hatten. Es ist auch bekannt, dass sie nach Oederan wöchentlich zwei oder drei Stück Vieh schlachten und auf dem Markt umsetzen durften.
Die neue Fleischerinnung, deren Gründung ins Jahr 1823 gesetzt wird, war natürlich nicht die erste ihresgleichen in unserer Stadt. Das vorhergehende Handwerksbuch des Fleischergewerbes war 1773 angelegt worden, nachdem beim großen Stadtbrande 1764 die Handwerkslade mit dem noch älteren Handwerksbuche durch das Feuer vernichtet worden war.

1767 wurde die wiedererbaute Kirche eingeweiht, und die Fleischerinnung entschloss sich, die Altar- und Kanzelbehänge zu beschaffen. Sie waren von rotem Taft und mit goldenen Tressen besetzt. Es soll der Innung über 100 Gulden gekostet haben. 1804 beschloss das Fleischerhandwerk, auch die Kanzelvorhänge in gleicher Ausführung zur Altarbekleidung zu schaffen. Nebenbei sei hier erwähnt, dass sich Anna Maria Löwin erbot, dazu die weiße Altardecke zu stiften. Sie hatte eine böse Schuld von vier Taler einzukassieren und schenkte diese der Kirche, die sie einzog und davon die weiße Decke anschaffen konnte.

Der Stiftungsbrief oder die neuen Spezialartikel vom 13.3.1823 bestimmten, dass die Fleischerinnung jährlich zwei Quartale abhalten sollte, eines zu Lätare (3 Wochen vor Ostern), das andere am Tage nach den Pfingstfeiertagen, wozu die Teilnahme jedem Meister zur Pflicht gemacht wurde. Dabei wurde die jährlich geführte Rechnung abgelegt, ein neuer Obermeister und dessen Stellvertreter (der Beisitzer oder Mitobermeister) gewählt und beide dem Rate vorgestellt. Ferner fand hierbei die Aufnahme neuer Lehrlinge statt, alles „vor geöffneter Lade". Die Aufnahme verursachte dem Jungen oder vielmehr seinen Eltern bedeutende Kosten. Musste doch der aufzunehmende Lehrling 2 Taler und 12 Groschen in die Handwerkslade, 21 Groschen ins Rentamt Nossen, 6 Groschen dem Ratsbeisitzer, 8 Groschen Schreibgebühren, 6 Groschen für die Kirche und 6 Groschen in die Armenkasse, insgesamt also 4 Taler und 9 Groschen

erlegen (1Taler = 25 Groschen). Außerdem war er verpflichtet, noch ein Pfund Wachs oder an dessen Stelle 10 Groschen an das Rentamt Nossen abzuführen. Wegen des Lehrgeldes sollte er sich mit dem Lehrmeister vergleichen.
Die letztgenannte von alters her bestehende Abgabe von 10 Groschen an Stelle eines Pfundes Wachs galt auch für den Meisterspruch.
Beim Lossprechen hatte der Lehrling wieder 2 Taler zu entrichten, aber sonst wurden ihm weitere Leistungen in finanzieller Hinsicht nicht zugemutet. Lehrlinge, die Meisterssöhne waren, brauchten nur 1 Gulden in die Handwerkskasse, 10 Groschen für das Pfund Wachs und 6 Groschen in die Armenkasse des Ortes abzuführen, waren aber beim Lossprechen von allen Kosten befreit. Die Lehrzeit betrug drei Jahre, Meisterssöhne kamen mit zwei Jahren davon. Das Gesellenstück bestand im Schlachten eines Kalbes. Danach hatte jeder Ausgelernte drei Jahre auf die Wanderschaft zu gehen, doch wurde das auf behördliche Genehmigung hin oft erlassen.
Schwieriger war die Erlangung des Meisterrechts. Ein Ochse und ein Schwein wurden dem Jungmeister vorgestellt. Den Ochsen hatte er nach dem Gewichte des Fleisches, das er ergab, abzuschätzen und mit 3 Schlägen niederzuwerfen. Für jeden weiteren Schlag, der zur völligen Tötung notwendig war, galten 2 Groschen Strafe ausgesetzt. Verschätzte er sich mehr als 20 Pfund des Fleischgewichtes, wurde er nicht zum Meister gesprochen und musste noch ein Jahr wandern. Dieselbe Strafe traf ihn auch, wenn es ihm nicht gelang, den Leberdarm unverletzt von der Leber zu lösen. Nach dem Niederwerfen des Ochsen hatte der Jungmeister das getötete Tier am Bauche aufzuschneiden und mit der Hand zu untersuchen, ob es rein von der sogenannten Franzosenkrankheit sei. Das Schwein hatte er ebenfalls zu werfen und zu prüfen, „ob es finnig und tadelhaft oder ganz gesund sei", was er unter der Zunge des Schweines zu suchen hatte.
Hatte der Jungmeister sein Meisterstück gut bestanden, nahm ihn die Innung vor offener Lade zum Mitmeister an und auf. Er hatte dafür zu zahlen 9 Taler Meistergeld, 6 Groschen für jeden Tag der aufsichtsführenden Meister, 16 Groschen an die beiden Obermeister, 8 Groschen dem Ratsbeisitzer für zwei Tage, 4 Groschen dem Handwerksschreiber, 8 Groschen in die hiesige Armenkasse und 2 Taler und 15 Groschen oder 3 Meißener Gulden in die Kämmereikasse. Außerdem hatte er dem gesamten Handwerke eine Muttonne Bier zu stiften. Mit dem Meisterrecht war auch die Erwerbung des Bürgerrechtes verbunden und Bedingung.

Jeder Meister hatte jährlich 7 Groschen zur Kämmereikasse der Stadt und 12 Groschen zur Armenhaushauptkasse zu Dresden beim Pfingstquartal zu entrichten. Kaufte ein Meister oder sein Bursche ein bereits im Handel befindliches Tier auf, so zahlte er, wenn es ein Rind betraf, 12 Groschen in die Lade und ebensoviel in die Stadtarmenkasse, vom Schwein 8 und 8 Groschen, bei einem Kalb oder Schaf 6 Groschen in die Armenkasse als Strafe.
Einen verstorbenen Meister begleiteten sämtliche Meister zu Grabe. Seine Witwe konnte das Geschäft mit einem Burschen (Gesellen) mit allen Rechten und Pflichten fortsetzten. In die Vorzugsrechte eines Meistersohnes trat auch ein fremder Fleischergeselle oder -meister ein, wenn er die Tochter eines Meisters heiratete.
Endlich wird in den letzten Punkten dieser Spezialartikel von den Meistern der Innung Unterordnung unter die Behörden, den Stadtrat und die amtshauptmannschaftlichen Verfügungen gefordert.
Mit diesen vom Fleischerhandwerk selbst entworfenen und von der Landesbehörde genehmigten Spezialartikel vom 13.3.1823 bekam die Fleischerinnung eine neue Verfassung, die aber auf den vorher geltenden Innungsartikeln aufgebaut war und sich wohl nicht allzusehr von ihnen unterschied.

Einer der früheren Handwerksschreiber Johann Jakob Köhler, gleichzeitig Stadtrichter, hat in dem alten Handwerksbuche einige geschichtliche Nachrichten hinterlassen, die, soweit sie die Innung betreffen, hier angeführt werden sollen. Danach sind beim großen Stadtbrande am 5.7.1764 die Fleischerhandwerkslade nebst dem Handwerksbuche und anderen Urkunden durch das Feuer verlorengegangen. 1773 wurde ein neues Buch beschafft und vom obengenannten Handwerksschreiber bis 1777 geführt. Nach seinen Aufzeichnungen ist das Buch von folgenden 14 Fleischermeistern angeschafft worden:
Johann Gottfried Lauenstein (Obermeister), Clemens Würdig (stellvertretender Obermeister), Michael Löwe, Johann Gottfried Lauenstein sen., Gottfried Rüdiger, Johann Lauenstein, Johann Gottfried Richter, Johann Jakob Köhler (Schreiber), Johann Michael Richter, Johann Gottfried Johne sen. und jun., Christian Krumbiegel, Barthol Lößnitz, Johann Gottfried Würdig.
Dann berichtet er von den Drangsalen des Siebenjährigen Krieges für Sachsen, der Schlacht von Lobositz, der Gefangennahme der sächsischen

Armee, von den vielen Durchmärschen, besonders aber von dem zwei Jahre währenden festen Lager auf dem Katzenberge in unserer Nähe, das von der kaiserlichen Armee und von der Reichsarmee mehrfach angegriffen wurde und unserer Gegend viel Unruhe, Einquartierungen und Brandschatzungen brachte. Viele Siebenlehner Bürger seien damals geflohen, sodass beim Begräbnis des alten Bäckermeisters Johann Christian Löwe nicht einmal genug Träger vorhanden waren und der Verstorbene von Soldaten zu Grabe getragen werden musste.
Weiter erzählt er von dem minderwertigen Kriegsnotgeld, das der Preußenkönig in Leipzig schlagen ließ und endlich von der Teuerung, alles Ursachen, die das Geschäft und das Leben der Fleischerinnung beeinträchtigten, wie auch das ihrer Kunden, der Bewohnerschaft Siebenlehns.
Wir hören, dass 1763 ein Pfund Rindfleisch 6 Groschen, Schweinefleisch 8 Groschen, eine Kanne Bier (damals das tägliche Getränk) 2 Groschen und ein Semmelzöpfchen von 9 bis 10 Lot zwei Groschen gekostet habe.
In dieser schweren Zeit vernichtete am 5.7.1764 nachdem wieder Frieden und neue Hoffnungen eingekehrt waren, eine „erbarmungsvolle Feuerbrunst" die ganze Oberstadt mit Kirche, Schule, Brau- und Malzhaus in zweieinhalb Stunden. Der Schreiber erwähnt, dass der Forsthof und Bartol Lößnitzens Wohnhaus gerettet worden seien. Die Jahre 1770 und 1771 waren schwere Hungerjahre.
Soweit der Bericht dieses Augenzeugen unserer Fleischerinnung.

Aus einer Liste der Verpflichtungen der Amtspersonen erfahren wir, wer von 1768 bis 1860 als Obermeister und als sein Stellvertreter in Pflicht genommen worden ist, ebenso wer als Handwerksschreiber die Beschlüsse und Handlungen der Quartale schriftlich festgehalten und der Nachwelt überliefert hat.
So lautete der Eid eines Beisitzers bei dem Fleischerhandwerk zugleich als Beispiel für die anderen Handwerke:

> *„Ich, N.N., schwöre hiermit zu Gott, der mich siehet und meine geheimsten Gedanken kennt, diesen leiblichen Eid, dass, nachdem ich beim löblichen Fleischer-Handwerke als Beisitzer angenommen worden bin, ich des Handwerks Bestes und Frommen gebührend befördern, auf Fest-.und Aufrechterhaltung deßen Gerechtsame und Herkommens genau halten, keinem zu Liebe und zu Haß etwas unternehmen, vielmehr mich also, wie es einem getreuen und rechtschaffenen Beisitzer wohl eignet und gebühret, verhalten will.*
> *So wahr mir Gott helfe, und sein heiliges Wort, Jesus Christus. Amen.*

Ähnlich lautete der Eid eines Handwerksschreibers:

„Ich, N.N., schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allgegenwärtigen diesen körperlichen Eid, dass ich getreulich und rechtschaffen das Amt eines Handwerksschreibers verwalten, über Einnahme und Ausgabe richtige Rechnung führen, des Handwerks Nutzen auf jegliche Art zu fördern suchen, überhaupt aber alles das, was einem ehrlichen Handwerksschreibers zu thun gebühret, thun und verrichten will,
So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, Jesus Christus. Amen"

Die Gerber

Dass sich in den früher immerhin weniger beweglichen Zeiten an den Orten, wo Fleischer in ausreichender Zahl vorhanden waren, sich auch Gerber ansiedelten, war eine Selbstverständlichkeit, die auch in Siebenlehn das Lohgerbergewerbe entstehen ließ.
Freilich war durch einen anderen Umstand die Bildung eines starken Gewerbes dieser Art erschwert. Zwar bot der Zellwald genug der begehrten Fichtenrinde, aber Siebenlehn liegt hoch über dem Wasser der Mulde, das der Gerber zum Waschen seiner Felle notwendig braucht. Und diese Wasserkalamität bekamen die Siebenlehner Gerber gar bald zu spüren. Waren sie doch angewiesen, dem Beier- oder Steyermüller, besonders dem ersteren den Waschplatz abzupachten, was wegen des Mühlenbedarfes an Wasser bald zu Unzuträglichkeiten führte. Die Brunnen in der Stadt aber wurden merklich und in immer steigendem Maße durch die Grubenbaue des Erzbergbaues angezapft. Immerhin waren schon seit alten Zeiten einige Gerber in Siebenlehn, die an Zahl aber zu gering waren, um eine eigene Innung zu bilden. Sie hielten sich zu der Gerberzunft in Roßwein. Erst im Jahre 1788 erhielten sie die obrigkeitliche Genehmigung, eine selbständige Innung zu gründen, die bei der beschränkten Einwohnerzahl nie sehr zahlreich werden konnte und schließlich an dem Mangel einer ausreichenden Gelegenheit zum Fellewaschen im Laufe der Zeit auch zurück und endlich durch Absterben der Mitglieder ganz einging.
In dem Gründungsjahr 1788 waren es sieben Gerber- und Stadtmeister, die sich zu der neuen Siebenlehner Lohgerberinnung zusammenschlossen:

1. Johann George Haubold
2. Johann Gottfried Müller
3. Johann George Ruscher
4. Johann Christian Mende
5. Johann Gottlieb Haubold
6. Johann George Kühnel
7. Johann Gottfried Haubold

Die Vorfragen und der dementsprechende Antrag von Seiten der Siebenlehner Meister waren bereits 1764, dem Jahre des Stadtbrandes kurz vor der Katastrophe gestellt worden, blieben aber wahrscheinlich infolge dieses Unglückes der Stadt und wichtigerer notwendiger Maßnahmen in

seinen Anfängen stecken. Ein handschriftlicher Entwurf von Satzungen für das Lohgerberhandwerk ist bereits aus dem Jahre 1783 bekannt, dem man bereits ansieht, dass er unter dem Einfluss der am 8.1.1780 von der kurfürstlich sächsischen Landesregierung herausgegebenen General-Innungs-Artikeln für sämtliche Handwerke verfasst worden ist. Dieser Entwurf bildete die Grundlage zu den am 21.1.1788 privilegierten Spezial-Innungs-Artikeln der Lohgerberinnung zu Siebenlehn.
Die Meister des Handwerks ließen sich nicht lumpen, ihre Spezialartikel auf Pergament aus Eselshaut schreiben zu lassen, sodass diese heute noch (1956) vorzüglich und dauerhaft erhalten sind, so wie sie vor Jahrzehnten bei einem alten Gerbermeister gefunden wurden.

Nach dieser Niederschrift hielt die Gerberinnung am Fastnachtssonntag ihr Hauptquartal ab, auf welchem ein Ober- oder Vormeister und desgleichen ein Stellvertreter gewählt wurden. Diese Ehrenämter durften nicht abgelehnt werden. Wer es trotzdem riskierte, musste dem Handwerk einen Gulden zur Buße geben. Er sollte auch mit den Amtsstrafen nicht verschont werden. Sie wurde mit demselben Eid in die Pflicht genommen, der bei dem Berichte über das Fleischerhandwerk zitiert wurde.
Den beiden Obermeistern lag die Entscheidung in Streitigkeiten zwischen den Meistern und Gesellen oder auch zwischen den Meistern ob. Wer gegen ihr Urteil handelte, sollte fünf Groschen zur Buße zahlen, deren halber Teil ins Amt Nossen abgeliefert wurde. Die andere Hälfte kam der Lade zugute. Ferner hatten die Vormeister die Quartalsversammlungen zu leiten, wobei die Lehrlinge aufgenommen und losgesprochen und die Jungmeister feierlich vor geöffneter Lade als Innungsmitmeister an- und aufgenommen wurden.
Freilich waren alle diese Handlungen, wie auch die weitere Zugehörigkeit zu der Innung, ebenso wie bei den anderen Handwerken mit nicht unerheblichen Kosten verbunden. Die Aufnahme eines Lehrlings betrug zwei Schock in die Lade, ein Schock ins Amt, ein halbes Schock dem Rate, 8 Groschen Schreibgebühren, 6 Groschen in den Gotteskasten und 6 Groschen dem Almosen.
Er musste zwei Jahre lernen und zwei Jahre auf die Wanderschaft gehen. Auch die Meister, die ihre Söhne selbst lehren wollten, mussten sie der Innung vorstellen und ins Handwerksbuch eintragen lassen, wie das bei fremden Lehrlingen zu geschehen hatte. Konnte ein Lehrling das Lehrgeld (gewöhnlich 4 Schock) nicht bezahlen, so sollte er noch zusätzlich

zwei Jahre bei dem Meister aushalten und einen Bürgen stellen. Ferner hatte ein Lehrling für den Schaden aufzukommen, der durch seine Schuld dem Meister entstand. Für Vergehen mit Worten gegen seinen Meister wurde er mit fünf Groschen bestraft, die in die Handwerkskasse zu zahlen waren. Wenn er eine amtliche Dispens von der Regierung beibrachte, wurden ihm die Wanderjahre erlassen.
Gegen eine übermäßig starke Entwicklung des heimischen Handwerks war durch die Bestimmung gesorgt, dass ein Meister, der einen Lehrling ausgelernt hatte, erst zwei Jahre vergehen lassen musste, bevor er einen neuen aufnehmen durfte. Starb während der Lehrzeit sein Meister, so hatten dem Lehrling die Ältesten der Innung einen anderen Meister zu versorgen. So war er gegen Arbeitslosigkeit und Unterbrechung seiner Ausbildung geschützt.

Ebenso kostspielig war die Gewinnung des Meisterrechts, wenn auch die früher übliche feierliche Mutungsmahlzeit nach den Generalinnungsartikeln nicht mehr verlangt werden durfte. Als Meisterstück waren 12 Rindleder und 60 Kalbfelle gar zu machen, die von den Obermeistern gezeichnet worden waren. Die Kosten des Meisterspruches betrugen 12 Gulden in die Lade, 2 Gulden ins Amt Nossen, 1 Gulden dem Rate, 2 Gulden für den Meisterspruch, und 4 Taler zum Ersatz der Kosten. Sollten die Prüfungsmeister falsch geurteilt haben, so lag die endgültige Entscheidung beim Amte. Aus den Zunftregeln werden Bestimmungen berichtet, die das Leben der Innung beleuchten. Der jüngste Meister war der Handwerksdiener, der die Meister zum Quartal zu bestellen hatte. Wer ohne genügenden Grund ausblieb, zahlte fünf Groschen zur Buße. Schmähworte und Fluchen bei offener Lade waren verboten, ja die Meister durften ohne Erlaubnis nicht ihre Meinung kundgeben bei sechs Groschen Strafe. Wer vorzeitig davonging, zahlte ebenfalls fünf Groschen.
Pro Quartal betrug der Beitrag jedes Meisters drei Groschen. Wer über vier Quartale schuldig blieb, wurde mit einem Gulden Buße belegt. Die Meister sollten sich einander keine Gesellen abwendig machen, was 5 Taler Strafe kostete. Es sollte auch kein Meister seinen Gesellen oder Lehrjungen ins Leder oder ins Fellwerk zu stoßen gestatten, wofür der Meister mit 20 Groschen Buße verantwortlich gemacht wurde.
Ferner sollten die Meister ihre Einkäufe an Rohhäuten mit den Mitmeistern teilen und durften nicht Vorräte aufkaufen, also nicht Handel treiben, die Ware sei denn Kaufmannsgut geworden. Bei Strafe von 30 Talern

riskierte er noch den Verlust des gehamsterten Leders. Die Meister wurden verpflichtet, bei Lohnarbeit für die Kunden Tüchtiges zu leisten. Wurde ein Meister geschmäht, so konnte er zu seiner Ehrenrettung Hilfe beim Handwerk suchen. Unterließ er es, zahlte er sechs Groschen Strafe. Die Zunftgemeinschaft hielt bis zum Tode zusammen. Hatte doch schon jeder Jungmeister 12 Groschen zum Leichentuche in die Lade gegeben. Es war Pflicht jeden Meisters, seinen verstorbenen Mitmeister zu Grabe zu begleiten. Der Witwe verschaffte die Innung einen tüchtigen Gesellen, damit sie keinen Schaden an den Ledern in der Gargrube erlitte und das Geschäft weiterführen konnte. Die Innung zahlte 1788 jährlich 6 Groschen zur Armenhauskasse ins Amt Nossen, ein Satz, der noch 1837 in gleicher Höhe gezahlt wurde.
So sah die Verfassung aus, die die Lohgerberinnung am 21.1.1788 erhielt und die bis in die neueste Zeit galt. 33 Taler und 12 Groschen kosteten den Meistern die neuen Spezialartikel. In der Liste der 8 Obermeister in dieser Zeit treten besonders die Namen der Familien Haubold, Ruscher und Putzger auf.
Nicht besonders wichtig, aber interessant ist die Nachricht, dass das Siebenlehner Lohgerberhandwerk einem der Ihrigen ein Geschenk ins Feld schickte. Carl Christian Steyer, ein Lohgerbergeselle, war Soldat in den Revolutionskriegen gegen Frankreich und lag 1793 im Feldlager bei Saarbrücken, von wo aus er sich für ein Geschenk bei der Innung bedankte. Also auch damals schon Kriegsunterstützung aus der Heimat bei einer wohl viel schwierigeren Übermittlung.
Im Jahre 1796 kamen die Meister der Innung überein, dass kein Mitmeister von einem Aufkäufer rohes Leder kaufen soll bei 5 Taler Strafe, die zur Hälfte dem Amte Nossen zu zahlen sei, während in die andere Hälfte sich Rat und Innung teilen sollten. Mehrfach musste sich die Innung gegen unstatthaften Handel mit rohen Fellen zur Wehr setzen. Noch 1796 zeigte die Innung den Siebenlehner Schuhmacher Reich wegen seines Lederhandels an und erreicht auch dessen Verbot und Bestrafung. Wenig Glück hatte sie dem Freiberger Johann Christoph Gottlob Jahn gegenüber im Jahre 1805, dessen Gerichtskosten von 6 Talern und 4 Groschen sie bezahlen musste (1 Taler = 24 Groschen zu je 12 Pfennigen).

Die Siebenlehner Innung war eine Ortsinnung. Es gehörte kein auswärtiger Meister zu ihr. Der einzige Lohgerbermeister von Nossen, mit dem

man vielleicht gerechnet hatte, Johann Gottlieb Mehner, erklärte am 4.6.1765 sich auch weiterhin zur Lade in Roßwein halten zu wollen.
Um ihre Felle waschen zu können, waren die Siebenlehner Gerber darauf angewiesen, vom Beiermüller einen Waschplatz zu pachten und hier einen Waschsteg zu unterhalten. Nach und nach wurde die Beschaffung von Fichtenrinde zur Lohe schwieriger, weshalb die größte Gerberinnung des Landes in Dresden die Initiative ergriff und die Innungen zum gemeinsamen Bezug der Lohe aus den Staatsforsten zusammenschloss.
Wandernde und um Arbeit vorsprechende Gesellen wurde eine Unterstützung von 2 Groschen gewährt.
Die Entwicklung der Lohgerberinnung ist am besten und übersichtlichsten aus der folgenden Tabelle zu ersehen, die aus dem Jahre 1856 stammt:

Jahr	Meister	Geselln	Lehrlnge	arbtnd	n. arb.	Meister-	Gesellenaufn.		Lehrlingsaufn.	
				Meister		aufnme	Mstrsöh	Übrige	Mstrsöh	Übrige
1800	13	2	3	-	-	-	-	-	-	-
1805	13	-	3	-	5	3	-	3	-	
1810	13	-	4	-	2	2	-	1	2	
1815	13	1	4	-	1	2	1	2	2	
1820	13	1	6	-	2	2	1	2	2	
1825	13	1	-	-	2	1	3	3	3	
1830	14	1	-	-	3	4	2	6	4	
1835	14	-	3	-	4	3	2	2	1	
1840	15	1	4	-	5	6	2	3	1	
1845	15	1	7	3	10	3	-	-	4	3
1850	13	1	3	3	10	1	4	2	3	-
1851	9	-	-	3	6	1	-	-	-	1
1852	9	-	1	3	6	1	-	-	-	1
1853	9	-	1	3	6	1	-	-	1	-
1854	9	-	1	2	6	-	-	-	-	-
1855	10	2	1	2	6	-	2	-	-	1
1856	10	-	-	2	6	-	-	-	-	1

Seit 1788 betrug die Zahl der Meister 30, die der Gesellen 42 und die der Lehrlinge 50.
Aus der Tabelle ist zu ersehen, dass nach einer Spitze in den 40er Jahren das Handwerk zurückging. Später zog das kleingewordenen

Lohgerbergewerbe mit der Familie Putzger nach Nossen, während die zurückbleibenden Familie Ruscher noch bis: in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts den Betrieb aufrecht erhielt. Der Putzgersche Betrieb in Nossen hat bis in die fünfziger Jahre gearbeitet und wurde dann enteignet.

Die Siebenlehner Schuhmacher

Die Schuhmacherinnung ist die einzige der Siebenlehner Innungen, deren Gründungsjahr seit altersher bekannt ist. Es war der letzte Abt des Klosters Altzella, der im Jahre 1536 ihr die Innungsartikel als Inhaber der oberen Gerichtsbarkeit bestätigte. Mag es ein hoher Bedarf der Bergleute an festem Schuhwerk oder der reiche Anfall an Leder durch die verhältnismäßig große Anzahl Fleischer und damit auch Gerber oder mögen es beide Umstände zusammen gewesen sein, die einem starken und später bedeutendem Schuhmachergeschlecht den Boden bereiteten. Jedenfalls haben sich die Schuhmacher mit ihrer großen Produktion durch Jahrhunderte so lange gehalten, bis die Industrie mit ihren Maschinen die Herstellung von Schuhwerk dem Handwerk aus der Hand nahm und die alten Meister zu Reparatur- oder Fabrikschuhmachern nach damaliger Anschauung degradierte.

Am 2.10.1536, am Montag nach Michaelis, erhielt das Schuhmacherhandwerk ein festes Gefüge in einer Zunft. Zwei Obermeister sollten sie *„kiesen“* (wählen), die vor Bürgermeister und Rat vereidigt wurden, damit sie ihr Amt gemäß den gesetzlichen Vorschriften, vor Gott und ihrem rechtlichen Gewissen führten.
Wer das Meisterrecht in der Zukunft gewinnen wollte, musste es sich etwas kosten lassen. Ein silbernes Schock und zwei Pfund Wachs verlangte das Handwerk für den Meisterspruch, zwei Pfund Wachs opferte der Jungmeister dem Kloster als gen Obrigkeit und zwei Groschen erhielt die Kirche zu Siebenlehn.
Ein Schuhmacherlehrling lernte zwei Jahre und: gab beim Aufdingen dem Handwerke ein neues Schock und zwei Pfund Wachs, ebenso zwei Pfund an das Kloster.
Auch Maßnahmen gegen allzugroße Konkurrenz waren getroffen. Kein Meister sollte mehr als zwei Gesellen und einen Lehrling auf einmal halten. Wer dagegen handelte, musste dem Handwerk wie auch dem Kloster ein Pfund Wachs zur Strafe geben. Auffällig ist die Bedeutung des Wachses als Zahlungsmittel, was sich aber aus dem hiesigen Erwerbszweig der Wachsschlägerei erklärt.

Das also noch unter der Klosterherrschaft bestätigte Schuhmacherhandwerk hat sich über die damals bald erfolgende Auflösung des Klosters im Jahre 1540 über 400 Jahre gehalten und hat der Stadt den Stempel eines

„Schusterstädtchens" aufgeprägt, den es bis in die neueste industrielle Zeit bewahrt hat.

Das Handwerk der Schuhmacher war auf jeden Fall von allen in Siebenlehn betriebenen Berufen das bedeutendste, sowohl in der Anzahl der damit beschäftigten Personen in seiner weit reichenden Verbreitung seines Absatzgebietes, ebenso wie in der Dauer seiner Bedeutung.

Bei ihm waren die Zunftbräuche wohl am deutlichsten ausgebildet. Die wohlhabendsten Familien, wenn man in Siebenlehn überhaupt von Reichtum sprechen darf, gehörten dieser Zunft an. Mit einer gewissen Feierlichkeit wurden die Innungsgeschäfte *„vor geöffneter Lade"* durchgeführt. Sobald die Innungslade in Gegenwart sämtlicher Meister offen stand, herrschte feierliche Stille. Der Obermeister hatte das Wort und vollzog das Brauchtum der Zunft. Vor geöffneter Lade wurden die Lehrlinge aufgenommen und nach vollendeter Lehrzeit losgesprochen, dem Innungsmeister nach gelungenem Meisterstück der Meisterspruch erteilt und seine Aufnahmen als Vollmeister feierlich bestätigt. Die Lade war mit zwei Schlössern versehen, die nur mit zwei unterschiedlichen Schlüsseln zu öffnen waren, von denen einer der Obermeister, der andere sein Stellvertreter bewahrte. Beide Meister öffneten dann vor versammelter Innung die Lade. Darin lagen die Meisterrolle, das Gesellenverzeichnis und die Lehrlingsrolle, ebenso wie das Vermögen der Innung in einer Zeit, da es noch keine Geldinstitute mit ihren Tresoren gab.

Anstelle weiterer Schilderungen mögen zwei Einträge in der Lehrlings- und der Meisterrolle aus dem 18. Jahrhundert vorgelegt werden:

> *„Heute dato den 1. Sepi. 1766 hat Meister Johann Christoph Barthel seinen Lehr-Jungen Nahmens Traugott Gottlieb Haupt auf 3 Jahre vor seinem Ehrsamen Handwerk und öffentlicher Lade aufnehmen laßen.*
> *Anno et die ut Supra.*
> *Johann Gottlieb Büttner* *Obermeister*
> *Johann Gottfried Reichel* *Beysitzer"*

Und eine Meisteraufnahme:

> *„Heute dato den 13. January 1766 ist Johann Gottlob Zocher, ein Muth-Knecht und eines hiesigen Meisters Sohn, nachdem er seine Muthung vorhero nach Handt-Werks Gebrauch und Gewohnheit vor öffentl. Laden angesaget, auch nach Verfertigung eines von dem gesamten Hand-Werk vor tüchtig erkanten Meisterstücks nebst Anwünschung vielen Glücks und Segens zum Meister gesprochen werden.*

Anno et die: ut Supra
Johann Gottfried Ruscher Obermeister
Johann Gottlieb Büttner Beysitzer“

Die Art des Handwerksbetriebes und des Vertriebes der Schuhwaren musste man als Marktschuhmacherei bezeichnen. Messen und Märkte wurden von den Siebenlehner Schuhmachern besucht. Stand wieder ein großer Markt bevor, dann herrschte in den Werkstätten lebhafte Tätigkeit. Oft halfen die Hausfrauen und die heranwachsenden Töchter beim Bestechen der Schäfte, größere Kinder „pappten“ (klebten) die Absätze, kurz, es war die gesamte Familie auf das Ziel gerichtet, zum Markte mit möglichst viel Schuhwerk aufwarten zu können. Mit dem Quersack, dem Tragkorb und dem Schubkarren zog dann der Schuhmachermeister auf den Wochen- oder Jahrmarkt. Später taten sich mehrere Meister zusammen und ließen ihre großen Warenkisten von einem Fuhrmann zum Markte fahren. Solche Tage waren für den Schuhmacher anstrengend, denn oftmals benützte man die Nacht zum Hinmarsch, hielt den Tag über feil und wanderte in der folgenden Nacht heimwärts, ohne geschlafen zu haben.

In über 50 Städten wurden die Märkte beschickt. Genannt werden Freiberg, Oederan, Dresden, Meißen, Dippoldiswalde, Roßwein, Lorenzkirchen, Gränitz, Olbernhau, Lommatzsch, Großenhain, Zschopau, Sayda, Mittweida, Döbeln, Chemnitz, Frankenberg, Neustadt, Eisenberg bei Moritzburg, Burkhardtswalde, Tharandt, Hainichen, Nossen, Leisnig, Frauenstein, Claussnitz, Kötzschenbroda, Grasslitz, Geising, Langefeld, Riesa, Strehla, Mügeln, Pirna, Lauenstein.

Bis in die Lausitz reichten die geschäftlichen Verbindungen der Siebenlehner Schuhmacher. Auf den Jahrmärkten in Bautzen und Löbau konnte man die Schilder der Siebenlehner Schuhmacher an ihren Marktbuden lesen. Selbst die Kriege waren oft Höhepunkte ihres Betriebes, denn der „Knobelbecher“, der Infanteriestiefel, wurde dann erst recht gebraucht. So ließ der Schwedenkönig Karl XI. sein Heer in Sachsen neu ausrüsten, und die Siebenlehner Schuhmacher hatten dafür reichlich zu tun. Die Bezahlung musste die sächsische Staatskasse übernehmen. In unsicheren, Zeiten teilten die zu Markte ziehenden Schuhmacher die Unbilden und Gefahren der anderen Handwerker und hielten sich zur Vermeidung derselben in größeren Trupps zusammen.

Die Siebenlehner Schuhmacherinnung war nicht eine Ortsinnung wie die der Gerber; sie umfasste vielmehr noch eine Menge Dörfer. Über 25 Ortschaften erstreckte sich die Innung. Als zugehörige Orte wurden genannt: Breitenbach, Obergruna, Bieberstein, Bräunsdorf, Burkhardtswalde, Burkersdorf, Tanneberg, Goßberg, Hirschfeld, Krummenhennersdorf, Langhennersdorf, Mobendorf, Neukirchen, Oberschaar, Pappendorf, Piskowitz, Bohnewitz, Heifenberg, Reichenbach, Rothschönberg, Reinsberg, Rothenfurt, Sand, Voigtsberg, Wegefarth, Gotthelffriedrichsgrund und Dittmannsdorf. Weit über 100 Meister gehörten der Siebenlehner Innung an. Noch im Jahre 1843 wurden 133 Mitglieder gezählt. 1885 arbeiteten in Siebenlehn 300 Beschäftigte im Schuhgewerbe bei 2500 Einwohnern.

Bei dem Stadtbrande von 1764 verloren auch die Schuhmacher ihre Lade. Die neue Meisterlade ist zum Pfingstquartal 1787 angefertigt worden und hat jetzt, 1956, im Museum Recht und Dasein. Nach der Inschrift im Deckel waren Carl Gustav Nicolai damals Ratsassessor und derzeitiger Stadtrichter, Johann August Reinsberg damaliger Obermeister, Johann Gottfried Clauß sein Beisitzer, Johann Gottfried Reichel der Handwerksschreiber.

Im Laufe der Jahrhunderte änderten sich mehrfach die Innungsspezialartikel. So hatten im Jahre 1766 nur die Meistersöhne das Vorrecht der kurzen Lehrzeit von zwei Jahren. Andere Lehrjungen wurden für drei Jahre verpflichtet und mussten Lehrgeld zahlen, das im Jahre 1798 in einem Falle 16 Schock, in einem anderen 23 Schock betrug, welche Summen zur Hälfte bei Beginn, zur anderen am Ende der Lehrzeit zu bezahlen war.

Nach dem großen Stadtbrande von 1764 mögen auch in der Schuhmacherinnung die Verhältnisse ungeordnet gewesen sein, bis die General-Innungsartikel von 1780 für alle Innungen Normen vorschrieben. Aber erst im Jahre 1824 bekam die Schuhmacherinnung neue Spezialartikel, die die General- Innungsartikel von 1780 zur Grundlage hatten.

Eine Jahresabrechnung auf Grund dieser gestaltete sich wie folgt:

Als Beispiel soll die Abrechnung für das Jahr 1788 angeführt werden. Sie wurde vom regierenden Consul (Bürgermeister) Johann Samuel Dindorf am 3.6.1789 richtig gesprochen. In der Innung waren damals 78 Meister, die je 6 Groschen Auflegegeld (Mitgliedsbeitrag) zahlten, 11 Witwen mit je 3 Groschen und 34 Dorfschuster mit ebenfalls 3 Groschen jährlichen Beitrag. Die Einnahmen der Innung setzten sich zusammen aus:

1.) Mitgliedsbeiträgen
2.) Aufnahmen von Lehrlingen
3.) Aufnahmen in die Grabgesellschaft
4.) Abgaben bei Ablösung der Briefe
5.) Handwerksbußen (Strafgelder)
6.) Abgaben beim Meisterwerden: (Beispiel Jungmeister u. Meisterssohn C.G. Friebe)

- Für den Meisterspruch 1 Schock und 6 Groschen
- Für Teilnahme an allen Gerechtigkeiten der Schuhmacherinnung 2 Schock, 12 Groschen
- Zum Leichentuch der Innung 4 Groschen
- Zur Meisterkanne (Zinnkasse) 4 Groschen
- Zu den Marktständen von
  Freiberg 4 Groschen,
  Oederan 3 Groschen,
  Dresden 2 Groschen,
  Meißen, Dippoldiswalde, Roßwein, Lorenzkirchen, Gränitz, je 1 Groschen,
  Olbernhau, Lommatzsch, Großenhain, Zschopau, Sayda, Mittweida, Döbeln und Frankenberg je 6 Pfennige und
  Chemnitz 1 Groschen.
- Für 1 Pfund Wachs 8 Groschen
- Für am Meisterstück befindlichen Fehler (gewöhnlich) einige Groschen
- Fordergelder 6 Groschen (bei veranlasster Einberufung der Innung wegen Lossprechen, Ablösen der Briefe Einkäufe u.a.)

Aus den Einnahmen der Innung ersieht man schon, dass das Meisterwerden für den Stückmeister eine kostspielige Sache bedeutete und dabei waren die Meisterssöhne gegenüber Fremden noch im Vorteil, da deren Kosten an die Innung und den Rat erheblich höher, zuweilen doppelt so hoch waren. Wenn aber ein fremder Schuhmacher eines Meisters Tochter oder Witwe heiratete, wurde er einem Meistersohne gleichgeachtet und kam mit dessen Kosten davon.
Hatte ein Lehrling seine zwei Jahre, als Fremder drei Jahre, ausgestanden, war er verpflichtet, ein Gesellenstück anzufertigen, und zwar ein

Paar rindlederne oder kalblederne Mannsschuhe beim Obermeister und unter dessen Aufsicht.

Als Meisterstück forderte die Innung von dem Stückmeister *„ein Paar Stiefel, ein Paar Mannspantoffel, ein Paar Mannsschuhe, ein Paar Weibsschuhe*". Die Oberaufsicht hatte wieder der Obermeister. Er führte sie unentgeltlich, doch zahlte ihm der Stückmeister für Entlehnung der Werkstätte, Heizung, Beleuchtung und Darleihung des fehlenden Werkzeuges täglich 10 Groschen, den beiden Schaumeistern je 5 Groschen.

So wurde dem Stückmeister eine Rechnung aufgemacht, die nicht jeder erschwingen konnte, obwohl die General-Innungs-Artikel von 1780 und die Spezial-Innungsartikel alle Gastereien auf Kosten des Innungsmeisters verboten.

In den Nachtragsbestimmungen zum Meisterrecht vom 23.8.1843 lauteten seine finanziellen Verpflichtungen außer den bereits genannten:

7 Schock, 15 Neugroschen für den Meisterspruch

1 Schock, 11 Neugroschen, 1 Pfennig an das Kgl. Rentamt zu Nossen

1 Schock, 10 Neugroschen an die Innungslade

10 Neugroschen an die Ortsarmenkasse

2 Neugroschen, 5 Pfennige an die hiesige Kirche

10 Neugroschen Ratsassessorsgebühren der Stadtkasse

20 Neugroschen an die beiden Oberältesten

10 Neugroschen an den Handwerksschreiber.

Wer sich in Siebenlehn niederließ, hatte außerdem zu erlegen:

12 Schock Standgeld für das Recht, die Jahrmärkte derjenigen 52 Städte mit Handwerkswaren zu beziehen, in welchen die nötigen Stände von der Innung gelöst wurden.

2 Schock für das Innungshaus

2 Schock für die Krankenkasse

15 Neugroschen für die Zinnkasse.

Kleine Fehler wurden mit ein paar Groschen Strafe „abgetan". Von 1782 an kam fast kein Stückmeister ohne eine kleine Buße davon. Sie wurden bald zur ständigen Einnahme der Kasse.

Je reicher sich das Leben der Schuhmacherinnung im 19. Jahrhundert entfaltete, umso mehr Pflichten traten an den einzelnen Meister heran. Da sich die Innung über ein weites Gebiet verbreitet hatte, wurde die Arbeit

der Leitung größer. An der Spitze standen nach den Spezial-Innungsartikeln von 1824 sechs vom Rate in Pflicht genommene Oberälteste. Von ihnen war einer der Obermeister und einer der Beisitzer (Stellvertreter). Alle wurden von den Innungsmeistern an den beiden Hauptquartalen zu Pfingsten oder Thomäe (21.Dezember) gewählt.

Das Handwerk, also die Innung, hatte das alleinige Recht, rohes Leder zu kaufen, gerben zu lassen und zu verarbeiten. Kein Schuhmachermeister der Innung oder ein Fleischer oder ein anderer durfte Handel damit treiben. Ausgenommen von diesem Verbot waren die schon bestehenden hiesigen Gerber.
Die Einzelbeiträge beim Meistersprechen und Lossprechen von Lehrlingen zur Armenhaushauptkasse in Dresden wurden abgelöst und jährlich 2 Schock aus der Innungskasse an jene abgeführt. Die acht jüngsten Meister hatten das Handwerk zu bestellen, bei Unglücksfällen und Feuersnot die Handwerksgerätschaften zu retten und die Leichen zu tragen. Abgebrannte, verunglückte und erkrankte Meister wurden aus der Krankenkasse der Innung unterstützt.
Ursprünglich ging die Herberge für die einwandernden Gesellen alljährlich bei allen Meistern reihum.
Schließlich wurde 1791 Traugott Leberecht Friebe als Herbergsvater verpflichtet, nach ihm Christian Gotthelf Putzger, 1832 Meister Christian Friebe, 1834 Christian Gotthelf Putzger.
1836 wurde ein Handwerkshaus gekauft, das in der Niederstadt zwischen Friedrich August Beck und Christian Hofmann gelegen war und die Nummer 111 hatte. Am 22.8.1843 verkaufte es die Schuhmacherinnung an den Schuhmachermeister Franz Ferdinand Haupt für 850 Schock. Es war brauberechtigt. Doch behielt sich die Innung den Auszug vor und das hieß:

1.) Der neue Besitzer hatte der Innung zu ihren Quartalen und anderen Versammlungen wie Meisteraufnahmen „im Parterre vorn heraus ein hinlänglich geräumiges Lokal zur Verfügung zu stellen und zwar unentgeltlich auf immer und ewig“, erhielt aber für Heizung im Winter für eine Versammlung 5 Neugroschen.
2.) Der Besitzer hatte für Tische, Stühle und Bänke ebenso unentgeltlich zu sorgen.

3.) Er hatte die Schuhmacherherberge für immerwährende Zeit zu übernehmen, also die zureisenden Schuhmachergesellen aufzunehmen.

4.) Die Innung behielt sich vor, bei ihren Zusammenkünften Bier „*einzuschroten*“ und zu trinken.

Im Jahre 1843, als diese Abmachungen getroffen wurden, zählte die Innung 133 Mitglieder. Aus dieser Schuhmacherherberge wurde später eine Restauration „Emmerichs Gaststube“ in dem Hause, wo jetzt im Jahre 1956 der Konsum seine Verkaufsstelle besitzt (1996: Otto-Altenkirch-Straße Nr.17). Franz Ferdinand Haupt suchte noch im Jahre 1843 um Schankkonzession nach. Der Nachbar, Schuhmachermeister Fr. A. Beck, hatte im Hofe eine Weggerechtigkeit und sollte bei etwaiger Bebauung mit 5 Schock entschädigt werden, deren Hälfte die Innung, die andere der Käufer Haupt zu zahlen hätte.

Im Jahre 1857 schlägt die Schuhmacherinnung ihr Heim beim Schankwirt Carl Gottlob Clauß auf, dessen Saal sie zu ihren Innungsquartalen gegen eine einmalige Entschädigung von 50 Talern und Schaffung eines Ofens benützen darf. Dieses Recht wurde sogar im Grundbuch für das Grundstück eingetragen, das heute im Jahre 1956 die Nummer 82 trägt und W. Bärsch gehört. Die Schankkonzession ging später 1880 auf das Restaurationsgebäude Nr. 98 über, wo der Gastwirt Johann Robert Lößnitz der Innung dasselbe Recht einräumte (heute 1956 Schuhfabrik Kurt Teubel).

Als die Schuhmacherinnung 1824 ihre neuen Spezialartikel erhielt, bestand sie aus 115 Meistern, wovon manche nicht selbständig arbeiteten, sondern für andere ihre Schuhe, besonders aber Stiefel verfertigten. Bei dem großen Materialbedarf musste man das Leder auswärts kaufen, so in Nossen, Roßwein, Freiberg, Tharandt und Dresden. Bereits 1811 hatte die Innung begonnen, ausländisches Leder selbst einzukaufen.

Das Schuhmachergewerbe war im 19.Jahrhundert der Hauptnahrungszweig der Stadt. 1837 wurden 129 Meister gezählt, die durchschnittlich 40 Gesellen, etwa ebensoviele Lehrlinge, eine Anzahl Kinder, Meistertöchter und Witwen beschäftigten.

Die Innung hatte eine Sterbekasse mit einem Grundkapital von 200 Talern, in die sich der Innungsmeister mit 3 Talern einkaufen musste. Beim Tode eines Meisters erhielt die Witwe daraus 10 Taler Bestattungshilfe, der Meister dagegen wurde für das Begräbnis seiner Frau mit 8 Talern unterstützt. Auch ein Leichentuch besaß die Innung, das den

Innungsmeistern unentgeltlich zur Verfügung stand. Man verlieh es auch an andere, aber für 20 Neugroschen Entschädigung.
Auch für die Gesellen wurde eine Krankenkasse geschaffen, wozu am 14.8.1867 mit dem neuen Innungsstatut ein gleiches durch die Kreisdirektion in Dresden bestätigt wurde. Damit waren die Spezialartikel von 1824 und ihr Nachtrag vom 23.8.1843 aufgehoben.
Daneben bestand eine Zinnkasse. Der neu aufgenommene Jungmeister zahlte, wie auch zum Leichentuch 4 Groschen *„zur Meisterkanne"*. Dafür konnten das Zinngerät der Innung die Meister bei Familienfestlichkeiten wie Kindtaufen, Hochzeiten u.a. unentgeltlich benützen. Dieses Besitztum der Innung hatte einen Wert von 200 Talern. Es wurde gegen einen gewissen Zins ausgeliehen, dessen Ertrag in eine Wohltätigkeitskasse floss, die Mitmeistern, welche durch Krankheit oder andere Notstände wie Feuer- oder Wasserschaden geschädigt wurden, zugute kam. Wer sich als Meister in der Stadt niederließ und damit alle Rechte eines Stadtmeisters genießen wollte, zahlte für die Zinnkasse allein bereits 15 Groschen.

Durch das neue Innungsstatut von 1867 waren die veralteten Statuten von 1824 und 1843 beseitigt und die Verfassung der immerhin bedeutenden Innung für Siebenlehn und seiner weiteren Umgebung dem fortschrittlichen Geiste der damaligen Zeit angepasst. Neuorganisiert und festgefügt trat Siebenlehns bedeutendste Innung in das neue Deutsche Reich ein, das durch die Einigung der deutschen Stämme 1871 auf den Schlachtfeldern Frankreichs entstand.
Am 3.Oktober 1884 wurde das Innungsstatut abermals den Fortschritten des neuen Deutschen Reiches angepasst und am 15.1.1885 durch die Kreishauptmannschaft zu Dresden genehmigt
So konnte die Innung 1887 am 3. Pfingstfeiertag, der auf den 31.Mai fiel, ihr 350jähriges Jubiläum mit Glanz und Pracht feiern. Nach einem späteren Zeitungsbericht war es ein *„Fest, wie es bisher in dessen Gepräge in der ganzen Umgebung noch nicht vonstatten gegangen war, an dem auch Regierungsvertreter zugegen waren"*. Bei dieser Gelegenheit ging von einem dieser Herren die Anregung aus, hier in Siebenlehn als der Hochburg des deutschen Schuhmacherhandwerks, eine Schuhmacherfachschule entstehen zu lassen. Dieser Gedanke wurde auch sofort aufgegriffen. Am 28.10.1887 referierte Schuldirektor H. Köber über Vorbereitungen zur Gründung einer Schuhmacherfachschule, die am 18.November desselben Jahres

beschlossen wurde. Doch sollte es fast noch 10 Jahre dauern, ehe die Fachschule eröffnet wurde. Am 12.10.1896 begann der Fachschulunterricht mit 10 Stunden in der Woche im Bürgerschulgebäude. War es anfangs nur eine Abendschule, so fasste man doch schon als Ziel die volle Tagesschule ins Auge, die mit dem 1.11.1898 in gemieteten Räumen im „Schwarzen Roß" ins Leben trat. Das Schicksal der Schule bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1951 ist dem jetzt lebenden Geschlecht noch allzu bekannt. Am 28. Februar des Jahres 1951 gingen die letzten Fachschüler als Jungmeister von der Schule ab und legten am „Schusterjungen", unserem symbolischen Marktbrunnen, einen Kranz nieder mit der Widmung: *„Die Letzten dem Letzten!"* Und Emil Köhler sang: *„Ein Letzter pfriemt am Brunnen dort!"*
Eine wesentliche Veränderung in dem Verhältnis des einzelnen Meisters zur Innung trat mit der Jahrhundertwende ein. Der Einfluss der Innungen auf das Handwerkerleben war gleich Null geworden. Da beschloss am 10.8.1888 die alte Innung, die Zwangsinnung zu beantragen. Ein Jahr später am 18.12.1899 fand die konstituierende Sitzung der neuen Schuhmacher-Zwangsinnung statt, die den einzelnen Meister zwang, der Innung anzugehören, sonst ihm aber manchen Vorteil brachte, aber allen Zunftbrauch und Gerechtsame abschaffte. Ein neues Statut ließ dem einzelnen Meister größere Freiheit und verlangte wenig Pflichten. Das Feilhalten auf den Märkten war ins Belieben jedes Einzelnen gestellt und das verpflichtende Lösen von Marktständen fiel weg. Trotzdem hielten die Meister ihre Berufsehre hoch und weihten am 10.10.1925 als Symbol ihre Fahne. Am 12. bis 14. Juni 1937 feierten sie das 400jährige Innungsjubiläum.

Die kombinierte Innung

Für mehrere handwerkliche Berufe bestand in Siebenlehn eine gemeinsame berufliche Vertretung, die sogenannte Kombinierte Innung. In den erhaltenen Stadtrechnungen vor dem Dreißigjährigen Kriege hören wir noch nichts davon. Natürlich waren die Berufe auch vorher, d.h. vor der Gründung dieser Innung schon am Orte, aber wahrscheinlich in geringer Zahl, sodass sich eine Innung nicht gelohnt hätte. Ist doch eine kombinierte Innung, die so verschiedene Handwerke zusammenfasste, selbst ein Beweis für die geringe Zahl der Handwerksmeister in den einzelnen Berufen.

Einige Zeugnisse auch davon: 1601 muss ein Schneider Matthes Lauenstein jun. *„wegen seines Mutwillens“* dem Rate 18 Groschen Strafe zahlen. In demselben Jahre erwarb. der Schmied Peter Kühn für 30 Groschen das Bürgerrecht. Er war als Fremder zugezogen, sonst hätte er nur 12 Groschen fürs Bürgerrecht zu zahlen brauchen, wie Matthes John. Ein eigenes Grundstück erwarb er nicht. Er. war Hausgenosse. Balzer Wüstling machte im städtischen Brauhaus zu dieser Zeit Böttcherarbeit. Die Schmiedearbeit übernahm Gregor Schubert, der Nagelschmied Christoph Graf lieferte die Nägel schockweise. Georg Köhler und sein Geselle bauten den Steg am Forsthof und legten den *Krüppel* (hölzernes Dach) auf die Mauer am Pfarrgarten. Michael Kirbach *„kleibte“* im Pfarrhaus die Ofenblase ein. Benedix Köhler machte 14 Schock Schindeln. Andreas Rüdiger setzte als Böttcher den Röhrkasten zusammen. Dem Schmiede musste der Rat eine Eisenwelle für die Schlaguhr bezahlen.

Soweit die Blütenlese handwerklicher Arbeiten im Jahre 1601. Ähnlich 1602/03: Gregor Geißler legte Fassreifen an, Bernhard Sohr mauerte die Pfannstatt im Brauhaus. Balzer Wüstling, bereits im Vorjahr erwähnt, legte als Böttcher Kühlfassreifen an, reparierte den Bottich und band das Salzfass beim Salzschenker. Peter Kühn der Schmied fertigte Feuerhaken fürs Brauhaus. Der Bergschmied lieferte schockweise geschmiedete Brettnägel. Gregor Steier in der Steiermühle lieferte Bottichdauben und Bretter. Michael Münch machte eine Deichsel in den Schlitten des Superintendenten, dem sie beim Besuche zur Einsetzung des neuen Pfarrers zu Bruch gegangen sei.

Was man hier nicht bekam, holte man von auswärts: Man bezahlte dem Schlosser zu Nossen neue Schlösser, der Töpfer zu Nossen setzte in die Badestube einen neuen Ofen und lieferte Kacheln ins Pfarrhaus, der

Schmied von Kolmnitz lieferte Röhrbüchsen. Im Jahre 1604 machte der Schmied Bernhard Hofmann die Schmiedearbeiten am Milsborn, welcher der Wasserversorgung der Stadt diente. Nach der Rechnung von 1605/06 arbeitete Andreas Rüdiger der Böttcher am Kofent(?)-, Gär- und Maischbottich der Gemeindebrauerei. Im nächsten Jahre 1606/07 zahlte das Büttnerhandwerk 6 Groschen Strafgelder, die gleiche Summe die Seifensieder und das Schusterhandwerk. Doch genug der Erwähnungen von den frühen Handwerkern und ihren Leistungen.

Nachrichten über die Organisation der Handwerker vernehmen wir aus den Stadtrechnungen im Dreißigjährigen Kriege, als die Einnahmen von dem *„Meisterwerden"* der Jungmeister der Wagner, Böttcher und Schmiede, die ihren Meisterspruch erhielten und ihren Verpflichtungen gegen den Rat nachkamen. In der Stadtrechnung von 1630/31 zahlen Gregor Geißler und Hans Kolditz je drei Groschen für den Meisterspruch an den Rat, außer ihren Kosten für das Handwerk selbst, so 1635/36 der Wagner Matthes Reinsberg drei Groschen, 1637 der Wagner Michael Reinsberg, 1639 Matthes Reinsberg jun., 1660 Georg Heimrich und Jacob Ulrich dasselbe. Der Bestand dieser Kombinierten Innung, wie sie später hieß, lässt sich durch die Jahrhunderte in den Stadtrechnungen verfolgen. Es traten im Dreißigjährigen Krieg noch die Tischler, die Schlosser und die Büchsenschäfter hinzu. Der Name „Wagner" veränderte sich in „Stellmacher", blieb im Beruf aber dasselbe. Als Gründungsjahr der Kombinierten Innung wird in einem späteren Bericht das Jahr 1662 angegeben. Die Innung umfasste ursprünglich nur den Stadtbezirk Siebenlehn. Je mehr aber Handwerker sich auch auf den Dörfern ansiedeln durften oder oft zunächst stilschweigend ihre Nahrung fanden, breitete sich auch die Handwerkerorganisation dieser Berufe über die umliegenden Orte aus.
Von der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hören wir zeitweise von Meisterstücken der Jungmeister der Kombinierten Innung. Doch nicht allzu groß ist ihre Zunahme, die sich mit der Abnahme, dem natürlichen Absterben der Altmeister, wahrscheinlich die Waage hielt.
Ein Auszug aus den erhaltenen Ratsrechnungen mag das bestätigen. Jungmeister wurden:

1631	Gregor Geißler	ohne Berufsangabe
1631	Hans Kolditz	ohne Berufsangabe
1633	Vacat	
1636	Matthes Reinsberg	Wagner

1637	Michael Reinsberg	Wagner
1646	Vacat	
1648	Vacat	
1649	Gabriel Reichert	Schmied
1652	Paul Büttner	ohne Berufsangabe
1653	Michael Löffler	ohne Berufsangabe
1654	Vacat	
1655	Vacat	
1657	Georg Nagler	ohne Berufsangabe
1658	Johannes Rüdiger	ohne Berufsangabe
	Adam Porsdorf	ohne Berufsangabe
1661	3 neue Meister	
1662	Vacat	
1663	Vacat	
1665	Samuel Geißler	Böttcher
1666	Michael Rost	Schmied
	Hans Börtelt	ohne Berufsangabe
1675	Michael Reinsberg	ohne Berufsangabe
1685	Friedrich Berthold	Schlosser
1686	Gottfried Rüdiger	Böttcher
	Hans Martin Ulrich	Hufschmied
1687	Hans Martin Heimrich	Tischler
1694	Friedrich Reinsberg	Wagner
1695	Hans Georg Jobst	Schlosser
1696	Michael Geißler	Böttcher
	Gottfried Böhme	Böttcher
	Christian Heimrich	Schmied
1700	Gottfried Nendel	Wagner
	Christian Böhme	Böttcher
1711	Hans Rüdiger	ohne Berufsangabe
1719	Hans Christian Löffler	ohne Berufsangabe
1727	Vacat	
1728	Vacat	
1733	Vacat	
1738	2 Jungmeister	
1739	Vacat	

1740	1 Meister	
1741	Barthol Krautheinze	ohne Berufsangabe
	Joh. Christian Panzer	ohne Berufsangabe

Folgende Meister bzw. Meisterbetriebe wurden verzeichnet:

1786	14 Meister 3 Witwen
1789	13 Meister 4 Witwen
1791	13 Meister 4 Witwen
1795	15 Meister 3 Witwen
1800	21 Meister
1805	23 Meister
1810	19Meister 5 Witwen
1815	17Meister 4 Witwen
1821	14 Meister
1825	17 Meister 1 Witwe
1830	17 Meister 3 Witwen
1835	18 Meister 2 Witwen
1845	21 Meister

Am 3.Februar 1778 errichtete das *"Ehrbare Handwerk der Büttner, Wagner, Schmiede, Tischler, Schlosser und Büchsenschäfter"* eine Sterbekasse, die aus folgenden Einnahmen gespeist werden sollte:

1.) Alle Fordergelder.

2.) Von jeder Aufnahme und jedem Lossprechen eines Lehrlings 13 Groschen.

3.) Vom Einkaufen eines Landmeisters in die Innung 1 Taler.

4.) Alle Buß- und Strafgelder.

5.) Von dem Meisterwerden eines Fremden 1 Taler in bar; von einem Meistersohne oder so eines Meisters Tochter einem dem Handwerke Zugetanen gefreit 4 Quartale nacheinander 6 Groschen (-= 1 Taler).

6.) Jeder Meister pro Quartal 2 Groschen, jede Witwe pro Quartal 1 Groschen und 6 Pfennige. (Wer über ein Jahr im Rückstand bleibt, wird von der Sterbekasse ausgeschlossen).

7.) Nach 2 Jahren Wartezeit wird beim Todesfall eines Meisters 2 Taler ausgezahlt.

8.) Beim Tode von Meisterkindern werden bei einem Alter von unter 10 Jahren 1 Taler, bis 18 Jahre 2 Taler und über 18 Jahren 3 Taler gezahlt.

9.) Zu jedem Begräbnis sollen alle Meister bei einem Groschen Buße in schwarzen Kleidern kommen.

Der Kasse gehörten 23 bis 30 Meister oder Meisterswitwen an. In den ersten Jahren borgte sich die Innung 50 Taler vom hiesigen Kantor, welche sie bereits zwei Jahre später im Jahre 1788 zurückgezahlt hatte. Zeitweise wurden Kapitalien aus der Sterbekasse gegen 4% Zinsen verliehen.
Am 19.6.1844 schieden auf Antrag der Tischler diese durch Verordnung aus der kombinierten Innung aus und bildeten eine eigene. Dadurch war die Sterbekasse der Kombinierten Innung *„ganz kassenlos*" gemacht worden, weshalb die übrigen Meister am 24.6.1845 beschlossen, die Kasse neu aufzufüllen. Jeder Meister sollte zu jedem Quartale 2½ Neugroschen, jede Witwe 1 Neugroschen und 8 Pfennige zur Sterbekasse geben; außerdem sollten alle Fordergelder der Kasse zufließen. Die Leistungen beim Tode eines Meisters betrugen 6 Taler, einer Meisterfrau 5 Taler, eines Kindes über 18 Jahre 3 Taler, unter 13 Jahre 2 Taler und unter 10 Jahre 1 Taler. Die Zahl der zahlenden Meister" stellte sich nach 1845 auf etwa 20 Mitglieder. Seit 1836 hatte sich auch das Sattlerhandwerk selbständig gemacht.

Nachzutragen ist noch, dass im 19. Jahrhundert außer den Siebenlehner Stadtmeistern noch die Nachbargemeinden Breitenbach, Obergruna, Bieberstein, Burkersdorf, Hohentanne, Gotthelffriedrichsgrund, Reinsberg, Dittmannsdorf, Hirschfeld, Klein- und Großvoigtsberg dazugehörten.

Das neueste Statut erhielt die Innung am 18.Mai 1885. Im Jahre 1892 waren nach dem Gewerbekammerbericht Dresden 29 Meister in der Kombinierten Innung. Außerhalb der Innung stehende Meister wurden zehn angegeben.
Als 1899 die Innungsmeister aufgefordert wurden, sich den Nossener Innungen anzuschließen, warnte der Obermeister der Kombinierten Innung Franz Kaden vor voreiligen Entschließungen, da eine Entscheidung seitens der Behörde noch ausstehe.
Dass in der Kombinierten Innung eben die verschiedenen Handwerke organisiert waren, führte schließlich zu ihrer Zersplitterung und machte sie als Berufsvertretung wirkungslos, zumal Tischler und Sattler sich von ihr getrennt hatten.

Die Schneider

Eine Schneiderinnung wurde schon 1781 in Siebenlehn erwähnt, als sie in diesem Jahre auf die 1780 erschienenen Generalinnungsartikel verpflichtet worden war.
Im Jahre 1816 beschwerte sich die Siebenlehner Schneiderinnung beim Rate über Johanne Christiane Friederike Rößgerin, die mit Johann Gottfried Höppner, einem gelernten Schneider aus Sangerhausen (Neupreußen) und mit Freischein versehenen gedienten Soldaten hier zugereist war, dass sie der Schneiderinnung ins Handwerk pfusche. Höppner weist nach, dass seine Braut nur Weißzeug genäht habe, er aber das Schneiderhandwerk betreiben dürfe. Ein Zusammenleben mit der schwangeren Frauensperson wird ihm trotz seiner Gegenbittschrift verboten und sie soll auf obrigkeitliche Entscheidung mit Gewalt entfernt und nach ihrer Heimat Roßwein gebracht werden. Auf königlichen Befehl aber dürfen sie, da er laut Zeugnis des Pfarrers das Aufgebot bestellt hat, weiter zusammen wohnen.
Am 10.September 1823 beschwerte sich die Schneiderinnung abermals, dass Höppners Ehefrau in Abwesenheit ihres Mannes ins Schneiderhandwerk pfusche und ihrem Manne helfe. Die Innung wurde aber von der weiterblickenden Regierung abgewiesen.
Wie die starren Zunftgesetze doch dem fortschrittlichen Geist Hindernisse bereiten wollten! Wir mit unserem sozialen Empfinden und Gewissen schließen uns in unserem Urteile der Entscheidung der damaligen Regierung an.
Im Jahre 1816 erhielt die Siebenlehner Schneiderinnung eine Rüge, weil sie einen böhmischen Schneidergesellen nur auf sein Wanderbuch hin zum Landmeister gesprochen hatte

Das neueste Statut erhielt die Innung 1885. Ihr Bereich umfasste die Ortschaften Siebenlehn, Breitenbach, Obergruna, Bieberstein, Burkersdorf, Gotthelffriedrichsgrund, Reinsberg, Dittmannsdorf, Hohentanne, Klein- und Großvoigtsberg und Reichenbach. 1892 hatte die Schneiderinnung 27 Mitglieder, doch stehen im Bezirke der Innung noch 30 Meister außerhalb der Innung. Diese Abstinenz war wohl der Grund für die entstehenden Zwangsinnungen und die für die Schneider erhielt am 30.10.1899 ihr Statut.

Die Seifensieder und Wachsschläger

Es wäre als große Lücke zu betrachten, wollten wir nicht der Siebenlehner Seifensieder und damit der Familie Krautheinze gedenken, die untrennbar miteinander verbunden waren. Von allen Handwerkern hat ihr Gewerbe die eigenartigste Geschichte wohl besonders deshalb, weil es hier mit der Wachsschlägerei verbunden war, ohne dass dabei behauptet werden kann, jeder Seifensieder sei auch Wachsschläger gewesen. Jedenfalls steht fest, dass der zugereiste Seifensiedergeselle Johann Krautheinze noch vor dem Jahre 1600 diese eigentümliche Berufsart von auswärts mitgebracht und in Siebenlehn eingeführt hat. Manche vermuten, dass er seinem Namen nach aus Süddeutschland stamme. Wie dem auch sei, er war der erste, der in unserer Stadt eine Wachspresse betrieb, die seinem Erben beim Stadtbrande 1632 mit abbrannte.

Die Wachsschlägerei ist noch auf Jahrhunderte mit der Familie Krautheinze verbunden gewesen. Im Jahre 1600 ist ein Barthol Krautheinze Besitzer eines brauberechtigten Hauses. Die Geschichte dieser Familie bedeutet die Geschichte der Wachsschlägerei und des Seifensiedergewerbes am Orte. Neben diesem Barthol Krautheinze gab es noch einen Max (Matthes) Krautheinze, vermutlich seinen Bruder oder Sohn. Sie brauen 1602 im städtischen Brauhause miteinander. Im nächsten Jahr braut die Barthol Krautheinzin als eine Witwe. Vermutlich ist ihr Mann Barthol im Jahre 1602 gestorben. 1604 zahlt Max Krautheinze 30 Groschen Strafe, weil er über neun Uhr hat spielen lassen, was vermutlich im Reihschank geschehen ist. Seine Spieler, die sich nicht von den Karten trennen konnten, waren Hans Lößnitz, Peter John und Christoph Graf und kamen jeder mit zwölf Groschen Strafe davon.

Diese Strafen waren für damalige Zeit ziemlich hoch, da man gewöhnt war, nur wenige Groschen als Strafe zu verhängen. (3½ Groschen waren ein Tageslohn!) 1606 zahlen die Seifensieder sechs Groschen Strafe, den Grund dafür spricht der Aktenschreiber aber nicht aus.

Die Familie Krautheinze und die von ihnen betriebene Wachsschlägerei haben sich lange in unserer Stadt erhalten. Im Geschäftsjahr 1635/36 zahlt Kaspar Krautheinzes Weib sechs Groschen Strafe, *„weil sie den Stadtknecht nicht in ihr Haus hat lassen wollen und ihm lose Worte gegeben“*. Matthes Krautheinze zahlt im selben Zeitraum 3 Groschen und 8 Pfennige Zinsen als ersten Termin für ein Kapital von vier Schock Groschen, das er sich von der Stadt geborgt hat.

Im Jahre 1638 erwirbt ein Barthol Krautheinze als Bürgersohn für 12 Groschen das Bürgerrecht. In demselben Jahre zahlt Kaspar Krautheinze für zwei Laßstücke Feld in den Krautäckern 12 Groschen Pacht. Als Selbstbrauer im Brauhaus der Gemeinde treten die Krautheinzes im 17.und 18.Jahrhundert mehrfach auf. Krautheinze war ein sonst nie vorkommender Name in unserer Stadt, sodass man annehmen muss, sie gehörten alle der Familie an, die mit dem vor 1600 zugereisten Seifensieder in die Stadt kam und seit dieser Zeit dauernd als Bürger genannt werden. 1644/45 zahlte Kaspar Krautheinze 6 Groschen vom Freibergischen Bierschank und 3 Groschen vom fremden Kofentschank. Das Brauhaus war damals nach dem Stadtbrande von 1632 noch nicht in Ordnung, weshalb auswärtiges Bier eingeführt und im Reihschank verzapft wurde. Er zahlte 3 Groschen Markzinsen, war also Hausbesitzer und benützte auch einen gepachteten Krautacker für 8 Groschen. 1671/72 zahlte ein Hans Krautheinze 1 Groschen und 6 Pfennige Markzinsen und ein Barthol Krautheinze braute in demselben Jahre mit zwei anderen Bürgern im Malzhause, muss also Bürger und Besitzer eines brauberechtigten Hauses gewesen sein. Barthol wird in demselben Jahre gestorben sein, da seine Witwe 2 Groschen Markzinsen als Hausbesitzerin erlegt.
Das Brauen im städtischen Brauhaus war durch den Dreißigjährigen Krieg teurer geworden. Das Geld war entwertet als Folge des Krieges, wie es neuerdings auch nach dem ersten Weltkrieg in Erscheinung trat. Zahlte doch Hans Krautheinze als einer der neuen *„Einkäufer“* (Neubürger) ein Schock und 5 Groschen zu der neuen Braupfanne und mit den beiden Bürgern Hans Kühn und Paul Büttner zusammen 1 Schock und 3 Groschen fürs Brauen am 25.3.1672. In diesem Jahre wurde das Gewerbe des Lichtziehens der Seifensieder das erste Mal besteuert, was dem erwähnten Hans Krautheinze jährlich 1 Schock und 3 Groschen kostete.
Soweit die Geschichte der Familie Krautheinze, in deren Händen die erste Wachsschlägerei lag.

Einen rückschauenden Bericht über die Wachsschlägerei in Siebenlehn verdanken wir dem Geschichtsschreiber Knauth im Jahr 1721, der auch von jenem Johann Krautheinze spricht, der vor über 120 Jahren, also vor 1600 die Wachsschlägerei hier eingeführt habe. Zur Zeit Knauths waren acht Wachsschläger im Orte, fünf davon mit selbständigen Werkstätten. Das Wachs wurde zentnerweise auch ins Ausland, besonders nach Böhmen und auch anderweit in die Gegenden unseres Vaterlandes

verhandelt. Es ist verständlich, dass Wachs und Kerzen in Böhmen reichen Absatz fanden, da in den katholischen Kirchen viel mehr Wachskerzen verwendet wurden als in den evangelischen Sachsens.
Was Wunder, dass bei der starken Wachsproduktion dieses notwendige Beleuchtungsmaterial hier als Zahlungsmittel galt. Es mag auch an anderen Orten als solches von den Behörden gefordert worden sein. In Siebenlehn trifft man in den Akten bei vielen Gelegenheiten auf das Wachs als Wertmesser. Vor allem war es die Kirche, die Wachs zum Geleucht brauchte und deshalb von einigen Häusern, die ihr zu einer Zinspflicht verbunden waren, ein halbes oder ein ganzes Pfund Wachs jährlich forderte. Wenn diese Wachszinsen auch nicht den gesamten Bedarf der Kirche deckten, erhielt diese ebenso von den Innungen dieses gewünschte Beleuchtungsmaterial. Jeder Lehrling, der aufgenommen wurde, zahlte an die Kirche ein halbes Pfund Wachs, ein Jungmeister beim Meisterwerden gab zwei Pfund Wachs dem Handwerke und zwei Pfund der Kirche. Als im 16. Jahrhundert Siebenlehn noch zum Kloster Altzella gehörte, hatte jeder Jungmeister dem Kloster zwei Pfund Wachs für den Meisterspruch zu entrichten. Sogar für Strafen galt Wachs als Zahlungsmittel. Der Meister, der sich gegen die Zunftgesetze verging, indem er mehr Lehrlinge als ihm zukamen aufnahm, musste ein Pfund Wachs als Buße zahlen, je ein Pfund dem Handwerk und dem Stadtherren, dem Kloster.
In Notzeiten, besonders des Dreißigjährigen Krieges, als die Wachsschlägerei daniederlag, konnten die Wachszinsen gestundet, mussten aber später nachgezahlt werden., was dann schließlich durch Geld ersetzt werden konnte. Der Wert der Wachszinsen stieg der Geldentwertung entsprechend. Ursprünglich deckten schon 3 Groschen ein Pfund Wachs, später hören wir von sechs und sieben Groschen und nach dem Kriege kam das Pfund gar auf 1 Gulden und 3 Groschen zu stehen.
So wurde die Wachsschlägerei im Städtchen zu einem gewissen Lebensfaktor. Aber zu einem selbständigen Gewerbe konnte sie sich nicht entwickeln. Das lag an der Art ihres Betriebes, die andere Bürger den Krautheinzes abgeguckt hatten und dem verhältnismäßig geringen Anfall an Material. Bald hören wir von anderen Wachspressern, die nebenbei die Wachsschlägerei betrieben. Sie konnte nämlich mit Vorteil besonders im Sommer ausgeführt werden, wenn es warm war in den kleinen Häuschen der Wachsschlägereien. Das konnte man noch bei den letzten Wachspressern Paul Clauß und Otto Hammermüller beobachten. Das Gewerbe vertrug sich auch gut mit der in der Stadt vorherrschenden

Schuhmacherei. Gerade im Sommer hatten die Schuhmachermeister Flaute in ihrem Geschäft, weil früher viele barfuß liefen. Dazu konnte der Schuhmacher auf seinen Hausierwegen die Wachsüberreste nach der Honigernte von den Bauern und anderen Imkern eintragen, die er für ein geringes Geld erstand. Hatte einen lohnenden Vorrat in Säcken beisammen, konnte es ans Pressen gehen. Wie der Betrieb nach mittelalterlicher Weise vor sich ging, können heute noch die älteren Leute Auskunft geben, denn diese Art des Wachsschlagens hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, bis die letzten Wachsschläger abstarben und jüngere sich nach dem letzten Kriege diesem veralteten Erwerbe nicht mehr zuwandten. An die Stelle der Schlagpresse trat die Schraubenpresse der neuen Zeit, an Stelle der gezogenen Kerze der Handwerker die fabrikmäßig gegossene Stearinkerze. Das teure Bienenwachs wurde durch das Montanwachs verdrängt.

Schauen wir uns die alte Herstellung an. Die Werkstatt des Wachsschlägers war ein sieben Meter langes und halb so breites Holzhäuschen, das in der Mitte ein schweres Holzgestell enthielt. Zwei schwere und einen halben Meter starke Baumstämme aus hartem Holz standen etwa zwei Meter voneinander auf solider Unterlage, meist zwei Eisenschienen, und waren damit fest verankert. Zwischen beiden Stämmen war die Lade gebaut, ebenso fest gefügt aus schweren Holzklötzen, die mit eisernen Reifen zusammengehalten wurden. Die Lade hatte einen zylindrischen Hohlraum von 40 Zentimeter Durchmesser, wo hinein der „*Boxer*“, ein Klotz mit zwei Handgriffen, passte.

Die Wachsreste von den Honigwaben der Bienen, die in Kugeln oder „*Kaulen*“ eingekauft und aufbewahrt worden waren, wurden mit dem doppelten Quantum an: Wasser in einem Waschkessel gekocht. Kessel und Schornstein waren in einer Ecke der Werkstatt eingebaut. Der Boden der Lade war mit drei fingerstarken Löchern durchbohrt, wodurch das reine goldgelbe Wachs abfließen konnte.
Vor Aufnahme des geschmolzenen Wachses wurde eine mit Löchern versehene Holzscheibe hineingelegt, deren Unterseite mit Riefen durchzogen war. Der ganze Hohlraum wurde mit Sackleinewand ausgepolstert, nachdem man zwei Stricke kreuzweise untergelegt hatte. In diese so vorgerichtete Lade goss man die siedende Wachsbrühe, wobei das „Wasserdünne” schon durchlief, das heiße Wachs aber in den Tüchern zurückgehalten wurde, die man nun zusammenschlug und mit dem untergelegten

Ladestricken zu einem Ballen schnürte. Nachdem einige Filzdeckel, die *„Aufsetzer“*, das Ganze bedeckten, setzte der Wachschläger den *„Boxer“* auf, während seine Gehilfen den schweren Riegel darüberschoben, dessen abgeschrägten Enden in die großen Öffnungen der beiden Stämme hinein- und durchragten. Der übrige Raum wurde durch gewaltige Holzkeile geschlossen und ausgefüllt.

Nun begann das eigentliche Pressen oder besser gesagt das Schlagen. Zwei schwere Holzhämmer waren an drehbaren Holzbalken oberhalb des Pressengestelles befestigt und wurden durch Ziehen der an den Hebelarmen befestigten Stricke gehoben. Die Vorrichtung war so gebaut, dass die beiden Hämmer durch ihr Eigengewicht bei Loslassen der Stricke auf die Rücken der Keile niederfielen, sodass letztere in die Öffnung der Säulen hineingetrieben wurden und damit den Riegel niederdrückten, wodurch wiederum der darunter befindliche „Boxer“ in die Lade getrieben wurde. Aus der Art des Betriebes erklärt es sich, warum der Vorgang „Wachsschlägerei“ und nicht Wachspresserei hieß.

Das flüssige Wachs floss durch die Bodenlöcher mitsamt dem zugesetzten Wasser in die darunter in einer Erdgrube stehende Wanne. War das „Raß“ genügend ausgepresst, so wurden die festsitzenden Keile durch seitliche Schläge mit derben Holzkeulen gelockert, herausgezogen und ebenso Riegel und *„Boxer“* entfernt, worauf man den zurückgebliebenen Inhalt aus der Lade nahm und die Rückstände aus den Lappen schüttelte. Diese Rückstände dienten noch als Dünger.

Die Gehilfen hatten währenddessen eine ganze Reihe saubere und mit Brunnenwasser gekühlte Tonschüsseln in möglichst waagerechter Lage aufgestellt. Mit einer großen Kelle schöpfte der Wachsschläger das flüssige Wachs aus der Wanne in eine Holzwasserkanne, mit welcher er es möglichst ohne zu *„schweppern“* in die Gefäße goss, worin es dann erkaltete und fest wurde.

Das letzte Gießgut des Tages ließ man auch gern bei warmen Nächten bis zum nächsten Morgen in der verdeckten Wanne stehen, wodurch sich das leichtere Wachs von dem schwereren Wasser gründlich trennt und obenauf leicht abgeschöpft werden kann.

Zuschauende Kinder durften zuweilen ein Wachshändchen ziehen. Zu diesem Zwecke wurde die Hand gut mit Seife eingeschmiert und die angelegten Finger fast bis zum Knöchel in das heiße, flüssige Wachs getaucht, ohne dass es der Kinderhand schadete. Sofort setzte sich eine Wachsschicht an, die einen getreuen Abguss der Hand darstellte. Auch

Wachshühnchen und ähnliche Figuren goss man oft zu Schauzwecken in Formen.

Dieser merkwürdige Erwerbszweig ist seit dem 1. Weltkrieg Geschichte geworden, nachdem er bereits in den Jahrzehnten vorher als eine Art Feierabendgestaltung galt und nur einzelne Tage im Jahre ausgeübt wurde. In der letzten Hälfte des 19.Jahrhunderts mag er noch etwas gegolten haben, wenn man auch seine Eigenart bereits würdigte. Besuchte doch König Johann von Sachsen auf einer Landesfahrt am 20.Juni 1864 eine der letzten Wachspressen in Betrieb. Bei dieser Gelegenheit soll sich eine Begebenheit abgespielt haben, die nicht der Komik entbehrte. Der als „Presskrebs" im Städtchen bekannte Pressgehilfe Dindorf, ein Original, will dem König den Vorgang erklären, verkennt aber den in Zivil erschienen hohen Herren und hält den in Uniform gekleideten begleitenden Offizier für den König. Zum König sagt er in Eifer: „Gehn se mal e bissel zur Seite!" und zum Adjutanten: „Sehnse Herr Kenich, hier kommts Wachs raus!"
Diese Wachspresse, die vorletzte, wurde ein Opfer der Kohlennot im Weltkriege und nur die kleine schwarze Gedenktafel an den Königsbesuch ist übriggeblieben. Heute im Jahre 1957 steht noch eine Wachspresse, die aber auch nicht mehr benützt wird und die man noch aus Pietät stehen lässt zum Andenken an das ausgestorbene Gewerbe der Wachsschläger.
Man kennt heute noch Standorte und Räume ehemaliger Wachspressen. Bald werden auch diese Erinnerungen vergessen sein.
1783 wurde in der Niederstadt bei dem Hause Nr.98, das dem Johann Gottfried Laudel gehörte, eine Wachspresse registriert und bei dem Fleischhauer Christian Gottlob Krause das Hintergebäude *„so zur Wachspresse angelegt"* erwähnt.
Seifensieder waren außer den genannten Krautheinzes Christian Gottlieb Preußer (1783), Fortran (1783), Friedrich Wilhelm Haupt (1850), Theodor Polster (1900) und Wachspresser die Gebrüder Rieß (Ende des 19.Jahrhunderts). In dem 1905 bei dem Siebenhäuserbrand mit abgebranntem Hause Nr. 108 auf der Unteren Marktgasse wohnte der Wachshändler Anders.

Die Hutmacher

Ein altes Handwerk, das noch bei den letzten Vertretern den Altertumsstempel trug, waren in Siebenlehn die Hutmacher. Als ersten Beweis vom Dasein dieses Handwerks in unserer Stadt kann die Nachricht gelten, dass es ein Hutmacher Georg Franke war, der im Jahre 1697 mit dem Schneidermeister Johann Adolf Öhlschlegel auszog, um für den Kirchenbau der verarmten Gemeinde Siebenlehn im Lande zu sammeln und so der Stadt überhaupt erst den Kirchenbau zu ermöglichen. Dreimal in den Jahren 1695 bis 1701 zog er mit Bettelbriefen aus, die in dem pietistischen Zeitalter ihre Wirkung nicht verfehlt haben werden, so dass 1701 bis 1703 der neue Kirchenbau vor sich gehen konnte. Aber von seinem Beruf und dessen Betrieb ist keine Nachricht übriggeblieben. Dass er in der üblichen handwerklichen Weise stattfand, ist zu vermuten und als sicher anzunehmen.

Hatten wir doch noch am Ende des 19. Jahrhunderts einen solchen Betrieb des Hutmachers Julius Braun, der sich hier in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts selbständig gemacht hatte. Vorher gab es den Hutmacher Wilhelm Heinrich Haupt. Braun setzte das Gewerbe der Hutmacher in der Stadt fort. Seine beiden Söhne Richard und Max Braun, die beide hier selbständig Hutmachergeschäfte betrieben, filzten zuletzt Hutformen für die Radeberger Hutfabrik in Lohnarbeit, bis auch sie den Weg alles Irdischen gingen und damit das Hutmachergewerbe aus der Stadt verschwand.

Man muss das „*Fachen*“ und „*Filzen*“ selbst gesehen haben, um einen rechten Begriff von der Fingerspitzenarbeit des Hutmachers zu bekommen. Über dem Arbeitstische schwebte an einem Bindfaden von der Decke der *Fachbogen*, von der linken Hand des Arbeiters geführt und mit dem *Reißholz* von der rechten Hand an der starken Darmsaite gerissen. Mit dem feinen Luftzuge, der durch das Schwingen der Darmsaite erzeugt wurde, brachte der Hutmacher die Wollflöckchen seines lockeren Wollhaufens auf dem aus dünnen Latten bestehenden Werktisches dorthin, wo er sie haben wollte und wo sie schließlich wieder einen lockeren Haufen darstellten, den er mit einem einfachen Handsieb zum „*Fach*“ niederdrückte und mit einem Papierbogen so belegte, dass die Ränder des *Faches* frei blieben und zur oberen Hälfte des Faches herumgeschlagen werden konnten. Dann wiederholte sich das Fachen mit eben der gleichen Menge Wolle über dem Papier.

Nun setzte der Hutmacher das Ganze den heißen Dämpfen auf einem Herde aus, wodurch die locker aufeinander liegenden Wollhaare sich kräuselten und ineinander verfilzten. Die noch lockeren Filztafeln kamen in das heiße Bad eines Kessels, ähnlich unseren Waschkesseln, der aber ein Walkbrett zur Seite hatte. Hier wurde der Filz durch bloßes Walken mit den Händen immer dichter und es entstanden große, haubenähnliche Mützen, fast so groß wie ein Regenschirm. Die Benetzung mit angesäuertem Wasser unterstützte das Kräuseln der Wolle. Durch fortgesetztes Walken schrumpften diese Hauben jedoch immer mehr zusammen, wurden kleiner, aber im Filz auch immer fester, bis man sie schließlich auf Holzformen spannte und mit Spannstricken befestigte, ein Vorgang, der heute mit entsprechenden Maschinen viel schneller fabrikmäßig vor sich geht. In ähnlicher Form wurde die Filzform der Filzschuhe hergestellt, die ebenso auf Holzformen gezogen wurde.

Auch diese Profession hat sich in der Stadt bis zum ersten Weltkrieg erhalten und starb mit den beiden Söhne Brauns aus, die die letzten Hutmacher Siebenlehns waren. Neue, praktischere und schneller zum Ziel führende Herstellungsweisen verdrängten das altertümlich betriebene Handwerk.

Schwarzfärber

Auch von einem Schwarzfärber in Siebenlehn hören wir bereits zu Anfang des 17.Jahrhunderts. Das wurde bekannt durch eine Konkurrenzstreitigkeit mit dem Nossener Berufskollegen. Am 18.März 1607 schrieben Ober- und Viermeister der Zwickauischen Lade und des Mittweidaer Kreises an den Amtsschösser Hans Günther Gerlach zu Nossen, dass der Zeiger dieses Schreibens, Meister Hans Streicher Schwarzfärber in Siebenlehn *„In sitzender Versammlung vor unserer offenen Lade vorgebracht habe, dass sich eine anderer Meister unseres Gewerbes, Hans Riess, unterfangen habe, in Nossen eine Schwarzfärbe und eine Mandell zu bauen, da zuvor keine gewesen ist und dem Siebenlehner zur Schmälerung seiner Nahrung gereichte*".
Das war bei der geringen Bevölkerung der beiden Städte zu glauben. War doch der Schwarzfärber Hans Streicher in diesem Berufe nicht voll beschäftigt, denn sonst würden wir nicht sooft von seinen Lohnfuhren hören.
Nach einem kurfürstlichen Bescheid vom 17.März 1558 sei die Einrichtung von Färbehäusern und Mandeln ohne besondere obrigkeitliche Erlaubnis nicht gestattet. Die Innung bat deshalb den Amtsschösser, dies nicht zu erlauben. Am 29.März 1607 befahl der Kurfürst, den Siebenlehner Schwarzfärber bei seinem vorher durch den Hauptmann Hans Georg von Schönberg und Amtsschösser Hans Köhler erlangten Privileg zu schützen, das er mit dem Geschäft von seinem Vorgänger gekauft hatte. Am 20. August 1607 ließ der Kurfürst an den Amtsschösser zu Nossen schreiben, dass es bei dem Entscheide vom 29. März 1607 bleiben soll. Doch möge der Amtsschösser in den Amtsbüchern suchen und sich bei den Leuten erkundigen, ob die Nossener befugt sind, Schwarzfärber einkommen zu lassen.
Nun kehrten die Nossener den Spieß um. Die Gemeinde Nossen beschwerte sich beim Kurfürsten Christian II. über den Schwarzfärber zu Siebenlehn, dass er dem armen Nossener Schwarzfärber die Nahrung nehme. Wie dieser Konkurrenzstreit ausgegangen ist, verschweigen die zugänglichen Akten. Doch bestand die Siebenlehner Schwarzfärbe weiter, denn noch 1687 und 1706 wurden Quittungen zu vier Groschen wegen der Schwarzfärber und Zeugmacher ins Amt gebracht oder geholt.
Die neue Zeit hat anders entschieden, denn Nossen hat heute eine Färberei, während sie ihrer Schwesterstadt fehlt.

Vom Bierbrauen

„Das Trinken lernt der Mensch zuerst, viel eher als das Essen, drum sollst Du dankbar sein als Greis, das Trinken nicht vergessen!"

Diesen launigen Spruch von den Bierdeckeln in den Gaststätten wollen auch wir uns gesagt sein lassen und die Herstellung des täglichen Getränkes im alten Siebenlehn nicht vergessen. Wir haben es freilich nicht nur mit den paar Gastwirten zu tun, wie sie gegenwärtig den Durst der Siebenlehner befriedigen. Ist heute das tägliche Getränk der Familie neben dem Tee der Kaffee, so war es früher nach dem Ergebnis logischer Nachforschung wohl das Bier, wahrscheinlich ein sehr leichtes selbstgebrautes Bier.

Freilich, ob man brauen durfte oder nicht, das war davon abhängig, ob man Besitzer eines brauberechtigten Hauses war oder nicht. Wahrscheinlich besaßen die Hausbesitzer der Altgemeinde die Braugerechtigkeit, während später neugebaute Häuser dieses Vorrecht nicht hatten, es sei denn, dass sie sich mit hohen Geldbeträgen einkauften. Somit gab es in Siebenlehn zu allen Zeiten brauberechtigte und nicht brauberechtigte Häuser. Als die Braugemeinde 1854 aufgelöst und das Brauhaus an den Braumeister Johann Heinrich Franz Büttner aus Toppschädel als Eigentum verkauft wurde, waren es 68 brauberechtigte Häuser, deren Besitzer den Verkauf über 5000 Taler quittierten, dabei war aber nicht das Reihschankrecht einbegriffen. Dieses verblieb den schenkberechtigten Bürgern und Mitbesitzern auch weiterhin, nur waren sie verpflichtet, das Bier für den Reihschank von dem neuen Besitzer des Brauhauses zu beziehen. Trotzdem war das der Anfang vom Ende für den Reihschank.

Was es die früheren Jahrhunderte hindurch mit dem Reihschank für eine Bewandtnis hatte, erfahren wir aus den Statuten, die im Jahre 1505 durch den Stadtrat unter der Herrschaft des Klosters Altzella aufgerichtet wurden. Dort heißt es wörtlich:

> *„Ein Jeglicher, der da will brauen, soll ein Zeichen vom Bürgermeister nehmen, davon 7 Groschen Zeichengeld ufs Rathaus geben*
> *Item es soll auch ein Jeglicher in gemeinen Brauhaußе brauen, es wäre denn Sache, dass er ein eigenes hätte, oder das gemeine nicht ledig wäre, und davon 2 Groschen aufs Rathaus geben, sondern wo er wegträgt, giebt er nur 1 Groschen.*
> *Item wer ein eigen Bottich hat, der mag die Würtze heimtragen, und gebet 7 Groschen, wo er alleine gebrauet hat.*

Item, es sollen diejenigen so brauen das Trinken an einen Meße-Zuber, und die Treber an einem Eicht-Grubel, so darzu verordnet, den Einheimischem dermaßen und verkaufen und solches nach Erkenntniß und Aussagung eines Raths geben.

Iten es mögen Zweene, drey oder viere ein Bier miteinander brauen.

Item wo Zweene miteinander brauen, und obgleich der eine vor nicht gebrauen und doch der andere sollen gleichwohl harren und diejenigen, so vor darumb geworben haben, bey demjenigen der von einem Rath dazu verordnet und gesezt ist, vorgehen.

Itern es ist auch bewilligtet, dass ein jeglicher fünf Bier auf sein Haus zu brauen hat, zwei soll er von Michaelis bis auf Weynachten zu schenken brauen, und eins von Weynachten bis zu Fastnachten auch zu schenken, und nach Fastnachten die anderen zwei zu Lager Bier, doch solches zu erhöhen oder erniedrigen, stehet allezeit

in Erkenntnis eines Amtmannes oder Raths des Städtleins.

Vom Schenken

Welcher am Sonnabend, Sonntag und Montag diese 3 Tage über schenket, der soll der Woche vollend über schenken, wo er Bier hat, ob auch nur am Sonntag aufgetan hätte.

Item, es soll auch keiner uff einmahl nach einander mehr denn ein halb Bier schenken, ob er wohl ein ganzes gebrauet hat, dadurch ein ander auch neben ihme sein Bier vertreiben möge, haben aber zweene ein Bier mit einander gebrauen, so soll ein jeglicher sein halb Bier, die Helfie auf einmahl schenken.

Item fremd Bier zu schenken, stehet in Erkenntniß eines Raths, wann das von nöthen ist, als nehmlich, wann ein gebrauen Bier abgienge, oder nicht Biers werth wäre.

Item es soll sich keiner fremde Bier zu schenken unterstehen, der Rath habe denn sein Burger Bier vorgeschenkt.

Item es soll ein jeglicher, der fremde Biere schenket 1 Groschen von einem Vaße aufs Rathaus geben.

Item welcher Wein schenket, soll von einem Viertel ein Kännchen aufs Rathauß zu kosten geben, darnach ihn die Herren zu schätzen wißen, noch Würden, arm und reich zu gute, auch mit 2 Groschen ein Viertel zu schenken oder rechten darbey zu verwarnen, dass keiner diesen ungeschätzt bey der Stadt Strafe aufthun soll.

Item welchen Bier oder Weinschenken ein Gast hinter seinen Wißen und Willen unberedit ausgehet, und der Wirth solches einen Rath anklaget, so

soll solcher, so einem Wirth unberedt ausgangen ist, den anderen nachfolgenden Tag von Stund an verzehlt werden.

Item es sollen alle Jahr der Rath zweer umbgehen und die Kännichen und Maaß bei den Schenken angießen und richten, bey welchen zu klein Maaß befunden wird, solle zuschlagen werden, und derselbige dem Rathe die Strafe geben.

Item es soll der Rath, wenns die Gemeine begehret, zweene Angießer, arms und reich zu gut setzen.

Item es soll kein Bierschenke Spiel in seinem Haußе verhengen, bei Vermeidung der Strafe, als nehmlich dem Voigt 1 Schock und dem Rathe 12 Groschen. Würde aber einer die Spiel verhengen, der da nicht schenket, der soll dem Rathe und Voigt solche Strafe zweifach geben.

Jeder Brauerbe, so hießen die am Brauen Berechtigten, konnte im Jahre fünf Biere brauen, durfte aber nur ein halbes Bier auf einmal ausschenken. Dann wurden die unteren Räume im Hause ausgeräumt und zu Gaststuben gemacht, indem man Tische und Stühle setzte. Das Reihschankzeichen über der Haustüre zeigte den Bürgern an, wo es Bier im Reihschank gab. Das Zeichen in Siebenlehn war ein roter Biertopf auf grünem Grunde auf einer Holz- oder Blechtafel an kurzer Kette hängend. Am Sonnabend wurde der Reihschank aufgetan und Sonntag und Montag aufgehalten. Gegebenenfalls, wenn das Bier noch nicht alle war, konnte auch an den übrigen Wochentagen noch geschenkt werden. Das Jungbier, das nicht gleich geschenkt wurde, ließ man zum Lagerbier eingekellert liegen und konnte später als solches ausgeschenkt werden.

So ging man heute zu Bartel Krautheinze, nächste Woche zu Valtin Löwe, eine spätere Woche zu Hans Tindorf oder Matthes Laustein zu Biere.

Den Bränden des Dreißigjährigen Krieges fiel auch die kupferne Braupfanne zum Opfer mitsamt dem Brauhause. Infolgdessen konnte man selbstgebrautes Bier nicht schenken, sondern es wurde mehr Freiberger Bier eingeführt, das aber nur mit Genehmigung des Rates verschenkt werden durfte und einer städtischen Steuer von 2 Groschen, später 5 Groschen, unterlag. Im Kriege kam das Weintrinken auf, ebenso wie das Branntweinbrennen.

Im Jahre 1645 endlich entschloss man sich, eine neue Braupfanne anzuschaffen, wozu jeder Brauerbe 24 Groschen Zuschuss leistete, die er nach und nach am Zeichengeld für das Brauen abziehen konnte. Freilich erhöhte man das Zeichengeld um fünf auf 20 Groschen.

Um Kosten zu sparen, braute man jetzt stets zu Dreien oder gar zu Vieren. 30 Parten versorgten sich auch noch am Ende des Krieges mit dem täglichen Biere.

Der Salzschank

In der Wirtschaftsgeschichte Siebenlehns spielt auch die Versorgung mit Salz eine gewisse Rolle. Der Salzschank war in Staatsregie. Freier Salzverkauf war verboten. Aus der staatlichen Salzniederlage zu Meißen wurde das Salz an die Stadt geliefert, die einem Salzverwalter, gewöhnlich einem Kaufmann, die Verteilung des Salzes übergab. Es wurde derjenige bevorzugt, der das Salz zu dem günstigsten Preise abgeben wollte. Da bei dieser Art der Verpachtung für den Salzverkäufer nicht allzuviel zu verdienen war, fand sich nicht immer jemand bereit, den Salzschank zu übernehmen, sodass oftmals eine Amtsperson den Verkauf wenigstens vorübergehend durchführen musste. Immerhin brachte der Salzschank im Jahre 1600 der Stadt 6 Schock, 22 Groschen und 6 Pfennige ein, welcher Verdienst natürlich je nach den Unkosten etwas schwankte.
So rechnete der Rat der Stadt mit dieser sicheren Einnahme und wehrte sich verzweifelt, als ihm 1668 der Salzmarkt entzogen wurde. Noch im Jahre 1672 war die Einnahmen vom Salzmarkte „vacat". Die anschließende Klage des Stadtschreibers in der Ratsrechnung lautet:

> *„Alldieweil der Salzschank dem Gemeinen Wesen entzogen, wodurch denn dem armen Städtlein eine merkliche Hilfe entgehet, denn man nicht weiß, wie eins und das andere, dazu solche Einnahmen sonsten angewendet worden, können bei erwünschtem Zustande erhalten werden".*

Doch hat man auch weiterhin der Stadt eine gewisse Provision gewährt. Trotzdem scheint der Rat der Stadt das Verbot des Verpachtens jahrzehntelang dadurch umgangen zu haben, indem ein Ratsmitglied, oft sogar der Bürgermeister, den Verkauf des Salzes übernahm und der Verdienst dann schließlich doch noch der Stadtkasse zugute kam.
Endlich musste man auch hinter diese Schliche gekommen sein, denn in der Pachtzeit, die damals gewöhnlich sechs Jahre betrug, von 1820 bis 1826, wurde am 24.6.1824 dem Bürgermeister Auster der Salzschank genommen und dem Apotheker Lehmann für 13 Schock und 12 Groschen jährliches Pachtgeld überlassen. Der Krämer Junghanß in Nossen hatte diese rechtswidrigen Zustände angezeigt. Nach königlichem Befehl vom 25.11.1824 durften Nossen und Siebenlehn den Salzschank künftig nicht mehr verpachten. Für den geschehenen Fall wurde die Strafe erlassen.
Siebenlehn hatte jährlich 105 Scheffel und 8 Metzen weißes Salz bezogen. Nach Berechnung der Transportkosten wurde die Metze mit 6 Groschen

und 8 Pfennigen an die Verbraucher abgegeben. Wie das bei anderen Vertrauensämtern gleichfalls Sitte war, musste auch der Salzschänker einen Eid leisten.
Die Salztaxe wurde im 19.Jahrhundert der Bevölkerung durch Aushang in den Gastwirtschaften bekannt gemacht. Im Jahre 1842 werden dabei genannt der Gasthof „Zur grünen Tanne" (später „Schützenhaus""), Hempels Gastwirtschaft (später Restaurant Lößnitz im heutigen Haus Bärsch am Ring) und der Reichelsche Reihschank, der damals gerade aufgemacht hatte.
Im 19.Jahrhundert ging man auch vom Messen des Salzes zum Abwiegen über. Ein Dresdner Scheffel, der 128 Pfund wog, sollte 1822 nicht mehr zu 17 Metzen verkauft werden. Statt einer Dresdner Metze sollten 7'4 Pfund gegeben werden. Dabei wurde verlangt, dass das Salz trocken und sauber aufbewahrt worden war und kein fremdes Salz aus einer anderen als der zuständigen Salzniederlage Meißen verkauft wurde.

Die Siebenlehner Apotheke

Seit wann eine Apotheke in Siebenlehn besteht, ist nicht bekannt, doch muss deren Einrichtung schon einige Jahrhunderte her sein, leistete doch schon am 7.Januar 1728 Herr Johann Gottlieb Moritz, Apotheker allhier, seinen Eid bei seiner Verpflichtung als Apotheker und Bürger des Ortes. Zur Vornahme dieser feierlichen Handlung war er in die Behausung des regierenden Bürgermeisters Clemens Dindorff bestellt worden. Welche Bedeutung man damals der Sache beimaß, geht daraus hervor, dass außer dem Bürgermeister und dem zu vereidigenden Apotheker noch sechs Amtspersonen dieser Amtshandlung beiwohnten, und zwar der Bürgermeister (Stellvertreter) Christian Lößnitz, die beiden Stadtrichter Gottfried Dindorff, Johann Georg Dindorff, der Stadtschreiber Johann Neumann und zwei Ratsherren Peter Krautheinz und Hans Martin Uhlrich.

Der Eid selbst ist in dem Verpflichtungsbuch der Stadt Siebenlehn erhalten geblieben. Ihn aber hier wiederzugeben, ist nicht ratsam, da er aus einem solchen Kauderwelsch von deutschen und lateinischen Brocken zusammengesetzt ist, dass sein Sinn wirklich nicht leicht zu entziffern ist. Diese Art war bei den Amtspersonen beliebt und gab ihnen den Anschein einer größeren Gelehrsamkeit, zumal da man hier einen auch der lateinischen Sprache mächtigen gelehrten Herren den Eid abnahm. Wie mögen aber die biederen Bäcker- und Seifensiedermeister als Ratsherren dabeigestanden haben, die des Lateins gewiß nicht mächtig waren!

In dem Eide versprach der genannte Apotheker Moritz, alle Arzneien zur rechten Zeit zusammenzustellen und rein vorrätig zu haben, insbesondere die Medikamente, die einen Menschen schaden können, keinen unbekannten und verdächtigen Personen auszuhändigen. Aber auch die „*bekannten und rechtschaffenen Leute*“ mussten anzeigen, wozu sie die erkauften Arzneien haben wollten.

Der Apotheker hatte weiter zu beschwören, Armen und Reichen mit gleichem Eifer allezeit zu dienen und da es zugleich sein Bürgereid war, dem Rate gehorsam zu sein, der Stadt Statuten nachzukommen, überhaupt der Stadt Bestes jederzeit fördern zu helfen, die städtischen und staatlichen Steuern redlich zu leisten, eben alles zu tun, wozu ein getreuer Untertan und Bürger der Stadt nach Gewohnheit und Recht zu tun verpflichtete war.

Der Schluss des Eides im damaligen Deutsch lautet:

> *„Alles, was ich geredt und gelobet habe, wie mir das mit unterschiedlichen Worten und Puncten fürgelesen worden ist, das will ich stet, vest unverbrüchlich auch getreulich und ohne Gefährde halten; Als mir Gott helfe durch Jesum Christum seinen Sohn unseren Herrn"*

Später kam die Apotheke in die Hand der Familie Gautzsch, war jedoch 1785 verpachtet, denn am 23.März 1785 wurde der Pächter Christian Gottlob Beuchel als Apotheker mit demselben Eid in Pflicht genommen. Als regierender Consul (d.h. der im laufenden Jahr im Amt befindliche Bürgermeister) zeichnete Johann Samuel Dindorff, während als Stadtschreiber George Gottfried Loewe unterschrieb, beides Namen aus alteingesessenen Siebenlehner Familien.

Im Jahre 1791 findet sich in dem Buche der Verpflichtungen der Eintrag:

> *Registratura,*
> *Am 17.Februar 1791 ist*
> *H.Heinrich Wilhelm Gautzsch*
> *nach Production seiner Censur über das als Apotheker beim H.Sanitato Collegio ausgestandener Examen nach der Fol.15 befindlichen Eidesmotus zum Apotheker allhier verpflichtet worden.*
> *Vorgel. w.o.*
> *Karl Gotthold Maederjan* *Johann Samuel Dindorff*
> *Stadtschreiber* *Cons.reg.*
> *Georg Wendilinus Löwe*
> *Raths - Asesor*

Der 1791 verpflichtete Apotheker Friedrich Wilhelm Gautzsch erhielt am 22.November 1797 vom Kurfürsten Friedrich August für seine Apotheke in Siebenlehn ein neues Privileg, das im Nachfolgendem wortgetreu, auch der Rechtschreibung nach, abgedruckt ist:

> *„Wir Friedrich August von Gottes Gnaden Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen, des Heiligen Römischen Reichs Erz-Marschall und Churfürst, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, auch Ober- und Niederlausitz, Burggraf zu Magdeburg, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf zu der Marck Ravensberg, Barby und Hanau, Herr zu Ravenstein p.*
> *Für uns, Unsere Erben und Nachfolger thun kund, mit diesem Unserem offenen Briefe gegen männiglich; dass Wir, auf des Apothekers zu Siebenlehn,*

Friedrich Wilhelm Gautzschens, unterthänigst beschehenes Ansuchen, demselben für seine daselbst besitzende Apotheke und alle deren künftige Besitzer, das gebetene Privilegium cum jure prohibendi in Gnaden ertheilet,; Thun das auch aus Landesfürstlicher Macht , und von Obrigkeitswegen, hiermit und in Kraft dieses, dergestalt und also dass solange selbige, dem gemeinen Wesen zu Besten, im tüchtigen Stande unterhalten wird, niemanden anders in und bey der Stadt Siebenlehn eine zweyte Offizin anzulegen erlaubt seyn solle.

Es hat aber dafür ermeldeier Gautzsch, so wie der jedesmahlige künftige Besitzer der Apotheke einen jährlichen Canon von Vier Thalern zu Unserm Amte Noßen zu entrichten auch solche jederzeit in guten Stande zu erhalten, mit geschickten Leuten, auch frischen und tüchtigen Medicamenten zu versehen, letztere um billigen Preiß zu geben, und niemanden zu übersezen, damit widrigenfalls nicht jemanden Unheil zugezogen, oder sich zu beschweren Anlaß gegeben, und Wir sodann dieses Privilegium hinwiederum aufzuheben bewogen werden mögen.

Wir gebiethen hierauf allen jezigen und künftigen Creyß Haupt- und Amtleuten, insonderheit aber dem Beamten zu Noßen, hierauf allen Fleißes Acht zu haben, und ermeldeten Gautzsch, auch alle künftigen Besitzer der Apotheke zu Siebenlehn bey diesem Unserm Privilegio bis an Uns zu schützen, zu schirmen und zu handhaben, damit sie sich deßelben, ohne jemandes Eintrag geruhiglich gebrauchen mögen; Jedoch Uns, Unseren Erben und Nachkommen, an Unseren Hohen Landesfürstlichen Regalien und Gerechtigkeiten, wie die Nahmen haben, auch sonst männiglich an seinen Rechten ohne Schaden; Inmaßen Wir auch Uns, Unseren Erben und Nachkommen, solch Privilegium nach Gelegenheit der Zeit und Umstände zu mehren und zu mindern, auch gantz hinwiederum aufzuheben, hiermit ausdrücklich vorbehalten. Treulich und sonder Gefährde.

Zur Urkund haben Wir Uns eigenhändig unterschrieben, und Unser größeres Insiegel wissentlich hieran hängen lassen. So geschehen und gegeben zu Dreßden am Zwey und Zwanzigsten Monats-Tage Novembris, nach Christi Jesu, Unseres lieben Herrn, einigen Erlösers und Seligmachers Geburt, im Eintausend Siebenhundert und Sieben und Neunzigsten Jahre.

Friedrich August
Friedrich Adolph von Burgsdorff
Johann Friedrich Gotthelf Arnold, S.

Die Satz- und Wortstellung freilich, an unserem jetzigen Deutsch gemessen, ist nicht eben flüssig und leicht und erfordert vom Leser schon ein leidliches Verständnis und eine pietätvolle Rücksicht auf jene Zeit und jene amtswürdige Sprache unserer Urgroßväter. Ebenso würdig ist auch die Größe des in einer anhängenden Holzkapsel aufbewahrten *„größeren Insiegels“* des Kurfürsten, das der Größe eines Kompottschüsselchens nichts nachgibt.

Lange scheint aber dieser Apotheker Gautzsch die hiesige Offizin nicht gehabt zu haben, denn am 26.März 1810 stirbt nach einem Eintrage im hiesigen Kirchenbuche der Bürger, Apotheker und Besitzer der hiesigen Apotheke Ernst Gottlob Burkhardt im allerdings jugendlichen Alter von 37 Jahren am „Faulfieber” und wird in aller Stille beigesetzt. Er hinterlässt eine Witwe und zwei Söhne.

Noch in demselben Jahre, am 8.Oktober 1810 (gerichtlicher Kauf 1.11.1810) kauft der Apotheker Carl Christian Traugott Lehmann die Apotheke mit dem am 22.November 1799 erworbenen Privilegio cum jure prohibendi. Zu seiner Zeit führte die Siebenlehner Apotheke den Namen *„Mohrenapotheke“*. Lehmann heiratete in eine angesehene Siebenlehner Familie und scheint wohlhabend, aber auch kinderreich gewesen zu sein. Im Jahre 1830 war er gleichzeitig Begüterter in Breitenbach (Inhaber von Gelbrichs Gut) und es starb ihm das zwölfte Kind erster Ehe. Am 1.November 1835 verkauft er die in der Endgasse Nr.9 des Brandkataster- Registers zwischen den Haubold'schen und Kühnel'schen Wohnhäusern gelegene *„Mohrenapotheke“* an den aus Geußnitz, zur Zeit aber als Provisor in der Apotheke zu Lommatzsch angestellten Apotheker Christian Heinrich Kleeberg für 10000 Taler, der sie jedoch nur drei Jahre besaß, denn bereits am 25.September 1838 (gerichtlicher Kauf vom 8.10.1838) geht die Apotheke mit allen Medizinalwaren, wie sie stand und lag oder nach dem damaligen Ausdrucke *„mit alledem“*, was in den Gebäuden erd-, wind-, niet-, wand-, mauer-, wurzel-, klammer- und nagelfest ist und mit allen darauf haftenden Gerechtigkeiten, Nutz und Beschwerungen, besonders 22 vollen Schocken an den früheren Provisor in Dresden, den Apotheker Albert August Walcha über.

Carl Christian Traugott Lehmann, ehemaliger Apotheker und nachheriger Gutsbesitzer, starb 1844 im Alter von 55 Jahren und einem Monat an Lungenkrankheit und wurde in der Familiengruft seines Herrn Schwiegervaters in Siebenlehn beigesetzt.

Mit dem Besitzerwerb der Apotheke 1838 durch Albert Walcha kam diese an die in unserer Stadt wohlbekannte und geachtete Familie Walcha, die fast seit 100 Jahren dieselbe in Besitz gehabt hat. Nach dem dieser erste hier in Siebenlehn ansässige Vorfahr der Familie die Apotheke 35 Jahre innegehabt hatte, verpachtete er sie 1870 seinem Sohne Otto Walcha, welcher sie bis zu seinem Tode 1898 besaß. Der Vater, Albert Walcha, lebte nach der Übergabe der Apotheke an seinen Sohn Otto noch neun Jahre im Ruhestand und starb 1879. Nach Otto Walchas Tod im Jahre 1898 wurde die Apotheke drei Jahre bis 1901 durch Provisor Apotheker Eduard Tacke verwaltet, der sie, zugleich Schwiegersohn des vorigen werdend, am 1.Oktober 1901 pachtweise übernahm und sie bis zu seinem 1911 erfolgten Tode fortführte. Auch dann blieb sie noch in den Händen der Familie, wurde in der ersten Zeit wieder durch einen Provisor verwaltet, später aber an den Apotheker Wolf und nach dessen Tode an den Apotheker Scheibe verpachtet, bis sie am 1.September 1927 durch Kauf in die Hand des Apothekers Karl Knab überging.
Nachdem der Name *„Mohrenapotheke“* in Vergessenheit gekommen war, führt sie unter dem neuen Besitzer den Namen *„Bergstadt-Apotheke“* und versorgt unsere Stadt und die Umgebung mit den für die Wiedergesundung der leidenden Menschen nützlichen Mitteln. Dass auch an diesem Hause, Geschäft und Grundstück die Zeiten nicht spurlos vorübergehen konnten, ist selbstverständlich, macht sie doch heute einen durchaus zeitgemäßen und neuen Eindruck. Einige der alten berühmten Büchsen der Apotheke aber haben ihren Weg in unser Heimatmuseum gefunden und zeugen von Urgroßvaters Offizin.

Hier möge eine Anekdote ihren Platz finden, die dem 2. Bande des Heimatbuches „Zwischen Chemnitz und Freiberg“ entnommen ist und sich in der Siebenlehner Apotheke zugetragen haben soll.
Im benachbarten Pappendorf hinter dem Zellwald lebte im 19.Jahrhundert ein Landarzt Friedrich Theodor Kötteritsch, der als Original weit und breit bekannt war. Doch soll hier nur die Geschichte erzählt werden, die sich bei uns zugetragen hat.
Doktor Kötteritsch war zum Berghäuer Schulz in Obergruna gerufen worden, dessen Frau von einer Krankheit befallen war, deren Heilung nur allmählich vor sich gehen konnte. Und da war der Häuer in seiner Angst auch zum Siebenlehner Arzt gelaufen, der nun wiederum drei Wochen die kranke Frau behandelte. Doch wollte sich keine Besserung zeigen. So

schickte denn Schulz wiederum nach Pappendorf den Doktor Kötteritsch bitten zu lassen. „Rache ist süß" zuckte es um dessen Mundwinkel, als er den Kopf unter den niedrigen Türbalken bückte. „Jaja ….Hmhm … soso… ää" klang es von Zeit zu Zeit durch seine fest gepressten Lippen. Sein kundiges Auge merkte die fortschreitende Besserung. Bald würde die Kranke erlöst sein. „Aber Rache wird genommen!" Kötteritsch fühlte an seine Brusttasche: „Gebt mal Tinte und Papier her! Ich habe mein Schreibzeug vergessen." sagte er zum Häuer. Der kramte aus einer Fensterecke ein verstaubtes Fläschlein, aber die Tinte war eingetrocknet. Nach einigem, von vorherein vergeblichen Suchen im Brotschrank und in der großen Lade brummte der Häuer: „Ich fing nischt, reene garnischt!" „Na, ein Stückchen Kreide habt Ihr doch!" sprach der Doktor und zeigte auf ein Wandbrett. Eiligst reichte es ihm der Mann, froh des vergeblichen Suchens ledig zu sein. Kötteritsch nahm die Kreide, ging hinaus, schlug einen Fensterladen herum und schrieb das Rezept darauf. Der Häuer sperrte das Maul auf. Schon aber tönte vom Wagen herunter die Vorschrift: „Nun holt mal schnell den Schiebbock, Schulz, und fahrt den Laden nach Siebenlehn zum Apotheker! Aber rasch, denn Eure Frau bedarf dringender Linderung. Ich komme morgen wieder! Hü!" Da stolperte der brave Schimmel des Doktors davon.

Der Häuer kratzte sich eine Weile hinter dem rechten Ohr, dann hing er das eigenartige Rezept aus, brannte sich eine Pfeife an und schob seinen Schiebbock nach Siebenlehn zu. Dort schüttelte der Apotheker erst verwundert den Kopf, als ein Mann einen Fensterladen zur Tür hereinschleppte, doch die Schrift des lustigen Landarztes erkennend, lachte er aus vollem Halse, holte ein fingerlanges Büchslein mit Pillen und stellte es draußen dem Häuer in den Schubkarren mit den Worten: „Ihr werdet es schon gut nach Hause bringen!" Dem abrollenden Gefährt sah er noch eine Weile nach und sagte: „Ein Luder ist doch der Kötteritsch!"

Die Verantwortung für den Bericht wollen wir dem Erzähler überlassen.

Die Märkte der Stadt

Dem Warenaustausch sowohl der Bürger untereinander wie auch dem zwischen Stadt und Land dienten die Märkte. Hierbei muss wieder der frühesten Nachricht gedacht werden, nach welcher Siebenlehn bereits 1106 Marktgerechtigkeit hatte, also bereits Marktflecken gewesen wäre. Freilich, diese einzelne Nachricht eines alten Geschichtsschreibers wird angezweifelt, weshalb wir uns mit dieser Erwähnung begnügen müssen. Als der Ort aber 1370 die Stadtgerechtigkeit erhielt, wurde ihm ein Wochenmarkt verbürgt, den man anfangs sonntags hielt, der jedoch wahrscheinlich infolge Bedeutungslosigkeit einschlief und durch neue Begnadigung und Verleihung dieser Statuten durch Herzog Christian II. im Jahre 1604 abermals eingeführt, aber auf den Montag verlegt wurde.
Nach den Statuten von 1505 soll kein Wiederverkäufer auf dem Markt einkaufen, auch nicht in den Häusern, *„der es wieder verkaufen will, es sei welcherlei es sei, es sei denn, dass der Saiger zwölf geschlagen hätte oder der Markt zugegangen wäre*". Wo der Stadtknecht einen darüber ergriffe, solle er ihm die Ware wegnehmen.

Bedeutender als die Wochenmärkte waren die Jahrmärkte, deren schon 1600 Siebenlehn vier im Jahre hatte. Auf dem Jahrmarkt zu Palmarum 1601 wurde 1 Schock, 30 Groschen und 3 Pfennige Stättegeld eingenommen, am zweiten Jahrmarkt am Montage nach Crucius in der Wollschur 1 Schock, 16 Groschen und 2 Pfennige, am dritten Markttage am Montag nach Kreuzes Erfindung (Kirmesmarkt) 1 Schock, 37 Groschen und 3 Pfennige und am Thomasmarkte wenige Tage vor Weihnachten 1 Schock, 20 Groschen und 3 Pfennige. Da die Standgelder meist nur Pfennigbeträge waren, müssen die Märkte gut besucht gewesen sein.
Aus der frühesten Zeit von 1385 ist eine Nachricht darüber bekannt. Damals war das Standgeld wahrscheinlich noch nicht eingeführt oder noch nicht genormt. Als aber die Siebenlehner nach der Gründung einer Kapelle im 14.Jahrhundert diese einrichteten, verlangten sie von den Tuchmachern, die hier auf dem Markte ihr Tuch verkaufen wollten, eine Umsatzsteuer. Nach Erkenntnis des Amtmannes von Freiberg mussten sie sich dann bequemen, von jedem Stück Tuch einen Heller für den Unterhalt der Kapelle zu zahlen. Bei dieser Gelegenheit werden Bürgermeister und Richter der Stadt erwähnt. Ersterer, damals Schöppenmeister

genannt, war Nicol Heinkelmann und der Richter Paul Gernfarth. Geschehen ist es am Tage Phillippi und Jacobi im Jahre 1388.

Die regelmäßige Abhaltung der vier Jahrmärkte wurde während des Dreißigjährigen Krieges mehrfach unterbrochen. So hören wir von geringen Einnahmen der Märkte in den Jahren 1629 bis 1630 als die Pest grassierte und 1632/33 als die Kroaten in Siebenlehn eingefallen waren. Noch 1640 werden die geringen oder ganz ausgebliebenen Einnahmen in der Stadtrechnung mit den Worten begründet *„weil kein Markt gewesen“*. An der Wollschur 1641 *„ist kein Markt der Kriegsunruhe halber gehalten worden”*.
Endlich ging die Kriegszeit zu Ende und die vier Märkte wurden wieder, allerdings mit geringerem Einkommen an Standgeld, gehalten, bis sie in dem Jahrzehnt von 1650 bis 1660 wieder ertragreicher wurden. 1670 wurde bei der geringen Einnahme vermerkt: „Am Thomastage, drei Tage vor Weihnachten, hat es den ganzen Tag geschneit und ist gar bös Wetter, dass die Krämer nicht haben können auslegen, auch niemand vom Lande fast können zum Markte kommen“. Am Wollschurmarkte 1696 sind die *„Roßweinischen Tuchmacher außenblieben“*. Einmal im Jahre 1716 hatte auch der gleichzeitige Markt in Freiberg bewirkt, dass etliche dreißig Buden leerstanden. Im Allgemeinen aber haben sich die vier Märkte bis in das 19.Jahrhundert erhalten.
Als im Jahre 1848 der Siebenlehner Markt gepflastert worden war, brachte das einige Änderungen für die neue Budenordnung mit sich. Die Töpfer, die bisher auf dem Marktplatze ihre Ware feilhielten, wurden künftig auf den Ring verwiesen an die Schneidersche Schankwirtschaft. Die Kürschner und Beutler, die auf der Marktgasse feilgehalten hatten, durften in Zukunft ihre Stände auf dem Marktplatz aufschlagen und die Mützenmacher, die bisher auf der Endgasse (Reinsberger Straße) waren, kamen mit auf den Marktplatz. Wahrscheinlich wurde der Markttag wegen geringerer Beschickung auf dem neugepflasterten Marktplatz zusammengezogen und nur der verkehrsruhige Ring mitverwendet.
Die Stände mussten künftig vor Beginn des Marktes beim Bürgermeister Haupt auf der Neugasse Nr.20 (Albertstraße) gegen Quittung gelöst werden. Der Marktmeister kontrollierte dann die Scheine auf dem Markte. Wer keinen vorweisen konnte, wurde mit Verdopplung der Kosten bestraft.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden die Jahrmärkte eingeschränkt. Siebenlehn wehrte sich dagegen mit der Begründung, dass

kleine Städte dadurch veröden müssten. Um die Jahrhundertende war der Marktverkehr in Siebenlehn schon ziemlich bedeutungslos geworden, so dass eine Marktordnung überflüssig geworden war und die Jahrmärkte eigentlich nur noch Belustigungsgelegenheiten wurden und den Charakter ernsthaften Warenaustausches verloren. Kein anderer als der letzte Bürgermeister des letzten Jahrhunderts hatte diese Meinung in einem Schreiben an den Nossener Stadtrat geäußert.

Nach dem ersten Weltkrieg gingen die Märkte in Siebenlehn völlig ein. Am 17.Dezember 1922 fand in Siebenlehn der letzte Jahrmarkt statt, auf welchem nur die Bude der bekannten Frau Eckert mit süßen Waren aufgeschlagen war.

Siebenlehner Kirchengeschichte

Die geistlichen Bedürfnisse der Bevölkerung wurden in frühester Zeit nur von der Kirche bestritten und gepflegt; später auch von der Schule, die wohl überall ein Kind der Kirche war.

Die Berggemeinde Siebenlehn hielt sich seit alter Zeit zur Pfarrkirche in Nossen. Erst gegen Ende des 14.Jahrhunderts, als der Berg- und Marktflecken im Jahre 1370 Stadtrecht erlangt hatte, wurde in Siebenlehn eine Kapelle errichtet. Das lässt verschiedene Schlüsse zu, vor allem den, dass die Erzausbeute in den Gruben nicht allzureiche Erträge brachte. Zu den tiefen Erzlagern konnte man mit den damaligen Hilfsmitteln nicht vorstoßen. Sonst hätte man wohl bei dem frommen Sinn der Bergleute schon früher eine eigene Kirche erbaut und sich von jeder Abhängigkeit von der Nossener Pfarrkirche freigemacht. Siebenlehn war ja verbrieft, mindestens seit einem halben Jahrhundert Gemeinde, wenn nicht schon weit früher. Einem Streitfall verdanken wir die Nachricht von der ersten Kirche. 15 Jahre nach Erwerb des Stadtrechtes, verlangte man 1385 auf den Siebenlehner Märkten eine geringe Umsatzsteuer von den Verkäufern, deren Ertrag der neuen Kapelle zugutekommen sollte. Die Roßweiner Tuchmacher, die ständig die Siebenlehner Märkte besuchten, weigerten sich dieses Geld zu bezahlen, wodurch sich eine Zwistigkeit mit dem Stadtrat zu Siebenlehn ergab. Der Amtmann von Freiberg, Bergmeister Petzsch Rabere, der zugleich als Amtmann Siebenlehn verwaltete, bestimmte aber, dass jeder Tuchmacher, der seine Stoffe auf dem Siebenlehner Markt verschneiden wollte, einen Heller für die neue Kapelle an die Stadt zahlen musste. Der Gottesdienst in der neuen Kapelle wurde von Nossen aus bestellt.

Erst 70 Jahre nach der Stadtwerdung kauften sich die Siebenlehner von der Nossener Kirche frei. Die Selbständigkeit der Pfarre verdankten die Siebenlehner Bürger dem Freiberger Münzmeister Liborius Senftleben, der 30 Schock zur Ablösung der Siebenlehner Kirche gab, worüber zu Zella der Abt Vicentius quittierte.

Siebenlehn stand unter der Regentschaft des Markgrafen Friedrich, der es zuließ, dass von 1439 an die Häuser der Stadt mit 150 Gulden belastet wurden. Von jeder Mark waren drei Pfennige Zinsen zu zahlen. So konnte der Pfarrer jährlich mit 66 Groschen entschädigt werden. Das war sein Gehalt vom Rate, wozu allerdings noch andere Einnahmen kamen. Zwei Jahre darauf, 1441, wurde die Pfarre vom Bischof konfirmiert.

Die damalige Kirchengemeinde deckte sich nicht mit der heutigen, denn das Dorf Breitenbach gehörte nicht dazu. Es war ein Teil des Grundbesitzes des Schlosses Nossen und kam 1430 mit demselben zum Kloster Altzella. Auch Siebenlehn geriet nach und nach unter Klosterherrschaft, indem mehrfach einzelne Rechte an und in der Stadt vom Markgrafen an das Kloster abgetreten wurden, so in den Jahren 1388, 1430 und 1436. Doch ist nicht bekannt, inwieweit auch die Rechte der Kirche dabei betroffen wurden. Jedenfalls aber erwarb das Kloster auch sie.
Im Jahre 1475 erfuhr die Siebenlehner Kirche eine Erneuerung und Verbesserung, nachdem der Bürger Donath Hofmann im Vorjahre sechs Schwertschock und ein Haus zur Einrichtung einer Frühmesse gestiftet hatte, was aber zu deren Ausstattung nicht reichte. Das Haus wurde zu diesem Zwecke von den Abgaben befreit und die noch benötigten 150 Gulden auf die Häuser geliehen. Am 1.November 1475 wurde unter dem päpstlichen Pfarrer Johannes Kornworm, der aus Konstappel gebürtig war, der erste Frühmessner angenommen und die erste Frühmesse gelesen.
Die Beleihung der Häuser mit 150 Gulden, die zur Errichtung der Frühmesse notwendig geworden war, bürdete den Bürgern schwere Lasten an Zinsen auf, sodass sie ihre Häuser nicht mehr im erforderlichen baulichen Zustand erhalten konnten und viele Gebäude zu zerfallen drohten. Dadurch sah sich der Freiberger Amtmann Apel Rülke als unmittelbarer Vorgesetzter der Gemeinde genötigt, beim Bischof in Meißen Johannes von Salhausen, die zeitweise Abschaffung der Frühmesse durchzusetzen. Das war umso eher möglich, als die Messe überhaupt noch nicht bestätigt war, wenn auch der Bischof von ihrer Einrichtung wusste. Der Altarist oder Messpriester hatte an ihn die üblichen Abgaben entrichtet und nun gab es durch das Eingreifen des Amtmannes kurz vor 1500 fünf Jahre lang keinen Frühmessner mehr, bis der Pfarrer Johannes Eberer 100 alte Schock Groschen zu einer wöchentlichen Messe stiftete. Noch fehlten 40 Gulden zur Fundierung des Messneramtes, die aber die Stadt selbst aufbrachte. Ein Frühmessner (Hilfsgeistlicher) wurde wieder angestellt und zu seinem Dienste mit dem nötigen Brot, Wein und Geleucht versehen.
Bei dieser Gelegenheit zeigte sich auch die erste Spur einer Schule in unserer Stadt, denn der Schulmeister verordnete ihm dazu einen Ministranten oder Gehilfen, jedenfalls einen Schulknaben. Dass es kurz vor 1500 hier einen Schulmeister gab, ist die einzige Nachricht von einer Schule in Siebenlehn vor der Reformation.

Nun wurde die Messe endlich vom Bischof in Meißen bestätigt. So amtierten also in Siebenlehn zwei Geistliche, neben dem ordentlichen Pfarrer noch ein Frühmessner. Außer den beiden genannter katholischen Pfarrern Johannes Kornworm, der 1475 und 1482 als Pfarrer von Siebenlehn genannt wird, und seinem Nachfolger Johannes Eberer, dem Stifter der Frühmesse, ist noch dessen Nachfolger Benediktus Tölz von Colditz dem Namen nach bekannt. Die Kirche zu Siebenlehn gehörte in der katholischen Zeit neben 19 anderen Kirchen zum Erzpriesterstuhl Roßwein (entspricht heute etw. der Ephorie) und somit zur Probstei Meißen.
Im Jahre 1500 wurde die Stadt ganz dem Kloster untertan und damit - wenn nicht schon eher – auch die Kirche und blieb es bis zur Einführung der Reformation und der Aufhebung des Klosters Altzella 1539. Dann wurde Siebenlehn selbständige amtssässige Stadt, während Breitenbach mit der Herrschaft Augustusberg vereinigt wurde und dadurch zur Kirche in Nossen gehörte.
Dass hier in Siebenlehn, ebenso wie das in katholischen Orten heute noch vielfach zu sehen ist, sogenannte „Martel“ gestanden haben, erfahren wir aus einem Bericht über einen Streit zwischen Siebenlehn und Breitenbach am Ende des 15. Jahrhunderts, in welchem erwähnt wird, dass ein gewisser Mileß bei seinem Hause *„unter der Marter“* zur linken Hand einen alten Schacht zugeschüttet und einen Garten daraus gemacht habe. Ein Heiligenbild war auch das *„Hohe Bild“* im Zellwald oder die *„Schöne Magdalene“*, die in der Nähe des großen (Wege)Kreuzes gestanden hat.

Alle diese Zeichen aus katholischer Zeit fielen, als im Jahre 1539 Heinrich der Fromme im Herzogtum Sachsen zur Regierung kam, der bereits vorher als Herr von Freiberg den evangelischen Glauben Luthers angenommen hatte, während sein Bruder, Herzog Georg der Bärtige, zu dessen Land Siebenlehn bis dahin gehörte, bis zu seinem 1539 erfolgten Tode streng katholisch blieb, die Klöster schützte und stützte und nicht duldete, dass Mönche und Nonnen die Klöster verließen. Mit dem Regierungsantritt Heinrichs öffnete sich die Klosterpforte Altzellas und ihre Einwohner wurden dem Leben wiedergegeben, sofern sie es nicht vorzogen, freiwillig wieder hinter Klostermauern zu leben. Viele Mönche verließen Alt-Zella und dienten der Menschheit weiter als nunmehr evangelische Geistliche in vielen Orten der Umgebung.
Der erste evangelische Pfarrer von Siebenlehn war Jacobus Wohlleben aus Großenhain; er kam von Obergruna nach Siebenlehn. Als Besoldung

erhielt er vom Rate 6 Schock Groschen jährlich, 18 Groschen Zins aus dem Dorfe Brockwitz, wohin die Stadt wahrscheinlich ein Kapital verborgt hatte, ferner 58 Groschen vom Salve, 20 Groschen vom Rosenkranz von der Kirche, 30 Groschen von vier Anniversarien von den Kirchenvätern, 5 Groschen von der Kirche, 46 Groschen und 6 Pfennige Zinsen von den in Siebenlehn und Umgebung außenstehenden Kapitalien und Kühen, 3 Groschen von der „ewigen Kuh" vom Pfarrer in Neukirchen, 9 Groschen Missales von jedem Hauswirt, 1 Schock von Kommunikanten auf vier Quartale und zwei Pfund Wachs.
Seine Wohnung scheint nicht gerade in gutem Zustande gewesen zu sein. Zu seiner Nutzung gehörte ein Garten, ebenso die Grasnutzung auf dem Kirchhofe. Als besonders wertvolles Inventarstück der Pfarre wird nach dem Befunde einer Kirchenvisitation eine Bibel erwähnt. Man muss wissen, dass damals die Bibeln nicht so allgemein leicht zu beschaffen waren wie heute und auch in vielen Bürgerhäusern nicht gebraucht werden konnten, da man nicht überall zu lesen verstand. Damals war eine Bibel noch ein besonderes Wertstück.

Das Einkommen der Kirche selbst betrug 33 Groschen von 11 Schock Stammgeld (ausgeliehenes Kapital), 6 Groschen Zinsen von Häusern, 8 Gulden von 200 Gulden Stammgeld, das die Stadt dem Kaspar Marschalk zum Bieberstein geliehen hatte, 24 Schock und 40 Groschen erkauftes Geld mannhaftige Schuld, 3 Groschen Pfannenzins von jedem Bier, das die Besitzer der brauberechtigten Häuser in dem Gemeindebrauhause brauten, und endlich drei Pfund Wachs von drei Häusern. So flossen der Kirche Einnahmen oft aus Quellen zu, die an und für sich nichts mit ihr zu tun hatten, aber bei dem kirchlichen Sinne unserer Vorfahren sehr erklärlich waren. Es musste zum Beispiel ein Handwerker, der das Meisterrecht erwarb, neben anderen Unkosten an die Innung auch zwei Groschen an die Kirche zahlen. Andererseits wurden aber auch der Kirche Lasten auferlegt, die nach heutiger Anschauung ihr nicht zukamen. So hatte die Siebenlehner Kirche in der zweiten Hälfte des 16.Jahrhunderts die Brücke bei der Beiermühle in baulichem Zustande zu erhalten. Das ist wohl nur damit zu erklären, dass sie Interesse gehabt hätte, einen Kirchweg von jenseits der Mulde zu haben.

Der erste evangelische Pfarrer Jacobus Wohlleben war nur zwei Jahre von 1539 bis 1541 hier und sein Nachfolger Georg Güllner, 1515 in Roßwein geboren und dort bis 1541 Presbyter, wird gar nur in diesem Jahre als Pfarrer

von Siebenlehn erwähnt. Wer in den nächsten zehn Jahren hier Pfarramtsverwalter und Seelsorger war, ist nicht bekannt. 1551 war Erhard Prätorius, mit seinem deutschen Namen Schulze, aus Marbach hier Prediger, der zuvor Schulmeister in Hainichen war, doch auch schon zwei Jahre später als Diakonus nach St. Nicolaien in Freiberg ging. Nach ihm verwaltete die hiesige Pfarrstelle Jacobus Milvius (Geier) aus Borna sechs Jahre bis er 1559 Pfarrer in Nossen wurde. Der nächste, Joseph Zeuner, Sohn des Superintendenten in Freiberg, hielt hier länger aus, von 1559 bis 1572, während Magister Gregor Wetzel aus Dresden wiederum nur von 1572 bis 1574 im Siebenlehner Pfarramt blieb. Die meisten dieser evangelischen Geistlichen hatten ihre Bildung in Wittenberg an Luthers Universität empfangen. Pfarrer Matthias Wölfel aus Schönbach bei Colditz, der 1574 das hiesige Pfarramt antrat, blieb bis über das Ende des 16.Jahrhunderts hier, nahm aber ein schlimmes Ende. Mit seinem Schwiegersohne, dem Kantor Jacob Kühne und dem Bader der Stadt war er nach Eula „zu Biere“ gegangen und geriet in der Trunkenheit auf dem Heimwege mit seinem Schwiegersohn in Streit, den er mit einem spitzen Hammer erschlug. Zwar floh er, wurde aber bald in das Gefängnis nach Freiberg gebracht, wo er in Haft im Jahre 1606 starb. Dem erschlagenen Schulmeister Jacob Kühne gibt der Geschichtsschreiber das Zeugnis eines „stillen und frommen Menschen“.

Aus der Amtszeit des Pfarrers Wölfel ist in einer alten Stadtrechnung sein Einkommen aufgezeichnet. Er bekam im Jahre 1601 für jede Woche 18½ Groschen Besoldung, was für dieses Geschäftsjahr vom 17.12.1600 bis 9.11.1601 insgesamt 15 Schock, 42 Groschen und 6 Pfennige ausmachte (1 Groschen = 12 Pfennige), wirklich kein fürstliches Gehalt nach unseren Begriffen, wenn er auch daneben noch andere Einnahmen gehabt haben mag. So erhielt er ein Holzdeputat aus dem Zellwalde und Gnadenkorn aus dem Amte Nossen, das ihm die Gemeinde mit dem Geschirr von Nossen zu holen hatte. Einnahmen aus den kirchlichen Handlungen werden wohl ebenso und zwar direkt in seine Tasche geflossen sein. Ferner unterhielt die Stadtgemeinde Kirchturm und Pfarrhaus. Ersterer hatte bereits eine Schlaguhr, für die in der Stadtrechnung jährlich zwei Groschen Baumöl zum Schmieren eingesetzt waren, wie auch Reparaturen am Kirchturm ausgeführt wurden. Der Schmied lieferte Blech dazu. Im Pfarrgarten wurde in diesem Jahre eine Mauer gebaut, worauf der Zimmermann mit seinen Gesellen einen „Krüppel“, d.i. eine Bedachung

setzte. Im Pfarrhaus wurde ein neues Fenster gemacht, in der Badestube ein Kachelofen gesetzt und die Ofenblase (Wasserpfanne) ausgebessert.
Soweit die aus der Stadtrechnung ersichtlichen Reparaturen, die beweisen, dass die Stadtverwaltung um das Jahr 1600 die volle Unterhaltungspflicht des Kirchturmes und der Pfarre, aber nicht des Kirchgebäudes hatte, ebenso wie sie Rathaus, Büttelei, Totengräberhaus und Hirtenhaus, Brau- und Malzhaus zu bauen und in baulichen Zustand zu erhalten hatte. So wurden eben auch Pfarrer und Totengräber, wie in den anderen wirtschaftlichen und kulturellen Einrichtungen der Gemeindebüttel (Ratsdiener), der Gemeindehirt und der Röhrmeister, zum Teil auch der Schulmeister (aber nur als Gemeindeschreiber), bezahlt. Eine strikte Trennung von kirchlicher und politischer Gemeinde kannte man also nicht.

Durch das unselige Vorkommnis zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn beim gemeinsamen Wirtshausbesuch ward die Stadt Siebenlehn gleich zwei seiner Beamten los, den Pfarrer und den Schulmeister. Der Wechsel in diesen Ämtern kostete der Gemeinde eine ganze Menge Geld. Die Unkosten der Proben und des Umzugs bei Anwesenheit hoher Persönlichkeiten nötig, bestritt schon damals die Gemeinde. In der Pfarre machten sich auch allerhand Ausbesserungen nötig. 15 Schock, 36 Groschen und 1 Pfennig kostete es die Stadt, die Pfarre in den notwendigen baulichen Zustand zu versetzen, damit der neue Pfarrer einziehen konnte. Die Umzugskosten betrugen 3 Schock, 47 Groschen und 3 Pfennige, da der künftige Seelsorger Nicolaus Heinemann, gebürtig aus Sonnenburg bei Koburg, von Harthau bei Chemnitz geholt wurde.
Die Schule besorgte für ein Vierteljahr David Liebe, der dafür 1 Schock, 1 Groschen und 3 Pfennig erhielt, bis noch in demselben Jahr Caspar Döring zugleich als Stadtschreiber und Schulmeister angestellt wurde und der ein ganzes Menschenalter bis 1650 hier lebte und somit die volle Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit all ihren Wechselfällen und Schrecknissen in unserer Gemeinde überdauerte. Freilich scheint er von 1634 entweder nicht mehr im Schulamte tätig gewesen zu sein oder er hat einen Gehilfen gehabt, denn eine alte Stadtrechnung weist aus, dass 1634 ein neuer Schulmeister aufgenommen wird, dem auch die „Stadtschreiberei“ mit übergeben wird. Am 6.Juni 1634 holte man ihn von Zella ab.
Caspar Döring erlebte nicht weniger als fünf Ortspfarrer. Außer dem gleichzeitig mit ihm angestellten Nicolaus Heinemann bis 1618, für drei

Jahre bis 1621 den Magister Tobias Musculus aus Bärnsdorf, der von hier nach Wilsdruff kam. Dann folgte 1621 bis 1627 Theophilus Lehmann, geboren 1584 in Hainichen und gestorben 1632 in Freiberg an der Pest, sodann 1627 bis 1633 Abraham Pezold aus Drehbach, den ebenfalls die Pest hier wegraffte und endlich von 1634 an Pfarrer Joh. Briesnitzer aus Großenhain, an dem der langlebige Schulmeister Döring seinen Meister in der Amtsdauer fand, denn Breisnitzer brachte seine Amtsdauer auf 58 Jahre, war also bis 1692 hier Pfarrer. Er hatte allerdings von 1667 an nacheinander zwei Substituten (Amtsvertreter) im Kirchendienste.

Dass die Kirche die traurigen Schicksale der Gemeinde während des Dreißigjährigen Krieges teilte, ist verständlich. Bei dem großen Brande am 28.September 1620, den der Schuhmacherlehrling Matthias Herbst im Hause seines Meisters legte, brannte sie mit der Schule, dem Rathaus und den meisten Wohnhäusern der Stadt ab.
Die unverzagten Bürger bauten zwar wieder auf. Auch die Kirche stand bald wieder. Aber nun traf Schlag auf Schlag unsere Gemeinde und die Kirche wurde schwer in Mitleidenschaft gezogen. Nachdem 1629 die Pest eine große Anzahl Bürger dahinraffte und vermutlich ein besonderer Pestfriedhof in den heutigen „Gottesackerfeldern“ angelegt werden musste, brach abermals großes Unglück mit der Verwüstung durch die kaiserlichen Soldaten herein, die in dem evangelischen Sachsen unmenschlich hausten und bei ihrem Abzuge 1632 die Stadt in Brand steckten. Die Kirche sank abermals in Schutt und Asche. Die Gemeinde war bettelarm geworden. Mühsam lasen aus dem Brandschutt die Jungen der Stadt Reste der geschmolzenen Glocken heraus. Für jedes Pfund Metall wurden ihnen drei Pfennige gegeben. So weist die Jahresrechnung 1634/35 eine Ausgabe einmal für 24 Pfund, ein andermal für 26 Pfund und ein drittes Mal für 16¼ Pfund altes Glockenmetall auf. Eine alte Viertelтonne wurde gekauft und vorgerichtet, um das Metall zu sammeln und noch in demselben Jahre begaben sich zwei Viertelmeister als Vertrauenspersonen nach Freiberg zu dem Glockengießer Hilliger, um wegen des Gusses zweier neuer Glocken zu verhandeln. Eine Schlaguhr konnte sich die Gemeinde aber nicht mehr leisten. An deren Stelle wurden zwei Sonnenuhren angebracht.
Für die ganze Stadt wandte sich der Rat an den Kurfürsten, um das nötige Bauholz aus dem Zellwalde im Gnadenwege umsonst zu erhalten. Ein Zimmerermeister schätzte den Bedarf für die Kirche damals auf 148

Stämme und zwar 20 Balkenhölzer, 20 Ziegelsparren, 60 Röhrhölzer (Bezeichnung für eine gewisse Holzstärke), 20 Strohsparren und 8 Schindelbäume. Bei diesen Aufzeichnungen erfahren wir die Größe des Gotteshauses. Es sollte 40 Ellen lang und 17 Ellen breit und der Chor 8 Ellen lang und 6 Ellen weit gebaut werden. Der Turm brauchte weitere 102 Stämme. Das Pfarrhaus bei einer Länge von 12 Ellen und 8 Ellen Breite und einem Schuppen von 12 mal 6 Ellen, benötigte 80 Stämme.

Besonders groß, stattlich und schön wird das neue Gotteshaus trotzdem nicht gewesen sein, denn die Bevölkerung war verarmt und musste sich selbst auf das Notdürftigste einrichten. Wohnten doch viele Bürger samt ihren Familien in den Kellern ihrer Hausruinen.

Die Zeiten der Erwerbslosigkeit und des Hungers, die Kriegsnöte mit ihren Kontributionen, namentlich 1639 und 1642 bei der Belagerung Freibergs, ließen die Bürgerschaft nicht wieder hochkommen. Die Nöte der Gemeinde prägten sich in der Beschaffenheit ihrer Kirche aus, denn 60 Jahre später war sie dem Einsturz nahe und die Risse im Gemäuer waren so breit, dass bei nassem Wetter kein Gottesdienst gehalten werden konnte. Die Pestjahre 1680/81 rafften wieder einen großen Teil der Bevölkerung hinweg, so dass es der Gemeinde unmöglich war, aus eigenen finanziellen Mitteln ein neues Gotteshaus zu bauen. Die Behörde genehmigte ihr eine Kirchenbaukollekte. Nach dem späteren Berichte des Pfarrers Morgenstern in der „Neuen Sächsischen Kirchengalerie" zog Schneidermeister Johann Adolf Oelschlägel dreimal, und zwar 1695 allein, 1697 mit dem Hutmacher Georg Franke und ein drittes Mal mit dem Brauer Friedrich Rost aus, um im Lande Gelder zu sammeln und den Kirchenbau endlich zustande zu bringen, der dann 1701 bis 1703 auch ausgeführt wurde. Die Kirche erhielt neu den Altar, die Kanzel, die Emporen, das Gestühl und die Orgel. Einen Taufstein hatte schon im Jahre 1700 ein gebürtiger Siebenlehner, der Rentenkalkulator Chr. Fr. Voigt der Heimatkirche geschenkt. Ein Legat der verstorbenen Haushälterin des Pfarrers, das sich durch weitere Schenkungen und Zinsen erhöhte, verbesserte das Einkommen des Pfarrers und Kantors.

Aber wieder nur 60 Jahre sollte sich die Gemeinde ihres, wie der Geschichtsschreiber Knauth 1721 sagt, *„wohlgebauten und schön eingerichteten Gotteshauses"* erfreuen, denn am 5. Juli 1764 fiel es den Flammen zum Opfer mit dem größten Teil des Ortes, nachdem unsere Heimatstadt die Wirren des Siebenjährigen Krieges eben erst glücklich überstanden hatte. Das

danach innerhalb zweier Jahre neuerstandene Gotteshaus ist in seinen Grundlagen das heutige. Es konnte am 30.November 1766 neu geweiht werden und der damalige Pfarrer Christian Leberecht Geyder konnte als erste Amtshandlung sein eigenes Töchterchen taufen. Zwei neue Glocken wurden beschafft und sie haben ihren Dienst getan, bis sie der Metallnot des ersten Weltkrieges zum Opfer fielen. 1779 wurde der Gemeinde das Erntefest genehmigt, das erst mit Beginn des kurzen „Dritten Reiches" durch das allgemeine Erntefest am 1.Oktober 1933 abgelöst wurde.
Unsere Stadtkirche war die Begräbnisstätte mehrerer hier verstorbener Forstmeister, die als kurfürstliche Beamte und Verwalter eines großen Forstbezirkes auf dem Forsthofe ihren Sitz hatten. Obwohl mehrere hier ruhen, ist doch nur der Grabstein des Forstmeisters Schüler (gest. 1780) und seiner Gattin sowie einer Tochter erhalten und an der Rückwand links hinter dem Altar aufgestellt.

Die geistlichen Nachfolger des bereits erwähnten und 1692 verstorbenen Pfarrers Johann Briesnitzer waren im 18.Jahrhundert nach dem Berichte in der „Neuen Sächsischen Kirchengalerie" folgende Pfarrer:

1693 M. Christian Valerius Zeis (geb.1660, gest.1726), der 1696 nach Roßwein als Pfarrer ging.
1697 M. Balthasar Müller (geb.1664, gest. 1720), wurde Pfarrer in Erbisdorf.
1705 M. Gottfried Ernst Müller (gest.1747), der 1711 als Superintendent nach Ilmenau kam.
1711 M. Samuel Theodor Schmidt (geb.1682, gest.1759), von 1719 an Diakonus in Torgau.
1719 Adam Segner aus Preßburg in Ungarn, 1733 wegen Irrlehre entlassen.
1733 M. Christian Reinhold Schubert (geb.1693, gest.1761), hier verstorben.
1761 M. Christian Geyder (geb. 1726, gest. 1800).

Das 19.Jahrhundert brachte unserer Stadtkirche manche bedeutende Veränderung, wie auch die Gemeinde sich änderte. Große geschichtliche Vorgänge und Ideen begannen auch im Kleinen sich auszuwirken, ergriffen den Einzelnen, die kleine Stadtgemeinde. Nicht in lauten Geschehnissen zeigte es sich. Langsam, aber vielleicht doch schneller als zu manchen früheren Zeiten ging die Entwicklung weiter, bereitete sich die neue Zeit vor. Das Zeitalter der Aufklärung war im 18.Jahrhundert gereift, als

dessen hervorragendsten Vertreter in politischer Hinsicht Friedrich I. von Preußen galt. Nebenher sei erwähnt, dass er wie sein Bruder Heinrich mit seinen Truppen während des Siebenjährigen Krieges 1756 bis 1763 mehrfach in unserer Gegend weilte.
In Frankreich leitete als Folge der Aufklärung die Revolution eine neue Zeit ein, die auch in unser Sachsenland ihre Wellen schlug und in den Bauernunruhen der umliegenden Dörfer ihren Ausdruck fand, besonders Anfang der neunziger Jahre des 18.Jahrhunderts. Siebenlehn selbst wird wenig davon berührt worden sein.
Als aber am Anfang des 19. Jahrhunderts der große Korse Kaiser Napoleon I., der den Freiheitstraum der Franzosen gründlich zerstörte und vernichtete, mit seinen Heeren den Kriegslärm auch in unsere Gegend trug, wurde die Gemeinde und Kirchfahrt Siebenlehn durch Kontributionen schwer belastet, obwohl sie sich noch nicht einmal ganz von den finanziellen Beschwerungen des Siebenjährigen Krieges und dem Brande von 1764 erholt hatte. Immer noch hatte sie eine Schuld von damals abzuzahlen. Trotz allem blieb die Gemeinde ihren Kulturaufgaben treu und tat ihr Möglichstes für Kirche und Gemeindewohl.
1804 erbaute sie sich ein neues Hospital auf dem heutigen Friedhof an der Freiberger Straße links neben dem Eingang, das Kranken und Gebrechlichen Unterkunft gewährte, bis es 1878 abbrannte. Mitten in den Kriegswirren der napoleonischen Kriege schuf die Gemeinde im Jahre 1811 ihrer Kirche eine neue Orgel, die heute noch, allerdings neuzeitlich renoviert und gründlich überholt, ihren Dienst tut. Nachdem sie im Ersten Weltkrieg ihre Prospektpfeifen wegen der Metallnot hergeben musste, ist sie nachher wieder vervollständigt worden, mutet allerdings den durch moderne Orgelwerke verwöhnten Musikern als „schon etwas älteres Register“ an. Die Schauseite der Orgel zeigte die Anfangsbuchstaben eines hiesigen Kaufmannes J.G. Preußer, der sich um die Erneuerung der Kirche bedeutende Verdienste erworben hatte und nach dem auch die heutige Preußerstraße benannt ist. Diese gründliche Wiederherstellung erfolgte in den Jahren 1825 bis 1829.
Der niedrige Turm wurde dabei bis zu seiner heutigen Höhe von 46 Metern emporgeführt und war mit einer mächtigen zwiebelähnlichen Spitze versehen. Da bereits im Jahre 1842 das Gebälk vom Schwamm zerfressen war und wegen des schweren Oberteils der Einsturz drohte, wurde der Turm in diesem Jahr in seiner heutigen Gestalt mit der schlanken Spitze über der achtsäuligen Durchsicht hergestellt.

Die Erneuerung des Kircheninnern im Jahre 1826 brachte einen neuen Altar, eine künstlerische Arbeit zweier hiesiger Handwerker, die den beiden Tischlermeistern K. S. Schneider und K. G. Fischer alle Ehre macht.
Zu den zwei 1765 erworbenen Glocken wurden 1847 zwei weitere beschafft. Kantor K. H. Fischer veranstaltete unter den Kommunikanten eine freiwillige Sammlung und brachte 1020 Mark zusammen. 276 Mark zahlte die Kirchkasse und 99 Mark die Gemeinde Breitenbach dazu, so dass der Kaufpreis von 1395 Mark voll gedeckt wurde und die Glocken zu Pfingsten 1847 im vollen Geläute das erste Mal ertönen konnten.

Mittlerweile vollzog sich langsam die Annäherung Breitenbachs an Siebenlehn. Diese Dorfgemeinde, deren Fluren die der Stadt eng umschlossen, war von allen Anfang an von der Stadt politisch getrennt und gehörte noch am Anfang des 19.Jahrhunderts kulturell nach Nossen, so dass also die Breitenbacher des Sonntags ihren Kirchweg durch Siebenlehn oder daran vorbei nach Nossen nahmen. Dieser Kirchenweg ist teilweise der heutige „Grüne Weg". Ebenso brachten sie ihre Täuflinge dorthin zur Aufnahme in den Christenbund und ihre Verstorbenen nach dem alten Nossener Friedhof an der Waldheimer Straße zur ewigen Ruhe.
Doch scheute mancher Kirchenbesucher den weiten Weg. Er ging in die näher gelegene Stadtkirche nach Siebenlehn, so dass es im Jahre 1838 in einem Siebenlehner Ratsprotokoll heißen konnte:

> *„Obwohl die Breitenbacher Einwohner fast ausnahmslos die Siebenlehner Kirche besuchen, glaubt man nur diejenigen zur Deckung eines Besoldungszuschusses für Pfarrer und Kantor heranziehen zu können, die in der Siebenlehner Kirche Stände besitzen. Sie sollen im gleichen Maße wie die Siebenlehner Kommunikanten besteuert werden."*

Die Annäherung Breitenbachs an Siebenlehn, mit dem es schon der Lage und der wirtschaftlichen Verhältnisse nach eng verbunden war, geschah zuerst auf schulischem Gebiet. Seit 1806 besuchten Breitenbacher Schulkinder die Siebenlehner Schule, trotzdem Breitenbach noch zur Nossener Schule gehörte. Dadurch vergrößerte sich die Schule zu Siebenlehn so, dass der Kantor Schlegel 1826 einen Schulgehilfen annahm. 1836 schloss sich Breitenbach mit der Stadt zu einem Schulverbande zusammen und das Schulgebäude (1996: Albertstraße Nr.2) an der Neugasse (Albertstraße) wurde erweitert. Nachdem 1838 ein zweiter Lehrer angestellt worden war, wurde 1843 das Organistenamt von dem des Kantors getrennt, bis es 1922 in der Hand des Kantor Stelzig wieder vereinigt wurde. Die

kirchliche Vereinigung beider Gemeinden erfolgte erst am 1.Februar 1870.
Bis zum Jahre 1820 gehörte die Kirche zu Siebenlehn zur Ephorie Freiberg, wurde in diesem Jahre der Ephorie Nossen zugeteilt und steht seit Aufhebung derselben im Jahre 1879 unter dem Ephorus zu Meißen.

Die Ortspfarrer des 19.Jahrhunderts waren folgende:

1801 M. Johann Gotthold Heinrich Hoffmann aus Maxen, 1807 Pfarrer in Niederbobritzsch
1807 M. Georg August Grohmann, geb.1765 in Dresden, 1793 Rektor in Scheibenburg, 1820 Pfarrer in Augustusburg
1826 Ernst Friedrich Kühn
1829 Ernst Gottlob Wolf, geb.1795 in Markersbach bei Pirna, gest.1848 durch eigene Hand.
1848 Dr. phil. August Wilhelm Kretzschmar, geb.1809 in Markneukirchen, 1861 Pfarrer in Raschau.
1861 Friedrich Hermann Nadler, geb.1816 in Dresden, 1845 Rektor in Dippoldiswalde.
1863 Robert Friedrich Otto Koch, geb.1834 in Borna, 185 5 Lehrer an der Ratstöchterschule in Dresden.
1868 Emil Otto Lenk, geb.1839 in Dresden, 1865 Pfarrvikar in Naunhof, 1866 in Auerbach.
1873 Karl Eichler, geb.1844 in Altenburg, 1870 Hilfsgeistlicher in Kötzschenbroda, 1875 Pfarrer in Limbach bei Oschatz.
1876 Hermann Hildebrand, geb.1845 in Schönbach bei Sebnitz, 1870 Lehrer an der 3.Bürgerschule in Leipzig, 1884 Pfarrer in Rossau.
1884 Johannes Gotthold Paul Nürnberger, geb.1858 in Nöbdenitz, 1882 Hauslehrer in Holstein 1890 Pfarrer in Frauenstein.
1890 Otto Gustav Adolf Donner, geb.1883 in Hartmannsdorf bei Burgstädt, 1880 Hilfsgeistlicher in Hartha, 1894 Pfarrer in Krummenhennersdorf.
1894 Alfred Hugo Morgenstern, geb.1864 in Jöhstadt, 1890 Schulvikar in Leipzig- und Sellerhausen und im selben Jahr Gymnasiallehrer in Zwickau.
1930 Johannes Beyer.
1933 Theodor Buheitel.

Zur Kirchengeschichte seien noch einige Bemerkungen hinzugefügt:

Im Jahre 1808 war infolge der Winterkälte die Kirchturmuhr stehengeblieben, so dass sich Unregelmäßigkeiten beim Schulanfange ergaben. Der Superintendent von Freiberg, der zugleich Vorgesetzter der Siebenlehner Schule war, verordnete am 30. Dezember desselben Jahres zur Abstellung dieses Missstandes, dass bis zur Instandsetzung der Uhr frühmorgens ½ 7 Uhr, also ½ Stunde vor Beginn des Unterrichtes, mit der kleinen Glocke in der Durchsicht geläutet wurde. Trotzdem die Uhr längst wieder hergestellt war, wurde dieser Brauch beibehalten und hat sich seitdem erhalten, so dass im Sommer ½ 7 Uhr, im Winter ½ 8 Uhr die Schulglocke ertönte und säumige Langschläfer zur höchsten Eile antrieb. Während des ersten Weltkrieges wurde das Schulläuten 1917 von dem damaligen Direktor als veraltet abgeschafft, nach seinem Weggange aber als praktischer Brauch wieder eingeführt.

Aus katholischer Zeit hatte sich in der Siebenlehner Kirchengemeinde der sogenannte Gregorius-Singumgang erhalten, der ehedem dem Andenken des Papstes Gregor I. als Patron der Schulbildung gewidmet war. Hören wir darüber den Bericht des früheren Ortspfarrers in der Kirchengalerie:
Dieser Singumgang fand in einer vom Kantor gewählten Woche zwischen Ostern und Pfingsten statt und nahm 1½ Tag in Anspruch. Außer den vier Kurrendanern und den besseren Sängern der ersten (jetzt 8.) Knabenklasse nahmen je nach Belieben von der ganzen Schülerzahl nur diejenigen daran teil, deren Eltern einen besonderen Beitrag (mindestens zwei Groschen pro Kind) zu den Kosten des auf den Singumgang folgenden Schulfestes entrichteten. Vor jedem Hause wurde gesungen und der Kantor sammelte in jedem Hause persönlich Geld ein, das nach Abzug der von ihm zu tragenden besonderen Auslagen zu seinem Einkommen gehörte. Der ganze erste Tag des Gregorius-Singen musste auf die Stadt verwendet werden, am Vormittag des zweiten Tages wurde Breitenbach mit Beyer- und Steyermühle besucht. Am Schluss des Vormittags schlossen sich vor der Stadt alle zum Feste angemeldeten Kinder dem Zuge der Sänger an, um sich unter Vorantritt eines Musikers zum Schulhaus zu begeben und vor diesem, im weiten Kreis aufgestellt, einige Verse eines Lob- und Dankliedes anzustimmen. Bis zur Mittagszeit wurden die Kinder entlassen, um sich dann in der Schulstube zu einem Mahle und zum Tanze zu vereinen, wobei der Kantor, „der sorgfältige Aufseher über alles“

für Bier sorgte. Vor Eintritt der Abenddämmerung wurde Schluss gemacht, welchen Schlusses Herr und Frau Kantor wohl allemal herzlich froh waren.
Schon 1825 wurde seitens des Pfarrers und des Kantors die Ablösung dieses Singumganges und eine Vereinfachung desselben und des damit verbundenen Festes beantragt, aber nach Erinnerung der gegenwärtigen Alten ohne Erfolg. Erst durch das Volksschulgesetz vom 6.Juni 1835, das die allgemeine Abstellung solcher Singumgänge anordnete, mag der auch hier einst übliche Gregoriusumgang weggefallen sein.
Neben diesem Brauch war noch das Singen der Kurrendaner Mittwoch nachmittags und Sonntag vormittags vor den Türen der Einwohner üblich, die ein kleines Entgelt in die Kurrendanerkasse zahlten. Die neue Zeit hat auch mit dieser alten Sitte aufgeräumt, die uns so lebhaft an die Geschichten des jungen Luther in Eisenach erinnert, wodurch sein kümmerliches Leben mit der Aufnahme in das Haus der reichen Bürgersfrau Cotta eine Wendung zum Besseren nahm. Die Siebenlehner Kurrende bestand in der ersten Hälfte des 19.Jahrhunderts aus vier, später aus acht und seit 1900 aus etwa zehn Knaben. Blaue Mäntel und Zylinderhüte waren ihre Amtstracht. Gegenwärtig gehören auch Mädchen der Kurrende an. Mäntel und Mützen sind schwarz. Als letzter Überrest derartiger Singumgänge hat sich bis 1960 das Neujahrssingen in unserer Stadt erhalten.
Am Weihnachtsabend zogen in früheren Jahren erwachsenen Kirchenchorsänger durch die Straßen und brachten durch ihre Lieder Weihnachtsstimmung ins Städtchen. Diesen Brauch hat der Männergesangverein übernommen und in dankenswerter Weise jedes Jahr mit Hintenansetzung ihres eigenen Weihnachtsfestes in der Familie durchgeführt. Auch später wurden am „Christbaum für alle“ auf dem Markte am Heiligen Abend Weihnachtslieder gesungen.

Bis zum Jahre 1884 sperrte während des Gottesdienstes eine Kette die Kirchgasse, um eine Störung zu vermeiden. 1891 wurde der Klingelbeutel abgeschafft, der vom Küster während des Gottesdienstes den Besuchern nötigenfalls mit einem leisen Klingen vorgehalten wurde, um Gaben für die Kirche zu sammeln. In manchen Orten Deutschlands besteht diese Art der Gabenheischung noch heute.

Die Kirchturmuhr, die heute den Siebenlehnern die „Wel(t)zeit“ anzeigt, wurde im Jahre 1856 beschafft, hat also schon ein volles Jahrhundert ihren Dienst verrichtet.
Der einfache Barockbau der Kirche schließt mit seinem mächtigen Turme den Markt nach Osten ab, wobei zu beachten ist, dass der Turm nicht vor der Mitte des Kirchenschiffes steht, das beim Neubau 1764 zur Verbreiterung der Kirchgasse etwas nach Süden gerückt worden sein soll, während der Turm, da er auf Felsen gründet, dieserhalb stehen blieb. Wie schon erwähnt, soll er ursprünglich nur Glockenturm und wesentlich niedriger gewesen sein und kaum über die umstehenden Häuser hinausgeragt haben. Vielleicht bezieht sich spottweise darauf die bekannte Sage von dem „allzuhohen“ Siebenlehner Kirchturm, die im sächsischen Sagenbuch von Meiche wiedergegeben ist, wonach die Siebenlehner aller vier Wochen die Wetterfahne herunternehmen müssten, damit der Vollmond nicht daran hängen bliebe. Vielleicht aber will das Geschichtchen auch nur die hohe Lage der Stadt hervorheben, die ja schon zu alten Bergwerkszeiten in Urkunden mit der Bezeichnung „*in monte Siebenlehn*“, d.h. „auf dem Berge Siebenlehn” betont wurde.
Wenig beachtet vom Beschauer sind die beiden in die Nordwand der Kirche an der Kirchgasse eingemauerten Wappen, nämlich das kursächsische Wappen und das Siebenlehner Stadtwappen von 1581, das ebenso wie das im Innern der Kirche an der ehemaligen Ratsloge angebrachte den schwarzen meißnischen Löwen im gelben Felde zeigt. Dass unter der Wetterfahne das Kreuz die vier Himmelsrichtungen angibt, ist für die Beurteilung der Windrichtung und damit der Wetteraussichten, sowie für die Orientierung der Bevölkerung ein Vorteil, der bei vielen Türmen nicht beachtet ist.
Zwischen den Pfeilern des Turmes zeigt die Erinnerungstafel die für die Heimat Gefallenen des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 drei Namen an, während der erste Weltkrieg 106 Opfer forderte, wie das Kriegerdenkmal in den Anlagen zeigt. Auch in der Turmhalle der Kirche befindet sich eine Gedächtnistafel. Damit betreten wir das Innere der Kirche und tun einen Blick hinein. Zwar einfach, aber durch die Ausmalung unter Professor Altenkirchs bewährter Leitung nach seinem künstlerischen Geschmack in lichtwarmen Tönen gehalten, stimmt sie den Besucher behaglich und freudig zugleich. Der Altar, eine schöne und solide Kunsttischlerarbeit der beiden heimischen Tischlermeister K. S. Schneider und K. G. Fischer, beherrscht das Bild, das sich dem durch die

Turmhalle eintretenden Besucher darbietet. Die goldene durchscheinende Sonne fällt besonders auf, wenn man den Blick erhebt und lässt die Kanzel mit dem dunklen Türvorhang zurücktreten. Das hebräische Wort „*Jahwe*“ (= Jehova), das früher in der Sonne stand, ist in der Zeit des Nationalsozialismus beseitigt worden. Zwei zinnerne Leuchter auf dem Altar tragen die starken Wachskerzen und sind mit ihrem einfachen Metall gleichsam Sinnbild des einfachen Bürgertums, während die beiden großen Vasen mit den Delphinen als Henkel, Erzeugnisse heimischen Gewerbefleißes, der Zeit und dem Verschleiß wegen ihres spröden Stoffes zum Opfer gefallen sind. Stammten sie doch aus der Steyermühle, die von 1821 bis 1854 Steingutfabrik war. Das Kruzifix haben 1893 die Konfirmanden gestiftet.

Die Altarbekleidung wechselt mit den kirchlichen Zeiten und Festen ihre Farben; schwarz an Bußtagen, Totensonntag und zur Passionszeit, gewöhnlich dunkelgrün, aber rot an den hohen Festen. Außer Ratsloge und Pfarr- und Küsterstand sind noch mehrere Betstübchen aus alter Zeit vorhanden, wovon zwei unter dem Chore, die anderen auf den Emporen rechts und links der Kanzel liegen.

Das in Kupfer getriebene Medaillon Luthers, das am Chore hing, ist einem Ölbild des leidenden Heilands gewichen, das ein Sohn unserer Heimat, Herbert Richter, gemalt hat. Das Medaillon war ein Geschenk des Schlossermeisters E. M. Bahm in Dresden aus dem Jahre 1898. Es besteht aus dem Orgelmetall und der Kupferbedachung der 1897 abgebrannten Kreuzkirche in Dresden. Die den älteren Gemeindemitgliedern noch bekannten mächtigen, ursprünglich mit Kerzen bestückten Kronleuchter stammen ebenfalls von Dresden und wurden von der Kirchgemeinde 1885 aus dem Fürstlich Schönburgischen Palais erworben. Seit dem ersten Weltkrieg haben sie moderner, aber kalt wirkender elektrischer Beleuchtung Platz gemacht. Für angenehme Wärme an kalten Wintertagen sorgt die 1930 an Stelle des früheren Ofens eingebaute Gasheizung. Unsere Vorfahren vor hundert oder mehr Jahren saßen in der ungeheizten Kirche.

Die früher gekauften Stände sind mit der Erneuerung des Kircheninneren in Wegfall gekommen, nachdem sie schon seit Jahren nicht mehr gelöst waren.

Soweit die Kirche und das äußerlich ins Auge springende Leben der Kirchgemeinde Siebenlehn.

Aus der kritischen Zeit am Ende des Dreißigjährigen Krieges sind einige Kirchenrechnungen den späteren Stadtbränden entgangen und geben

Zeugnis von dem Verhältnis der Kirchengemeinde im damaligen Wirtschaftsleben der Stadtgemeinde. Danach hatte die Kirche immer noch einiges Vermögen. Das Geschäftsjahr von Invocavit 1644 bis zum selben Zeitpunkt im Jahre 1645 begann in der Kirchenkasse mit einem baren Bestand von 83 Schock, 47 Groschen, 5 Pfennigen und 1 Heller. Von ihrem Vermögen hatte sie Kapitalien ausgeliehen, die ihr jährlich 10 Schock Zinsen brachten. In der Kirche sammelte der Küster mit dem Klingelbeutel jährlich 9 bis 12 Schock Groschen ein. Dagegen war die Büchse, die man an den vier Jahrmärkten vor der Kirchentür aufgestellt hatte, wenig beliebt und brachte nur einige Groschen. Mehrere Häuser in der Stadt waren von der Kirche mit Hypotheken beliehen und zahlten ihre Zinsen. Wenn ein Haus- oder Feldkauf abgeschlossen wurde, gab man der Kirche einen Gottespfennig, d.h. einige Groschen. Von den Brauerben in der städtischen Brauerei erhielt die Kirchkasse Pfannengeld. Von alters her konnte der oder die Rechnungsführer (gewöhnlich zwei Kirchväter) für die Kirchkasse mehrere Pfund Wachs buchen. Die Stände in der Kirche wurden jedes Jahr wieder gelöst. Junge Meister und Lehrlinge der Innungen schuldeten der Kirche bei der Aufnahme in die Innung eine Gebühr. Von den Leichen, die noch auf dem Kirchhofe statt auf dem äußeren Gottesacker begraben wurden, musste ein besonderer Betrag bezahlt werden. Galt doch ein Begräbnis bei der Kirche als eine „erhöhte Feierlichkeit“. Aus dem Kirchenholze wurde jedes Jahr Brennholz verkauft. Sogar Brückengeld für die „Bergbrücke“ über die Mulde gehörte zu den Einnahmen, weshalb allerdings die Brücke von der Kirche unterhalten werden musste. Warum diese Pflicht der Kirche aufgebürdet worden war, ist allerdings nicht klar ersichtlich, da doch kaum ein Kirchweg von drüben nötig war.
Auch Kirchenstrafen gab es noch manchmal. Diesen Einnahmen, die teilweise wenig mit der Seelsorge zu tun hatten, standen allerdings Ausgaben gegenüber, die der Kirche heutzutage auch nicht mehr zukommen. Nicht allein die Besoldung des Pfarrers in Höhe von 5 Schock und 14 Groschen zahlte die Kirche, sondern teilweise auch der Schulmeister erhielt jährlich 4 Schock Besoldung.

Die Schule schien Eigentum der Kirche gewesen zu sein, denn es wurden all die Jahre erhebliche Beträge in der Schule verbaut, wie auch das Gebäude der Kirche (ohne Turm) Reparaturen von teilweise größerem Maße erforderte. Wie erwähnt, wurde ebenso der Schulmeister von der Kirche

bezahlt. Nach den wenigen erhaltenen Jahresrechnungen in den Jahren 1644 bis 1653 zu urteilen, stand die Kirche am Ende des Dreißigjährigen Krieges nicht schlecht da. Der Kassenbestand 1653 hatte sich auf 144 Schock erhöht. Das hatte die Kirchgemeinde allerdings nötig, denn ihr Gotteshaus war nicht gerade stattlich und wohlgebaut.
Einen Teil der Pfarrerbesoldung bestritt die Stadtkasse und 12 Scheffel Gnadenkorn erhielt der Pfarrer vom Staate durch den Amtmann in Nossen. Den Transport von der Mühle zu Roßwein her bezahlte der Rat.
Nach unserem heutigen Ermessen gehörte in die Kirchenrechnung die Sorge für den Friedhof und das Begräbnis als Wahrnehmerin der letzten Dinge. Doch war diese Pflicht von Anfang an, d.h. von 1600 an, seit uns die ersten Nachrichten darüber zu Gebote stehen, von der Ratsverwaltung der Kirche abgenommen worden. Der Rat verlangte von jedem Bürger ein Totengräbergeld, zweimal im Jahre je einen Groschen von den Hausbesitzern, von den Hausgenossen zweimal ½ Groschen oder zweimal 6 Pfennige. So zahlten im Jahre 1600 die 102 Hauswirte zu Invocavit und am Margaretentage je einen Groschen und die 78 Hausgenossen je 6 Pfennige, was der Stadtkasse 4 Schock und 40 Groschen einbrachte. Der Totengräber erhielt im Jahre 3 Schock und 24 Groschen Lohn, so dass immer noch etwas für Reparaturen an der Wohnung des Totengräbers übrigblieb. Dieser Angestellte scheint aber entweder mit im Hinterhaus oder in der Büttelei oder vielleicht im Hospital gewohnt zu haben, denn eine Ausgabe für eine Reparatur am Totengräberhaus ist nirgends in den Rechnungen zu finden.
Die geordnete Rechnungsführung, wie sie vor dem Dreißigjährigen Kriege der Rat der Stadt peinlich pflegte, kam durch die Kriegsjahre in Unregelmäßigkeiten. Von März 1638 bis März 1639 sind je vier Groschen von zwei Brandstätten entrichtet worden und dabei bemerkt „von den anderen Wirten ist dieses Jahr nichts eingekommen“. In diesem Jahre erhält die Totengräberin (!) 20 Groschen und 6 Pfennige Arbeitslohn. In den folgenden Jahren ist keine Einnahme an Totengräbergeld, aber auch kein Totengräberlohn mehr verzeichnet. Es ist anzunehmen, dass die Hinterbliebenen künftig die Bereitung der Ruhestätten persönlich an den Totengräber bezahlen mussten. In den Jahren 1638 bis 1640 war eine Frau Totengräber. So war also die Sorge für die letzten Dinge nicht Sache der Kirche, sondern Angelegenheit des Rates der Stadt.

Die Schule im Wandel der Zeit

Und nun das Kind der Kirche, die Schule! Bisher galt als unumstößliche Gewissheit, dass sich vor der Reformation keine Spur einer Schule in Siebenlehn gezeigt habe. Dem gegenüber steht die Nachricht, wonach am 27.April 1498 der Rektor von Siebenlehn den Pfarrer zu Nossen einweist. Dieser Rektor muss doch wohl ein Schulmann gewesen sein, ein Schulmeister geistlichen Standes. Das Schulamt war damals ein Privileg der Geistlichen, abgesehen natürlich von den Winkelschulen, die aber für Siebenlehn nicht in Frage kommen.
Zu Zeiten des noch päpstlichen Priesters Johannes Eberer, der am Ende des 15.Jahrhunderts in Siebenlehn das Pfarramt innehatte und 100 alte Schock Groschen zu einer wöchentlichen Messe gestiftet hatte, konnte der Rat der Stadt mit Hilfe des Klosterabtes Martin von Lochau die Messe wieder aufrichten und selbst 40 Gulden der Kirche dazu vermachen. Dabei verordnete der Schulmeister ihm einen Ministranten (Messdiener). Also, ein Schulmeister war da, wieder ein Zeichen vom Bestehen einer Schule in Siebenlehn noch vor der Reformation.
Wie dem auch sei, jedenfalls ist uns kein direkter Bericht über die Schule und deren Verwaltung überliefert. Sie war eine Angelegenheit der Kirche und stand unter deren Obhut und Verwaltung. Immer war seit jener Zeit nur ein Schulmeister da. Sein Einkommen ist in der Stadtrechnung wie auch in den wenigen erhaltenen Kirchenrechnungen registriert. Nie aber erfahren wir dabei seinen Namen, sondern immer nur quartalsweise die Entlohnung dem „Herrn Schulmeister“ oder dem „Stadtschreiber“, welches Amt dauernd schon von altersher vom Schulmeister mit besorgt wurde.
Nur einmal im 16. Jahrhundert hören wir auf dem Umwege über die Registrierung eines Pfarrers in Bieberstein, dass Nicolaus Hoffmann aus Waldheim, der 1587 in Bieberstein Pfarrer wird, zuvor Schulmeister in Siebenlehn gewesen ist, also ein studierter Theologe.
Immer aber hören wir von nur einem Schulmeister, nie von mehreren. Es mag auch damals ausgereicht haben, da die Stadt wohl noch keine tausend Einwohner beherbergte. Im 19.Jahrhundert aber wuchs Siebenlehns Schule bedeutend, so dass die Zahl der Schulkinder sogar auf 300 stieg. Wie da ein Schulmeister mit solcher Schar fertig geworden ist, muss uns allerdings als ein Rätsel erscheinen, aber wir werden darüber noch hören.

Wir können mit Gewissheit annehmen, dass die Schule auch mit der Reformation weiter von den Geistlichen verwaltet wurde und die Umstellung des Schulbetriebes vom katholischen Ritus zur evangelischen Lehre Luthers reibungslos vor sich gegangen ist. Geistliche Schulmeister nach wie vor, da die Belehrung der Jugend ein Betätigungsfeld der Geistlichkeit war. Der Unterricht wird wohl zur guten Hälfte in religiöser Belehrung bestanden haben, daneben das Lesen und Schreiben und vielleicht noch das Rechnen. Damit erschöpfte sich die Volksbildung durch die Kirche.

Im Jahre 1562 wird durch Rescript vom 13.April dem Schulmeister in Siebenlehn fünf Gulden jährlicher Besoldungszuschuss aus dem Amte bewilligt. Das ist wohl als eine erste Spur von einer teilweisen Übernahme der Lehrerbesoldung durch die Staatskasse zu werten. Dazu kamen noch die Naturalien an Holz und Getreide, die ebenfalls dem Staate zur Last gingen. Am 4. August 1578 wurde dem Schulmeister neun Scheffel Korn und zehn Klafter Holz zur Winterfeuerung jährlich ausgesetzt. Wer aber der Schulmeister war, erfahren wir wieder nicht. Wahrscheinlich war es jener Nicolaus Hoffmann, der später im Jahre 1587 das besser bezahlte Pfarramt in Bieberstein antrat.

Die Gewohnheit, dass das Schul- und Organistenamt eine Vorstufe eines geistlichen Amtes darstellte, scheint ab 1600 nicht mehr eingehalten worden zu sein. Von da an traten Schulmeister auf, denen der Lehrberuf, verbunden mit der musikalischen Betätigung an der Orgel, Lebensberuf war. Man kann darin eine erste Loslösung des Schulmeisters vom Stande des Pfarrers sehen.

Es ist wohl ein Zufall, wenn der Schulmeister in Siebenlehn uns um 1600 mit seinem Namen in Erscheinung tritt. Gleichzeitig werden auch seine eigenen Niederschriften bekannt, da er als Stadtschreiber im Nebenamte dem Rate die Jahresrechnungen zu halten hatte. Sein Name war Jacob Kühn. Er musste die Stadtrechnung zweimal umschreiben und bekam für diese Arbeit jährlich 20 Groschen Entschädigung. Sein Lohn für den Schuldienst betrug im Jahre 1600 ein Schock, ein Groschen und drei Pfennige pro Quartal, also vier Schock und fünf Groschen jährlich (1 Groschen zu 12 Pfennige). War er noch Organist, was eigentlich seine Hauptbeschäftigung bedeutete, so erhielt er von der Kirche vier Schock jährlich für diesen Dienst. Wahrscheinlich machte er damals noch den Glöckner und hatte die Kirchenuhr zu stellen und aufzuziehen, also war er völlig ein Kirchendiener. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde ihm

wegen der Geldentwertung etwas zugelegt. Wir lesen da 1640 von 5 Schock und 40 Groschen Einnahme des Schulmeisters. Aber das waren schon Neuschock, d.h. neues Geld von geringerem Wert. Auch erhält er zu seiner Besoldung ein Gnadenkorn, d.h. vom Staate ausgesetzte neun Scheffel Brotgetreide, die ihm die Gemeinde von einer Mühle, meist aus Roßwein oder von der Amtsstelle in Nossen zu besorgen hatte.
Aber Jacob Kühn, der erste dem Namen nach bekannte Schulmeister verdankt diesen zweifelhaften Ruhm bekannt zu sein seinem gewaltsamen Tode. Er war der Schwiegersohn des hiesigen Pfarrers Wölfel und ging mit diesem einst zu Biere nach Eula. Auf dem Heimwege gerieten beide in Streit und der geistliche Herr Schwiegervater erschlug in der Trunkenheit seinen Schwiegersohn mit einem Spitzhammer „als einem recht geistlichen Gewehr". Der Geschichtsschreiber D. Mollerus-Freiberg gibt dem Jacob Kühn in seinen „Annalen von Freiberg" das Zeugnis, dass er ein „frommer und stiller Mann" gewesen sei. Kühne stammte aus Freiberg und war am Gymnasium daselbst, ob als Schüler oder Lehrer ist nicht ersichtlich. Die Siebenlehner Schulmeister waren, wie es scheint, meist Studierte und wohl nur geistlichen Standes.
Durch die grausige Tat des Pastors Wölfel, *„der zuviel von dem Tier hatte, das sein Name verrät"*, war die Gemeinde im Jahre 1602 gleich zwei beamtete Diener los. Auch der Bader, der Zeuge dieser blutigen Tat gewesen war, verließ sein Amt als Bader der städtischen Badeanstalt. Bis Weihnachten zahlte der Bader Hans Rechner noch die Zinsen für das letzte Vierteljahr in Höhe von 1 Schock, 19 Groschen und 10 Pfennige. Die Verpflichtungen für die übrige Zeit des städtischen Geschäftsjahres November 1603 bis dahin 1604 soll der neue Bader Merten Andreß begleichen, der die Zinsen von 200 Gulden zu tragen hatte, welche die Stadt für das Bad geliehen hatte.
Nebenher sei erwähnt, dass Jacob Kühne als Stadtschreiber seine Zahlenabgaben in der Rechnung in der alten mittelalterlichen Art schrieb, für 10 ein X, für 5 ein V, für 1 ein I, für 50 ein L. Die Zahl 40 wurde durch vorgestelltes X vor dem L ausgedrückt, sah also so aus: XL. Er stand damit an der Grenze zu einer neuen Zeit. Ein Überbleibsel von dieser Schreibweise sind noch die römischen Zahlen auf den Zifferblättern vieler Uhren.
So war und musste der Schulmeister ein vielseitig gebildeter Mensch sein, der der Kirche aber gleichzeitig als Stadtschreiber auch der Gemeinde diente.

Während als neuer Pfarrer Nicolaus Heinemann aus Sonneburg in Koburg mit Beginn des Jahres 1603 angestellt werden konnte, musste die Schule vorläufig provisorisch verwaltet werden. David Lebe (Löwe) versorgte die Schule auf ein Vierteljahr und erhielt dafür auf Amtsbefehl 1 Schock, 19 Groschen und 3 Pfennige. Über die Anstellung des neuen Schulmeisters, wahrscheinlich Caspar Döring, schweigt sich die Stadtrechnung, wohl von ihm selbst geschrieben, vollständig aus. Doch war ihm eine lange Amtszeit beschert, denn erst 1649 hören wir, dass seine Witwe noch für das Quartal Trinitatis (2.Quartal) seine Quartalsbesoldung erhält. Also wird er in der Zeit zwischen 1.4. und 1.7.1649 verstorben sein, nachdem es ihm vergönnt war, die ganze trübe Zeit des Dreißigjährigen Krieges glücklich durchzustehen. Nur schade, dass er außer seinen Amtsniederschriften nicht auch einen Bericht über sein gewiß erfahrungsreiches Leben während des Krieges hinterlassen hat, denn während seiner Amtszeit überstürzten sich geradezu die Ereignisse in Siebenlehn: 1620 Brand der Stadt durch den Schusterjungen Herbst, 1629 war das Pestjahr verheerend für die Stadt, 1632 der zweite Brand durch die Kroaten, die folgenden Jahre dauernde Repressalien und andere Schäden durch die Soldaten des Feindes wie des Freundes, bis endlich 1648 kriegerische Ruhe eintrat, der im Jahre 1650 der Friedensschluss folgte.
Der Nachfolger Dörings im Schulamte war Moritz (Mauritius) Lüttich, der am 10.Juni 1649 hier seine Probe sang, wobei es hoch herging. Waren doch sogar Musikanten von Nossen da, die der Figuralmusik beigewohnt und mit eingestimmt hatten. Man verehrte ihnen dafür 12 Groschen. Wegen der Kenntnis damaliger Genüsse sei der Verbrauch an Essen und Trinken aufgeführt.

Bei der anschließenden Mahlzeit wurden verbraucht:

7 Pfund Rindfleisch zu 6 Groschen und 5 Pfennig
6½ Pfund Schöpsenfleisch zu 6 Groschen und 6 Pfennigen
Eier zu 1 Groschen
Semmeln zu 4 Groschen
Brot zu 1 Groschen
Eine Kanne Fisch zu 6 Groschen
Salz zu 6 Pfennigen
Lichte zu 6 Pfennige
Würze zu 6 Pfennige
Salat und Essig zu 6 Pfennige

Speck zu 6 Pfennige
Butter und Käse zu 2 Groschen
Ein Viertel Bier an Jacob Beier zu 1 Neuschock und 12 Groschen
Für die Nossener Musikanten 12 Groschen
Für die Aufrechnung 8 Groschen

Also kam die Festivität 2 Neuschock, 1 Groschen und 5 Pfennige der Gemeinde.
Nur ein Dreivierteljahr bleibt Moritz Lüttich in Siebenlehn und erhält dafür 3 Schock und 9 Groschen. Er verlässt die Stelle bereits am 30. Juni 1650. Von Nossen aus dem Amte war ein Schreiben wegen Moritz Lüttich an den Rat gekommen. Was das amtliche Schreiben enthalten hat, erfahren wir zwar nicht, aber da Lüttich bald darauf hier wegging, lässt sich vermuten, dass dieses Schreiben des Amtes mit seinem Weggange zusammenhängt. Ebenso musste der Rat wegen dem Schulmeisterwechsel mehrere Male ins Amt Nossen. Einmal wurde Velten Steyer, eine Ratsperson, mit Moritz Lüttich nach Nossen ins Amt geschickt und erhielt dafür drei Groschen. Warum ging dieser Schulmeister nach einem Jahre wieder weg? Wahrscheinlich lag hier etwas vor, was aus den erhaltenen Nachrichten nicht zu ergründen ist.

Der Nachfolger im Amte des Schulmeisters von Siebenlehn war Baltasar Voigt aus Eulenburg (Kreis Neustettin), der vor seiner Versetzung hierher Lehrer an der Stadtschule in Meißen war. Er sang seine Probe hier am 3.März 1650. Auch sie war mit einem Essen verbunden, dass dem Rate 2 Gulden und 3 Groschen kostete. Sein Hausrat wurde darauf mit zwei Wagen von Meißen hergeholt (1 Neuschock Fuhrlohn). Später fuhr noch einmal Peter Knaut nach Meißen und führte des Schulmeisters Hausrat *„vollends herauf“* (Fuhrlohn 13 Groschen). Dieser neue Schulmeister wurde zu einer Konfirmation oder Bestätigung nach Dresden beordert, für welche Reise er eine Gebühr von 24 Groschen aus der Ratskasse erhielt. Ihm, dem Schulmeister und Ratsschreiber war man in der Jahresrechnung 1652/53 noch 2 Schock und 40 Groschen von seinem Gehalte schuldig, was endlich beglichen wurde. In diesem Jahre fertigte die Reinschrift der Jahresrechnung Christian Tannenberger aus Nossen. In den folgenden Jahren erhielt der Stadtschreiber regelrecht einen Lohn für das Halten der Rechnung und für ihr Umschreiben, für die früheren Schulmeister, jedes Quartal 1 Schock und 10 Groschen inklusive 20 Groschen für die

Stadtrechnung, 5 Neuschock jährlich, bis die Währung 1660/61 in Gulden umgerechnet, 14 Gulden und 6 Groschen beträgt (1 Gulden = 21 Groschen).

Nach 16 Jahren seiner hiesigen Amtstätigkeit als Schulmeister folgte ihm Johannes Clajus aus einer alten Roßweiner Familie vom Jahre 1666 bis 1699. Clajus (latinisierter Name für Clauß) starb hier nach 33jähriger Wirksamkeit als alter *„wohlverdienter Moderator ludi et Polygraphus"*, wie ihn Knaut 1721 bezeichnet. Sein Antritt kostete, wahrscheinlich mit der damit verbundenen Festlichkeit, dem Stadtsäckel 42 Gulden und 3 Groschen. Das hat er durch seinen redlichen Dienst innerhalb von 33 Jahren ehrlich wieder zurückgezahlt. Viel Freude wird er in seinem Leben allhier nicht gehabt haben. Die Kirche war schon am Einfallen, wie mag da erst der Schulraum ausgesehen haben? Eine Kirchen- und Schulerneuerung erlebte er nicht mehr, da diese erst 1701/03 durchgeführt werden konnte. Auch fielen in seine Dienstzeit die schweren Jahre der Pestepidemie in Siebenlehn um 1681.

Christoph Borsdorf, der dem alten Clajus im Siebenlehner Kantorat 1699 folgte und es fast 40 Jahre verwalten konnte, merkte bald, dass er für das Stadtschreiberamt doch nicht mehr allein zuständig sein sollte. Wenn er auch ein gebildeter Mann war, so hatte er doch keine juristischen Fachkenntnisse und keine Qualifikation, juristische Geschäfte zu erledigen, wie sie mit fortschreitender Entwicklung der Stadtverwaltung notwendig wurden. Am 7. Januar 1709 bestellten der Bürgermeister und der Rat der Stadt einen *Not. publi und Advoc. immatr.* zu Freiberg Georg Gregor Krauke zum Stadtsyndikus und Stadt- und Gerichtsschreiber. Er war Rechtsbeistand des Rates, sollte die Stadt Gerechtigkeiten wahrnehmen, bei dem Stadtgerichte protokollieren, Protokolle und Akten halten, die Parteien in Streitfällen nach sächsisch-kurfürstlichen Gerichten und hiesigen Statuten und Gewohnheiten bescheiden, darüber rechtliche Erkenntnisse einholen und bei Prozessen die Stadt vertreten. Dadurch wurde der Schulmeister seiner Funktion als Stadtschreiber entledigt. Doch scheint man ihm die doppelten Niederschriften der Jahresrechnung auch weiterhin überlassen haben. Im Jahre 1726 beschwerte sich Kantor Christoph Borsdorffer beim Bürgermeister Christian Lößnitz über dessen Anfrage, ob er die Ratsrechnung machen will: *„Sie komme ihm doch von rechtswegen zu"*. Er habe sie schon 27 Jahre gefertigt. Es ginge das Gerücht, einen neuen besonderen Stadtschreiber anzustellen. Dieses Amt sei schon über 100 Jahre

bei der Schule. Das Oberkonsistorium habe ihm dasselbe zuerkannt und er bittet um ein gewisses Äquivalent quartaliter.
Er erhielt die Antwort, dass nach dem Mandat vom 10.Januar 1724 nur qualifizierte Notarii solches Amt verwalten dürften. Sein Antrag um eine Entschädigung für die ausgefallenen Einkünfte wurden abgelehnt, worauf Kantor und Organist Borsdorffer sich demütig beschied und um weitere Gunst bat mit den ergebenen Worten: "*Gott wird es anderweit ersetzen*".
So war der Schulmeister das Stadtschreiberamt los und musste sich an den niederen Kirchendiensten schadlos halten, mit dem Läuten, Seigerstellen und seinem Hauptgeschäft, dem Orgelschlagen.
Am 23. Oktober 1726 wird der *Notarius publ. Cons. et immatr. et prakt. Jurist* Johann Neumann zu Nossen zum Stadtsyndikus und Stadt- und Gerichtsschreiber in Siebenlehn verpflichtet, wofür die Stadt die erheblich größere Entlohnung aufwenden musste. Neumann bekam die Hälfte aller Einkünfte beim Stadtgerichte und dem Rate, ferner eine Auslösung, wenn er hier zu expedieren hatte. Er war verpflichtet, die Rechtshandlungen im Namen des Bürgermeisters zu vollziehen, Haus- und Kaufverträge abzuschließen, Konsensen zu erteilen, Geburtsbriefe und Testamente zu verfassen, Inventuraufnahmen, Vormundschaftsbestätigungen, Quittungen, Strafen nach Erkenntnis des Rates auszuwerfen, Verpflichtungen, Verschreibungen auszuführen und die Stadtverwaltung bei Prozessen und anderen Gerichtssachen zu vertreten. Der Kantor war degradiert zur Ausführung der niederen Kirchendienste, während früher die Schreiberei für die Stadtrechnung so manchen Nebenverdienst eingebracht hatte.
Zu Beginn der hiesigen Tätigkeit von Christoph Borsdorf (auch Borsdorfer) als Schulmeister begann man mit dem Kirchenbau, wobei auch die Schule gänzlich vorgerichtet und erneuert wurde. Er starb am 9. April 1738 in Siebenlehn. Bei zunehmendem Alter hatte er einen Substituten, einen Vertreter als Hilfslehrer oder Lehrervertreter in der Person des Johann Carl Thieme, der den Dienst nach Borsdorfers Tode fortführte. Doch wurde er nicht sein eigentlicher Nachfolger. Dieser war ein Magister Johann Christian Apponius, mit dem aber Pfarrer und Rat bald in „*Irrungen*" gerieten, d.h. in Streit kamen. Am 3. August 1742 kam ein Befehl vom Oberkonsistorium an den Superintendenten Willisch in Freiberg und dem Amtmann Köhler in Nossen, die in der Streitsache aufgelaufenen Kosten von der Gemeinde beizutreiben. Zwischen dem damaligen Pfarrer Christian Reinhold Schubert und einigen anderen maßgebenden

Personen einerseits und dem Kantor Apponius andererseits, war es zu schweren Irrungen gekommen, die der Superintendent und der Amtmann beilegen sollten. Auch der Bürgermeister Johann George Dindorf und zwei andere Bürger, Gottfried Böhme und Hans Michael Heimrich, hatten auf dem Friedhofe Exzesse an Kantor Apponius verübt. Man hatte sogar seine Entlohnung, insbesondere seine Orgelbesoldung, gesperrt. Superintendent und Amtmann wurden vom Konsistorium angewiesen, dem Kantor zu seiner Besoldung zu verhelfen. Man kann aus den wenigen Quellen nicht ersehen, auf welcher Seite das Recht war, doch nahm sich die Behörde des Kantors an.

Infolge solcher Gegnerschaft ging Apponius bald wieder fort und bemühte sich um das Rektorat in Dobrilugk, das ihm 1742 nach Ablegung einer Probe auch zugesprochen wurde. In der Streitsache nahm der Rat seinen Advokat und Stadtsyndikus zu Hilfe und die Sache wurde gerichtlich entschieden. Man schickte zwei Viertelsmeister nach Dresden ins Oberkonsistorium, um die Sache für die Stadt zu günstigem Abschluss zu bringen. Das Oberkonsistorium befahl, die erledigte Kantorstelle mit Samuel Epperlein zu besetzen und ihm an einem Sonntage eine Probe abzunehmen. Wenn der Rat der Stadt *„etwas Erhebliches gegen ihn einzuwenden habe, soll er das ad acta eröffnen“*. Die Probe erstreckte sich auf Singen, Lesen, Orgelschlagen und anderen zu diesem Kirchen- und Schuldienst gehörenden Verrichtungen. Rat und Bürger baten, noch zwei andere Bewerber zur Probe zu benennen, was dem Konsistorium zwar bedenklich erschien, doch wurde die Probe verschoben, bis der derzeitige Kantor seine Probe in Dobrilugk abgelegt hatte. Infolge der Widersprüche ist die Probe zweimal verschoben worden.

Um die Kosten der Streitsache mit Apponius und des Kantorwechsels bestreiten zu können, musste eine Kirchenumlage erhoben werden, womit die 113 Schock und 19 Groschen betragenden Ausgaben gedeckt wurden. Der Substitut Johann Carl Thieme, der während der strittigen Zeit die Schule verwaltete, ward 1744 Kantor und Glöckner zu St. Jacobi in Freiberg und Johann Samuel Epperlein aus Bockau (geb.1715) hier Kantor und Organist. Das Amt verwaltete er bis zu seinem Tode am 18.November 1773 und überstand den dritten großen Stadtbrand von 1763. Danach beschwerte er sich über seine schlechte Interimswohnung, worauf die Pfarrgemeinde unter dem 26.Mai 1766 angewiesen wurde, für eine hinreichende Amtswohnung zu sorgen und so bald als möglich zu bauen. Am 26.Juni 1766 musste der Amtmann in Nossen die Stadtgemeinde

Siebenlehn an ihre Pflicht zum Bau erinnern. Sie sollte sich 400 Schock dazu borgen.

Nach Epperleins Tode trat Johann Gottlieb Berthold, der 1726 in Colmnitz bei Freiberg geboren war, sein Amt als Kantor hier 1774 an. Er war also schon fast fünfzig Jahre alt und behielt es bis zu seinem Tode am 23.September 1800. Wir erkennen aus diesen Nachrichten, dass auch die Kantoren, ebenso wie die Pfarrer, ihre Substituten oder Helfer hatten, besonders wenn sie älter wurden und ihr Dienst ihnen zu viel zu werden drohte. Wie wäre auch sonst ein Schulmeister mit Hunderten von Schülern fertig geworden? Besonders deutlich wurde das während des Kantorats des Friedrich Wilhelm Schlegel aus Claußnitz, der es von 1800 bis 1843 innehatte. Die Zahl der Kinder war gewaltig angewachsen, nicht allein durch die reiche Kinderzahl der Familien. Seit 1806 besuchten bereits Kinder aus Breitenbach die Siebenlehner Schule, denen man den weiten Weg nach Nossen nicht zumuten wollte. Wegen der rasch anwachsenden Zahl der Schulkinder nahm Kantor Schlegel auf eigene Kosten einen Schulgehilfen an. 1826 war die Zahl der Schulkinder mit Breitenbach auf 272 angewachsen, welche Zahl Anfang der dreißiger Jahre auf über 300 stieg.
Von den Schulgehilfen sind einige mit Namen bekannt, obwohl die Namen in den Akten meist nicht genannt wurden. 1831 nahm man A. F. Schlichter hier auf, der 1808 in Preßnitz bei Borna geboren war und nach dreijährigem Dienst in Siebenlehn 1834 Schullehrer in Nossen und Niedergruna wurde. 1834 kam als Schulgehilfe Heinrich Gustav Hörig (der Bruder vom Großvater des Verfassers), geboren 1815 in Schwarzbach bei Colditz, nach Siebenlehn, wurde aber schon 1835 zum Schullehrer in Ottendorf bei Hainichen befördert. Ihm folgte K. W. Mittag, der von 1835 bis 1838 Hilfslehrer bei Schlegel war. Ein Sohn unseres Ortes, August Tugendreich Putzger, geboren 1817, wurde sein Nachfolger.
Endlich im Jahre 1835 wurde Ernst damit gemacht, das Dorf Breitenbach nach Siebenlehn einzuschulen. Das Schulgesetz vom 6.6.1835 mit den dazugehörigen Verordnungen verlangte ferner, dass Schulvorstände zu wählen und Lokalschulordnungen aufzustellen waren. Der Bürgermeister, drei Ratsherren - darunter der Stadtrichter - und vier Kommunrepräsentanten, die Angesessene sein mussten, bildeten ihn. Die neuen Schulvorstände, außer dem Pfarrer als Vorsitzenden, waren Lohgerbermeister Carl Gottlob Ruscher, Schuhmachermeister Carl Gottlob Reymann und Schuhmachermeister Johann Leberecht Preußer. Von Breitenbach

kamen Gutsbesitzer Wilsdorf und Christian Gottfried Seidel hinzu, die nun gleich wegen der Vereinigung der Schulbezirke in öfteren Sitzungen zusammenkommen mussten. Doch führten die Verhandlungen nicht so bald zum Ziele, denn Breitenbach drohte mit dem Gedanken, einen eigenen Lehrer anstellen zu wollen, erklärte sich aber schließlich bereit, mit Siebenlehn einen gemeinsamen Schulbezirk bilden zu wollen. Somit war ein weiterer Schritt zur Annäherung beider Gemeinden getan. Die Schwierigkeiten der Vereinigung lagen in den mangelnden Räumen für die größere Zahl der Kinder. Es machte sich ein Anbau an das Schulgebäude notwendig, was heute (1957) die linke Hälfte des Sellhof'schen Hauses ist (1996: Albertstraße Nr.2).

Ferner beschlossen Stadtrat, Kommunrepräsentanten und Schulvorstand am 31.12.1835 gemeinsam, einen zweiten Lehrer auf jeden Fall anzustellen, wobei Knaben und Mädchen getrennt werden sollten. Jedes Kind sollte täglich zweimal Unterricht haben. Der zweite Lehrer könnte Organist werden. Ob Amtswohnung gestellt oder Wohnungsgeld gezahlt wurde, hing von der Wirtschaftlichkeit für die Kasse ab. Für Breitenbach wurde ein Sechstel der Pflichten zur Schulunterhaltung festgelegt. Dieser Anteil betrug damals 166 Schock und 16 Groschen. Da Schulgeld von den Eltern bezahlt wurde, brachte man die Sätze in dreistufige Übereinstimmung: 1 Groschen, 9 Pfennige und 6 Pfennige. Kantor Schlegel erklärte, dass ihm von seiten der Gemeinde Siebenlehn jährlich 400 Schock bewilligt wurden. Er wollte sich als Lehrer der gesamten Kinder des Schulverbandes mit 425 Schock begnügen unter der Bedingung, dass der Besoldungsetat im Falle einer Pensionierung mit 440 Schock angenommen und danach die Pension berechnet wird. Die Besoldung als Kantor und Organist war nicht mit eingerechnet und erforderte auch eine besondere Pension. Doch war die Entschädigung für den weggefallenen Gregoriusumgang eingeschlossen. Das so festgelegte Gehalt wurde vom 1.7.1836 an in monatlichen Raten gezahlt. Den Hilfslehrer beizubehalten, hatte der Kantor bereits versprochen.

Immer noch war man verschiedener Meinung über die Organisation der Schule für die Zukunft, bis durch die Verhandlung vor der Schulinspektion, die in der Schule am 21.4.1836 stattfand, die letzten Schwierigkeiten beseitigt wurden. Den Plan, das Pietzsch'sche Grundstück auf der Endgasse zum Schulhaus zu erwerben, ließ man fallen und baute am alten Schulhaus einen Flügel an. Es sollte ein spezieller Mädchenlehrer angestellt und Knaben und Mädchen sollten in je zwei Klassen unterrichtet

werden. Kantor Schlegel erhielt für die Heizung der eingerichteten zweiten Schulstube jährlich 7 Schock aus der Schulkasse. Einstweilen wurde eine zweite Schulstube bis zum Schulbau ermietet und zwar im Burkhardtschen Hause gegenüber (heute 1996 Nr.3). Der Anbau wurde beschlossen. Am Ostgiebel der Schule sollte der Flügel mit einer ebenso großen Schulstube im Erdgeschoß und einer zweiten Lehrerwohnung im ersten Stock angebaut werden. Der Hilfslehrer, der bisher auf Kosten Schlegels gehalten worden war, sollte ungefähr 120 Schock erhalten, die Schlegel von seinem Gehalt abtrat. Bei seinem eventuellen Wegfall sollten die beiden Schulstellen gehaltlich etwas gleichmäßiger ausgestattet werden. Als einstweilige Schulstube wurde die Unterstube des Kirchvorstehers Funke für 1 Schock und 8 Groschen Zins monatlich ermietet. Sie war 10½ Ellen lang und 9 Ellen tief. Der zweite Lehrer erhielt 10 Schock Heizungsgeld für seine Wohnung. Nach dem Austritt des derzeitigen Knabenlehrers Schlegel sollte das Fixum der Stelle erhöht und das Organistenamt damit verbunden werden. In den Oberklassen wurden die Geschlechter getrennt.

Der Schulneubau ging nun 1837 vor sich. Ein Teil des Friedhofes wurde mit als Bauplatz verwendet. Der Maurermeister Hofmann bekam 518 Schock, der Zimmermann Schneider 250 Schock. Die Raten für die Bezahlung waren folgende: Erste Zahlung bei Beginn des Baues, zweite Zahlung beim Heben des Gebäudes, die dritte Zahlung, wenn der Ausbau zur Hälfte fertig war und die vierte Zahlung bei Abnahme des Baues. Am 16.Oktober 1837 wurde der Bau abgenommen. Er kostete 852 Schock, 14 Groschen und 8 Pfennige, wozu das Ministerium des Kultus 150 Schock Unterstützung gewährte. Breitenbach trug den siebenten Teil dazu bei. Die zweite ständige Lehrerstelle wurde mit dem Hilfslehrer Carl Wilhelm Mittag besetzt, der seit zwei Jahren hier tätig war, bald aber die Schulstelle in Heinitz erhielt. Nach einer Probe der beiden vorgeschlagenen Bewerber H. Zinnert und Karl Gottfried Vinz am 14.6.1838 wurde Vinz gewählt und am 11.10.1838 eingeführt.

Die Kosten des Baues wurden aufgebracht durch Besteuerung der Siebenlehner Kommunikanten und den Breitenbacher Besitzern von Kirchenständen in der hiesigen Kirche, denn Breitenbach gehörte damals kirchlich noch zu Nossen.

Das neue Schulhaus war nun an der Frontseite 33 Ellen lang und 17½ Ellen tief, im Erdgeschoß aus Mauerwerk, im Obergeschoß „*ausgestocktes Klebwerk*“. Der neue Giebel war steinern, die Bedachung aus Dachziegeln, für

die damalige Zeit ein durchaus moderner Bau mit allen Schutzmöglichkeiten gegen Brandgefahr versehen.
Infolge des Schulgesetzes von 1835 wurden in den vierziger Jahren die Naturallieferungen abgelöst, und zwar für 9 Scheffel Gnadenkorn jährlich 27 Schock, 7 Neugroschen und 5 Pfennige an Michaelis jedes Jahres vom Rentamt Nossen zu zahlen. Das Einkommen des Kantors war nicht feststehend, sondern richtete sich nach dem Dienste bei den kirchlichen Handlungen. So bezog Kantor Schlegel nach dem von der Kreisdirektion Leipzig genehmigten Regulativ:

1.) 10 Groschen für drei Gevatterbriefe
2.) 20 Groschen bei einer Trauung
3.) 10 Groschen bei einer Leiche mit Abdankung
4.) 20 Groschen bei einer Leiche mit Leichenpredigt
5.) 2 Groschen bei einer Leiche mit Standrede

Für den Gesang jeder einzelnen, besonders bestellten Arie waren außer dem den Kantor zukommenden Gebühren, ohne Unterschied der Begräbnisklassen, aber mit Ausnahme der Armenleichenbeerdigung, 5 Neugroschen zu fordern. Für Begräbnisse auf dem „inneren Kirchhofe" waren stets Gebühren der 1.Klasse zu zahlen, weil diese seltene Begräbnisart als eine erhöhte Begräbnisfeierlichkeit zu betrachten war. Auf Gebühren von Armenleichen hatte der Kantor, wie auch der Pfarrer und die Leichenträger keine Ansprüche.

Der pensionierte Kantor Schlegel wurde 1843 zunächst provisorisch ersetzt. Der Kandidat der Theologie Julius Bernhard Schulze verwaltete zunächst die Kantorstelle und die erste Lehrerstelle und übernahm den Unterricht in der 1.Klasse der Knaben und in der 2. gemischten Klasse. Er hatte die schriftlichen mit dem Kantordienst verbundenen Arbeiten bis zur Wiederbesetzung der Lehrerstelle zu besorgen und erhielt für die schriftlichen Arbeiten monatlich 16 Schock und 20 Groschen. Die Klasseneinteilung wurde auf Antrag der Schulgemeinde in der Weise durchgeführt, dass der erste Lehrer die Knaben in zwei Klassen, der zweite Lehrer die Mädchen ebenfalls in zwei Klassen unterrichtete.
Als Kantor emeritus erhielt Schlegel 225 Schock Pension jährlich in monatlichen Raten pränumerando, welche den beiden Lehrern von dem ausgeworfenen Gehalt gekürzt wurden, und zwar dem ersten Lehrer um 175 Schock, dem zweiten um 50 Schock. Für beide Stellen gab der Schulverband Siebenlehn-Breitenbach 450 Schock aus, so dass der Ertrag des

Schulgeldes von 273 Schulkindern in Höhe von 474 Schock und 15 Neugroschen fast allein für die Lehrergehälter aufging. Doch stieg die Zahl der Kinder bald über 300. Im Jahre 1840 waren es 301, 1841 schon 316 und 1842 dann 329, trotzdem nach dem Bericht vom 16.10.1843 die Steingutfabrik in der Steyermühle zu diesem Zeitpunkt bei weitem nicht mehr wie früher betrieben wurde, weshalb eine Menge Fabrikanten (Porzellanmaler und Possierer) und Arbeiter weggezogen waren und dadurch sich die Kinderzahl vermindert hatte. Aber das Schulgesetz von 1835 wirkte sich aus und 1843 wurde das Organistenamt vom Kantoramt getrennt. Kantor und erster Lehrer wurde nach dem Provisorium des Theologiekandidaten Schultze im selben Jahre Carl Hermann Fischer. Am 16.10.1843 verpflichtet sich die Schulgemeinde die beiden Lehrerstellen zusammen mit 450 Schock zu dotieren, wozu noch andere Zinsen als Einnahmen für die Lehrer kamen:

1.) Freie Wohnung
2.) 6 Klaftern hartes und 2 Klaftern weiches Scheitholz, 1 1/2Schock hartes, 2 Schock weiches Reisigholz mit der Verbindlichkeit, davon zugleich die eine Schulstube zu heizen
3.) 6 Schock und 8 Groschen Pachtgeld für die dem Schullehn gehörigen Äcker
4.) 3 Schock und 22 Groschen Legatenzinsen aus der Kirche
5.) 10 Schock und 7 Groschen Besoldung aus der Kirche
6.) 8 Schock und 27 Groschen aus dem Königlichen Rentamt Nossen
7.) 5 Schock, 4 Groschen und 2 Pfennige Tranksteuer-Benifizium
8.) 20 Schock und 17 Groschen Hospital- und Kommunbesoldung
9.) 34 Schock durchschnittlich Organistengeld von der Kirchfahrt
10.) 26 Schock und 7 Groschen Rente für abgelöstes Getreide aus dem Königlichen Rentamte, einschließlich des Zuschusses aus der Kasse des Königlich Hohen Ministeriums,
11.) 5 Schock und 25 Groschen ungefähr von den Trauungen
12.) 16 Schock und 16 Groschen ungefähr von den Beerdigungen
13.) 17Schock und 7 Groschen ungefähr von den Gevatterbriefen
14.) 11 Schock und 7 Groschen von dem Kirchenduplikate
15.) 1 Schock und 10 Groschen ungefähr von den Opferpfennigen
16.) 1 Schock und 4 Groschen vom Braupfannenzins.

Das Holz unter 2.) wurde bisher lediglich von der Stadt Siebenlehn kontributiert. In Zukunft lieferte Breitenbach jährlich 2 Klafter weiches 6/4 elliges Scheitholz dazu und fuhr es kostenlos zur Schulwohnung.
Die Renten für den Kantor und Organisten aus der Königlichen Kultus- und Ministerialkasse zu Dresden wurden folgendermaßen berechnet:
Die Korn- und Getreiderente zusammen betrug auf ein halbes Jahr (jeweils Ostern und Michaelis fällig) für den Kantor und Organist 35 Schock, 20 Neugroschen und 1 Pfennig. Hiervon erhielt der Organist an Holzgeld 5 Schock, 4 Groschen und 6 Pfennige, an Decemgeld 4 Schock, 25 Groschen und 3 Pfennige, zusammen also 9 Schock, 29 Groschen und 9 Pfennige.
Außerdem wurden zu Michaelis jeden Jahres daher noch 3 Schock Zuschuss zur Getreiderente erhoben, wovon beide je 1 Schock und 15 Groschen erhielten. Der Kantor erhielt außerdem zu Ostern und Michaelis je 4 Schock 13 Groschen und 6 Pfennige Almosengeld aus der Königlichen Kultus-Ministerialkasse. Weil die betreffenden Ablösungskapitale in der Folge 4% gewährten, so erhöhte sich der Zinsbetrag nun auf halbjährlich zu Ostern auf 43 Schock, 5 Neugroschen und 9 1/2 Pfennige, zu Michaelis mit Getreiderentenzuschuss auf 46 Schock, 5 Groschen und 9 ½ Pfennige. Hiervon erhielt der Organist zu Ostern 11 Schock, 2 Groschen und 9 Pfennige und zu Michaelis 13 Schock, 14 Groschen und 9 Pfennige. Diese Rente war als Grundlast des Kammergutes Zella anzusehen. Hierzu kamen noch durch Ablösung der zwei Singumgänge 20 Schock vom Gregorius-Umgang und 1 Schock als Äquivalent für den Hohneujahrsumgang.
Nach dem Regulativ über Accidentialgebühren vom 15.11.1841 bezog Kantor Schlegel

1.) 10 Groschen für drei Gevatterbriefe (früher 8 Groschen).
2.) 20 Groschen von einer Trauung (früher 16 Groschen).
3.) 10 Groschen bei einer Leiche mit Abdankung (früher 8 Groschen).
4.) 20 Groschen bei einer Leiche mit Leichenpredigt (früher 16 Groschen).
5.) 2 Schock bei einer Leiche mit Standrede (früher 2 Schock).

Es gab damals vier Klassen der Beerdigungen, die am 14.12.1842 durch ein neues Regulativ festgesetzt wurden.

Am 29.4.1844 verpachtete der Nachfolger Kantor Fischer drei Stücke Feld, die zum Schullehen gehörten:

1.) Parzelle 34 des Flurbuches neben der Ratshufe, 76 Quadratruten groß, an den Maurermeister Carl Wilhelm Voigt für 6 Schock und 6 Neugroschen.
2.) Parzelle 72 an der Wiese gelegener Krautacker mit 18 Quadratruten an den Strumpfwirkermeister Carl Heinrich Ferdinand Bohlert
3.) Zwei am Büttnerschen Felde gelegenen Krautacker in Größe von 25 Quadratruten (Parzelle 84) an Schuhmachermeister Ferdinand Hofmann für 2 Schock und 20 Groschen.

Alle Verpachtungen liefen 6 Jahre von 1844 bis einschließlich 1849. Das Pachtgeld war jährlich in zwei Terminen am 1. Mai und am 1. August je zur Hälfte zu entrichten. Bei Rückgabe musste das Haferland gut gedüngt und das andere Land ein Jahr vorher gedüngt als Kartoffelland benützt sein.

Die Besoldung der zweiten mit dem Organistendienste verbundenen Lehrerstelle bestand am 16.10.1843 in:

1.) Freie Wohnung im Schulhause mit zwei Stuben und einer Kammer an der Westseite, dem verschlagenen Bodenraume an der Südseite, die Küche rechter Hand und dem östlichen Keller.
2.) 1 Klafter hartes, 1 Klafter weiches Scheitholz, ferner 2 Klafter weiches dergleichen von der Gemeinde Breitenbach, 1 Schock hartes Reisig mit der Verbindlichkeit, dafür die andere Schulstube zu heizen.
3.) 34 Schock Organistenbesoldung
4.) 13 Schock, 3 Groschen und 5 Pfennige, (die Hälfte der Getreideernte)
5.) 2 Schock, 27 Groschen und 5 Pfennige (die Hälfte von den Trauungen)
6.) 175 Schock von dem Schulgelderfixum.

Alles zusammen waren das 225 Schock und 1 Neugroschen. Das dem zweiten Lehrer bisher für Holz gewährte Äquivalent von 25 Schock fiel weg. Zum Gehalt kamen durch die Ablösung der zwei Singumgänge noch 10 Schock vom Gregoriusumgange.

Im Jahre 1847 waren an der Schule drei Lehrkräfte, weshalb infolge der Vermehrung des Lehrpersonals drei Gesangbücher, drei Exemplare von Fleischers „Deutscher Sprachlehre“ und drei Exemplare von Winters „Stilistische Aufgaben“ anzuschaffen waren. Außerdem hören wir das erste

Mal von der Beschaffung einer Wandkarte von Deutschland, einem Exemplar von Balzers „Einleitung in die Formenlehre und Feldmesskunde“ und einem Exemplar einer Gewerbelehre für Volksschulen.
Im Herbst 1847 führte Fischer den Unterricht in weiblichen Handarbeiten ein, den ebenfalls das Schulgesetz verlangte und der wöchentlich in zwei Abteilungen mittwochs und sonnabends 12 bis 2 Uhr und 2 bis 4 Uhr erteilt wurde und woran 73 Kinder teilnahmen. Das Schulgeld dafür betrug 1 Neugroschen pro Monat, das damit begründet wurde, dass die Schulkasse sonst nicht imstande sei die Kosten zu tragen Die Entschädigung der Lehrerin betrug 3 Schock. Fischer bat in einem Gesuche das Ministerrum des Inneren um 12 Schock jährliche Beihilfe zu dem Unterrichte in weiblichen Handarbeiten. Dabei erwähnte er, dass die Knaben der älteren Schuljahrgänge bei den Vorarbeiten zur Schuhmacherei oder bei der Wachsschlägerei und beim Viehhüten verwendet würden.
Kantor Fischer wurde 1849 versetzt, so dass seine Tätigkeit in Siebenlehn endete. Nach seinem Weggange wurde das Kantorat ein Jahr lang provisorisch verwaltet.
August Tugendreich Putzger, ein Kind unseres Ortes, war schon 1837 als Hilfslehrer in Siebenlehn ein Jahr gewesen. Am 2.Mai 1817 im Klempner Eckert'schen Hause auf der Reinsberger Straße (1996: Reinsberger Straße Nr.3) geboren, hatte er 1837 bis 1838 ein Hilfslehrerjahr verbracht und kam 1838 als Schulvikar nach Grund bei Mohorn, worauf er 1839 Kirchschullehrer in Bernbruch bei Grimma wurde. 1848 wurde er als Mädchenlehrer in Siebenlehn angestellt, wo ihn Pfarrer Kretschmar einwies. Nach dem Weggange von Vinz wurde er 1848 auch Organist, musste aber noch eine musikalische Probe ablegen. Er blieb bis 1852 in diesem Amte und ging dann als Kirchner und zweiter Mädchenlehrer nach Stollberg. Hier wurde er 1854 Kantor und zweiter Knabenlehrer und 1861 Vizedirektor.

Karl Gottfried Vinz, sein Nachfolger auf der Siebenlehner Stelle, aber als zweiter ständiger Lehrer berufen im Jahre 1838, erhielt 1843 den Posten als Organist, den er bis 1848 begleitete. Somit wurde der einstige Nachfolger als Organist Vorgänger Putzgers, der noch bis 1852 das Organistenamt innehatte.
Mittlerweile war 1850 Volkmar Friedrich Göllnitz von Berwalde gekommen und als Kantor in Siebenlehn angestellt worden; ein Amt, das er bis 1877 innehatte. Nach einem neunjährigen Ruhestande, den er auch hier verlebte, starb er am 19.Dezember 1886 im Alter von 68 Jahren 8 Monaten

und 28 Tagen an Lungenschwindsucht und wurde am Tage vor Weihnachten begraben.
Als Nachfolger Putzgers erhielt im Jahre 1852 Karl August Lorenz das Organistenamt. Er kam aus Gottschaina und legte am 2.Mai 1852, am Sonntage Jubilate, früh 8 Uhr, seine Probe in der Kirche ab; daran anschließend in der Schule. Kurz vorher, im März, hatte er eine Beförderungsprüfung bestanden. Vom Siebenlehner Amte ging er 1879 in Ruhe nach der Provinz Sachsen. Er war ein Lehrer der Tochter der Amalie Dietrich, der Charitas, die ihm ein Herbarium schenkte. Zuletzt wohnte er bei Plee, Ecke Nossener Straße und Liebichstraße, in der jetzt Reimann'schen Wirtschaft (1996: Nossener Straße Nr.28). Sein Nachfolger wurde Organist Karl Gottlob Ilgen, Sohn des Steigers und auf dem Huthause zum „Fröhlichen Sonnenblick" geboren.

1848 gab es an der Schule drei Lehrer, welche die Kinder in sechs Klassen unterrichteten; in drei Knaben- und drei Mädchenklassen. Jedes Kind befand sich zwei Jahre in der Elementarklasse, durchlief dann die Mittelklasse in drei Jahren und besuchte zuletzt noch drei Jahre die Oberklasse, vorausgesetzt, dass es die Klassenstufen regelmäßig absolvierte und nicht hängen blieb. Wie es damals allgemeine Ansicht der Pädagogen und der maßgebenden Stellen auch am Orte war, blieben Knaben und Mädchen die ganze Schulzeit hindurch getrennt. Das Schulgeld wurde ebenfalls in drei Stufen bezahlt und betrug für die Elementarklasse 6 Pfennige, für die Mittelklasse 9 Pfennige und für die Oberklasse einen Groschen die Woche.
Nach der Anstellung des Kantors Göllnitz im Jahre 1850, war noch Putzger bis 1852 hier als Organist tätig, der nach seinem Weggange von Organist Lorenz ersetzt wurde, der von 1852 an seinen Kantor Göllnitz im Amte noch um ein Jahr überdauerte bis 1878. Neben diesen beiden amtierte bereits seit 1848 noch Carl Friedrich Größel als dritter Lehrer, der 20 Jahre hier tätig war und am 24.5.1868 im Alter von 60 Jahren, 8 Monaten und 10 Tagen am Schlage starb. Er wohnte am Markte in dem Hause des Klempnermeisters Oswald Bitterlich (1996: Markt Nr. 11) Einmal wird er in einem Schriftstück als Elementarlehrer bezeichnet.
Allem Anschein nach kam in den fünfziger Jahren auch noch ein Hilfslehrer dazu, wenigstens wird 1856 ein Kandidat Steinmüller erwähnt, dem die Befähigung zur Unterrichtsleitung auch in Latein und Französisch vom Konsistorium erteilt wurde. Hierbei sei vorwegnehmend erwähnt,

dass auch in den Jahren 1901 bis 1907 ein Lehrer Otto Steinmüller als fünfter ständiger Lehrer in Siebenlehn angestellt war. Sonst wissen wir von den Lehrern Siebenlehns in den fünfziger Jahren nicht viel. Ein Hilfslehrer Pönig fand um 1850 noch Erwähnung. Auch über dem nächsten Jahrzehnt schwebt nach den in der Schule übrig gebliebenen Akten noch einiges Dunkel. Die ersten Lehrer bleiben dieselben: Göllnitz, Lorenz und Größel. 1860 wird ein junger Lehrer namens Weniger erwähnt. Aber ein anderer ist noch besonders bekannt geworden: Heinrich Emil Dietze, jener Hilfslehrer, dem die von vielen Menschen oft zurückgesetzte Charitas, Tochter der Amalie Dietrich, besonders zugetan war, so dass sie ihm zu Weihnachten eine von Bauer Wenzel erhaltene Christrose mit einem selbstverfassten Vers schenkte, nachdem ihr eine selbstgemalte misslungen war. Dietze hatte Verständnis für des Kindes Wunsch und Wollen. In einer Erzählung ist diese kleine Weihnachtsgeschichte von Charitas Bischoff in ihren späteren Leben festgehalten worden.
Dietze ging 1863 nach Roßwein als ständiger Lehrer, wo er auch nach einem Menschenalter in den Ruhestand trat. Bei seinem Wegzuge von Siebenlehn nahm er eine Siebenlehner Tochter als Frau mit, eine geborene John, die Tochter vom „langen Lob“ in der Kirchgasse. In Roßwein ist er als alter Emeritus im Jahre 1922 gestorben.
1863 war ein cand. rev. min. Karl August Peschel als Vikar an der Schule, an dessen Stelle Emil Max Theodor Kretzschmar bis 1865 angestellt wurde. Von 1867 bis 1870 füllte Karl Emil Glauch die vierte Stelle neben den drei älteren Lehrern aus. Er erhielt als vierter Lehre eine persönliche Zulage von 40 Schock. Bis 1868 war unter den älteren Lehrern kein Wechsel, da Volkmar Friedrich Göllnitz seit 1850 als Kantor, Organist Lorenz seit 1852 und Größel seit 1848 der Schule und dem Orte treu geblieben waren. Im Jahre 1868 wurde Arno Viktor Guido Albrecht als dritter Lehrer nach Größels Tode hier angestellt und blieb bis 1874.
Mittlerweile war Deutschland nach dem erfolgreichen Krieg mit Frankreich ein Kaiserreich geworden, was so manches Unternehmen auch auf kulturellem Gebiete neu belebte. Vorläufig allerdings merkte man das in unserer kleinen Stadt noch nicht. Von 1871 bis 1873 ist Karl Reinhard Höppner als Hilfslehrer zu dem auf vier ständige Lehrer angewachsenen Kollegium hinzugekommen. Ihm folgte von 1873 bis 1876 Theodor Albin Sonntag in gleicher Eigenschaft. 1874 besserte ihm der Schulvorstand sein Gehalt von 180 Schock auf 200 Schock auf.

Im Jahre 1872 feierte man in Siebenlehn ein Schulfest, das erste im neuen Deutschen Reich, mit besonderer Freude und Festlichkeit. 1874 wollte die Schulgemeinde den Lehrer Albrecht, der sich nach Halsbrücke beworben hatte, dadurch hierhalten, dass man eine persönliche Zulage für ihn beschloss. Der Schulvorstand von Breitenbach, der mitzuraten hatte, lehnte diese jedoch ab und genehmigte nur 6 Schock Zuschuss zu seinem Mietzins, worauf Albrecht nach Halsbrücke ging.
Das Schulgeld betrug vom 1.4.1874 an pro Woche 1 Neugroschen und 3 Pfennige.
Der Schulraum reichte schon lange nicht mehr aus. Darum wurden 1872 bei dem Nadler Zetzsche der Schule gegenüber zwei Räume gemietet und bewilligte ihm dafür 52 Schock Miete.
1875 wurde die Knabenfortbildungsschule eingerichtet, welche als etwas ungewohntes Neues auf erhebliche Schwierigkeiten stieß. Es dauerte mehrere Jahre, ehe man sich von Seiten der Eltern, der Arbeitgeber und der Schüler selbst daran gewöhnte. Dadurch wurde auch die Schulraumnot immer ärger und eine radikale Lösung immer dringender. 1877 übernahm Theodor Robert Reichhardt als Kantor und erster Lehrer die Leitung der Schule. Er war Kantor Göllnitzens Nachfolger. Unter seiner Leitung erhielt die Gemeinde ein neues Schulhaus, das an den Stadtrand, an die Nossener Straße gebaut wurde und sechs geräumige Klassenzimmer aufwies. Der Bauplatz war ein von Tischlermeister Schneider erstandenes Feldgrundstück (1996: Nossener Straße Nr.11). Reichhardt war übrigens auf pädagogischem Gebiete schriftstellerisch tätig. Seine Werke waren in Süddeutschland an Schulen eingeführt.
Nachdem Schulleiter Reichardt 1884 im Amte gestorben war, wurde an der Schule das Direktorat geschaffen und das Lehrerkollegium um die neue Lehrkraft vermehrt. Kurz vorher, im Jahre 1882, hatte die Schulgemeinde mit Breitenbach 1471 Seelen und 472 Schulkinder, dazu 99 Fortbildungsschüler. Vier ständige Lehrer, ein Hilfslehrer und eine Handarbeitslehrerin mussten sich in die Arbeit teilen und sie gemeinsam bewältigen, d.h. 114 Schüler auf einen Lehrer!
Aus der Zeit vor Anstellung eines Direktors seien noch folgende Lehrer genannt: Von 1876 bis 1881 war Reinhold Hugo Phillipp als Hilfslehrer, dann als Vikar und endlich als ständiger Lehrer angestellt. 1876 bis 1878 war Ernst Friedrich Leonhardt als Hilfslehrer an der hiesigen Schule. Ihm folgt Karl Hugo Graf 1878 als späterer ständiger Lehrer bis zum Jahr1883. 1879 bis 1880 amtierte hier Gustav Wilhelm Jobst. Am 3.4.1882 trat

Heinrich Erdmann Günther zunächst als vierter ständiger Lehrer und Organist hier an, wurde 1883 dritter ständiger und am 20.6.1884 zweiter ständiger Lehrer und Organist und blieb bis 1887 hier. 1881 wird Robert Müller als Vikar auf der vierten ständigen Stelle genannt. Ein weiterer Vikar im Jahre 1884 war Alfred Rudolf Illgen, der aber bald darauf nach Niedereula ging. Nachdem Organist Karl Gottlob Illgen 1879 dem langjährigen Organist Lorenz in diesem Amte gefolgt war, wurde in den achtziger Jahren der Wechsel in der Siebenlehner Lehrerschaft ziemlich lebhaft. Im Jahre 1881 kam Johannes Martin Kirsten als Hilfslehrer nach Siebenlehn. Er wurde 1883 Vikar auf der vierten ständigen Stelle, 1884 ständig als vierter Lehrer, dann dritter ständiger Lehrer und rückte am 1.3.1887 zum zweiten ständigen Lehrer auf und wurde damit Organist. Er blieb bis 31.3.1901 als solcher in Siebenlehn, an welchem Tage er nach Herzogswalde ging und vom 1.4.1901 an dort Kirchschullehrer und dirigierender Lehrer war, bis er am 1.4.1923 in den Ruhestand trat. Organist Karl Illgen war 1884 Kantor geworden. Heinrich Erdmann Günther, der seit 1882 als Vikar, bald als vierter ständiger Lehrer, 1833 als dritter ständiger Lehrer angestellt worden war, trat an die Organistenstelle und wurde damit zweiter Lehrer, blieb aber nur bis 1887. Ebenso hielt sich Wilhelm Liebscher nur von Ostern 1883 bis 1.2.1887 hier auf, ebenso der Schulvikar Ernst Hermann Kurth von Ostern 1885 bis Ostern 1886. In denselben beiden Jahren befand sich an der hiesigen Schule eine Lehrerin Elisabeth Schmidt, der ein Lehrer Bernhardt Böhm 1886 nachfolgte, aber schon am 15.2.1888 weiterzog, nachdem er die Stelle nur vikariatsmäßig verwaltet hatte. Er wurde nach Köbers Berichten wegen öffentlichen Ärgernisses entlassen. Selbst mit dem ersten Direktor war die Schule nicht gut bedient, denn Ernst Friedrich Göthel, der erste Inhaber dieses Postens ab 3.7.1884, musste wegen sittlicher Verfehlungen 1886 aus dem Amte scheiden.
Als Ersatz für eine fehlende Lehrkraft wurde Marie Luise Auguste Wittig Ostern 1886 als Hilfslehrerin in Siebenlehn angestellt und hielt auch als ständige Lehrerin bis 1893 aus, worauf sie den Dienst quittierte, um sich mit Lehrer Richard Polster zu verheiraten.

Mit der Anstellung des neuen Direktors Johann Heinrich Köber am 1.1.1887 schien eine gewisse Stabilität in die hiesige Lehrerschaft zu kommen. In demselben Jahre kam als dritter ständiger Lehrer Ernst Gotthilf

Illgen dazu, der ein Menschenalter an der Siebenlehner Volksschule wirkte und seinen Direktor noch um 14 Jahre im Dienste überlebte.
Als Hilfslehrer trat der aus Obergruna gebürtige Max Franz Paul ein, der 1889 in gleicher Eigenschaft nach Meißen ging. Er betätigte sich als Schriftsteller, indem er das Buch verfasste: „*Für Herz und Gemüt der Kleinen*".
Im Jahre 1888 kam als ständiger Lehrer Ernst Emil Krause nach Siebenlehn, verließ aber unserer Schule schon nach einem Jahr, um nach Leisnig zu gehen. Dafür wurde der Hilfslehrer aus Ruppersdorf in der Oberlausitz, Karl Robert Stelzig zunächst von 1.5.1889 an als Vikar und bald als vierter ständiger Lehrer berufen, während Franz Richard Polster als Hilfslehrer und später als fünfter ständiger Lehrer 1889 bis 1892 sein Kollege wurde. Für Stelzig wurde Siebenlehn das Arbeitsfeld seines Lebens bis zu seinem 1924 erfolgten Tode. Er versah außer seinem Schuldienst noch ab 1.7.1913 das Organistenamt, wurde 1922 durch Zusammenlegung beider Kirchenämter zugleich Kantor und war gleichzeitig von 1896 bis 1917 Mitarbeiter an der von Direktor Köber gegründeten und geleiteten Schuhmacherfachschule.
Bei Köbers Amtsantritt war die Kinderzahl der Schule auf 565 gestiegen, die von Ostern 1837 wieder in nach Geschlechtern getrennten Klassen unterrichtet wurden. Damit war fast der höchste Stand der Schülerzahl erreicht, der sich in den nächsten zwei Jahrzehnten auf etwa gleicher Höhe hielt, nach 1910 aber rapide sank. In dieser Zeit haben immer sieben Lehrkräfte, einschließlich des Direktors, den Unterricht gemeistert.
Direktor Köber gründete gleich im ersten Jahre seines hiesigen Wirkens die Selekte, eine Abteilung für begabte Schüler, die über das Wissen der einfachen Volksschule hinaus Unterricht in Deutsch und Rechnen erhielten. Seine Lehrer unterstützten diese Einrichtung gegen geringe Entschädigung.
Das Schulgeld für den allgemeinen Unterricht betrug in den Jahren seit 1887 20 Pfennige in der Woche für ein Schulkind und 5 Pfennige in der Fortbildungsschule. Das Schulgeld für den Selektenunterricht war höher, da sich die Einrichtung selbst tragen musste. Bezüglich des Religionsunterrichtes ist zu bemerken, dass die Gemeinde Siebenlehn ebenso wie Breitenbach fast ganz evangelisch war. Unter 550 Schulkindern gab es nur zwei katholische. Obwohl eine Turnhalle nicht im Orte war, wurde im Sommerhalbjahr Turnunterricht erteilt.

Bürgermiliz und Schützengilde

„Wer aus Siebenlehn kommt, heißt Rost und ist Schuster." Ich weiß nicht, wo ich das im Zusammenhang mit einem Schützenfest gelesen habe. Das ist natürlich eine Übertreibung, aber Tatsache ist es, dass vor einigen Jahrzehnten noch bei einer Wahl unter den etwa 200 Familien der Stadt in der Wahlliste 17 Familien mit dem Namen Rost verzeichnet waren, die alle von einem bald nach 1760 eingewanderten Schneidergesellen aus Saalburg abstammten, der eine Siebenlehnerin, eine geborene Ilsig, heiratete und hier sitzen blieb. Und so spielten die Roste auf den Schützenfesten in Siebenlehn eine bedeutende Rolle, bis 1945 die Auflösung der Schützen erfolgte, die Schützenfeste aber bis dahin ihre volksfestmäßige Bedeutung für das Städtchen behalten hatten.
Gewöhnlich währte ein solches Königsschießen drei Tage und stellte alles auf den Kopf. Lange vorher konnte man schon die Vorbereitungen für das größte aller Feste wahrnehmen, denn Häuser wurden frisch abgeputzt, die Hausfronten mit Fahnen und grünen Girlanden geschmückt, die Straßen besonders sorgfältig gesäubert und alles Störende aus dem Wege geräumt, kurz, das Städtchen musste ein neues; freundliches, den Festtagen entsprechendes Gesicht erhalten.

Ihren Ursprung hatte die Schützengilde in der vom sächsischen König und der Regierung ins Leben gerufenen Bürgermiliz vom Jahre 1815. Die Akta publika berichten darüber, dass die Bürgermilizen der öffentlichen Sicherheit halber gegründet werden sollten, wo sie noch nicht bestanden hätten, um die polizeiliche Ordnung aufrecht zu erhalten.
Damit war aber für Siebenlehn ein ständiger Unruheherd geschaffen. Sei es nun, dass sich die Schützen zu viele Rechte anmaßten, oder sei es auch, dass die Stadtoberhäupter zu nachlässig in der Förderung dieser Einrichtung war - aber vielleicht trug auch beides dazu bei -, jedenfalls entstand zwischen dem Stadtrat mit dem Bürgermeister an der Spitze und der Bürgermiliz ein kalter Krieg, der Jahre währte.
Anfang des Jahres 1815 schien zunächst alles in Ordnung zu verlaufen. Es wurden sämtliche Bürger vom 17. bis zum 40. Lebensjahr registriert und der Bürgermeister Johann George Haubold als Hauptmann bestellt. Apotheker Lehmann wurde Fahnenjunker, Senator Wenzel Premierleutnant, Christoph Friedrich Diezel, der Krämer, Sousleutnant und Gottlieb Wilhelm Reichel, ein Schuhmacher, war Fähnrich. Bürgermeister Gottlieb

Auster wurde Hauptmann der 2. Kompanie, die nur von halber Stärke war. Lohgerber Johann Gottfried Haubold wurde hier Premierleutnant, ein anderer Johann Gottfried Haubold, ebenfalls Lohgerber am Markte, begleitete den Posten als Sousleutnant. Fähnrich dieser halben Kompanie war Ferdinand Neubert, der Pächter der Beyermühle. Wendelinus Löwe, der Chirurg, war Feldwebel. Die Musik führte der Tambourmajor Johann Gottfried Heymann, der im Zivilberuf das Sattlerhandwerk betrieb. Als Hautboisten figurierten Sigismund Schneider, Karl August Löwe, Gottfried Kirbach, Gottlieb Rösner und Carl Preußger. Dem Aufzuge der Schützen marschierten als Sappeure oder Zimmerleute Zimmermeister Gottlob August Schneider und Gottlieb Krause voran. Den Bäcker Johann Gottfried Rost machte man zum Rechnungsführer.
Die Gemeinde sollte zunächst beraten, wie die Schützenkompanie mit möglichst geringer Belastung für den einzelnen Schützen aufgestellt werden könne. Es wurde eine Liste mit 128 Namen erstellt, doch schien sie vorläufig nur auf dem Papier in den Akten zu stehen. Mit einem Schmause am 19.11.1815 wurde die Gründung der Bürgermiliz eingeleitet, wobei der gesamte Stadtrat, der Amtmann Schubert von Nossen, sowie der Steuerprokurator Erchenbrecher, der zugleich Stadtschreiber von Siebenlehn war, teilnahmen. Die Kosten für das Essen betrugen 11 Schock, 9 Groschen und 6 Pfennige. Damit war fürs erste alles getan. Eine zweite Spezifikation für verbrauchte Waren bei einer Gründungsmahlzeit stellte Bürgermeister Johann George Haubold nochmals drei Jahre später am 19.1.1818 auf. Es hat demnach drei Jahre später nochmals eine Gründungsversammlung, gegeben. Man hatte es eben nicht eilig.
Bereits Ende des Jahres 1818 am 14.Dezember beschwerte sich das Korps der Bürgerschützen mit ihren Hauptmann Friedrich Wilhelm Hillig und August Ludwig Palisch über Anfeindung von Seiten des Stadtrates, der die neu aufgenommenen Bürger nicht zum Dienst im Schützenkorps verpflichte.
Der Beschwerdeschrift an den Justizamtmann Schubert in Nossen nach, habe der Rat der Stadt das Ansehen des hiesigen Schützenkorps nicht befördert, *„sondern sogar durch injurienze Äußerungen dasselbe herabzusetzen gesucht*“. Sie bitten die Oberbehörde, eine Verordnung an den Stadtrat zu erlassen, dass er sich fernerhin aller ungebührlichen Ausdrücke enthalte und die neu aufzunehmenden Bürger auch für das Schützenkorps verpflichte und sie nur in Schützenuniform aufnähme. Darauf erhielt der Stadtrat von dem Amtshauptmann Franz von Hartmann aus Meißen

einen Verweis, solche Ungebührlichkeiten zu unterlassen. Die Stadtverwaltung wehrte sich gegen diese Klagen, indem der Stadtrat sich über die Übergriffe beklagte, die sich das Schützenkorps zuschulden kommen lasse. Ohne seine behördliche Erlaubnis wären die Schützen beim Ostermarkte am 16.März auf Wache gezogen und hätten Polizeidienste ausgeübt, indem sie sogar auswärtige Gäste arretiert hätten. Das bezog sich auf den Fall Teichert, der von Nossen zu Besuch hier im Reihschank eingekehrt war. Der Gendarm wurde nicht beachtet, der Teichert schützte und aussagte, dieser habe sich nichts zuschulden kommen lassen. Hauptmann Hillig ärgerte sich darüber und behauptete, sie seien alle nicht nüchtern gewesen.
Wer von den Schützen die Wache selbst nicht halten wollte, musste einen Ersatzmann stellen. Der Stadtrat musste sich wieder wehren. Außerdem seien die Vorkommnisse zu einer Zeit geschehen, da die Schützen noch nicht konfirmiert gewesen wären und der Rat verlangte mit Recht, dass ihm das Aufgebot und die Veranstaltungen der Schützen gemeldet würden. Für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, sei Aufgabe des Gendarmes. Auch stellte der Rat die Forderung, dass ohne seine Erlaubnis die Schützen kein Spiel rühren dürften. Dabei berief er sich auf seine neue Ratsordnung vom 7.11.1807. Daraufhin wurde am 4.6.1819 das Schützenkorps vom Amtshauptmann angewiesen, sich aller Eingriffe in das Polizeiwesen der Stadtbehörde zu enthalten, den Stadtrat als seine erste Obrigkeit anzusehen und bei allen öffentlichen Auf- und Umzügen dessen Genehmigung dazu einzuholen. Dem Stadtrat wird auferlegt, die neu aufgenommenen Bürger zum Eintritt in die Schützenkompanie anzuhalten und zu veranlassen, dass sie ihren Verpflichtungen nachkommen. Keiner der Schützen durfte ohne ausreichende Entschuldigung vom Auszuge fernbleiben.
Nun flatterten dem Schützenkommandanten alle möglichen Ausreden ins Haus. Am 11.8.1820 wurde eine Liste derjenigen Bürger aufgestellt, die zwar unterschrieben hatten, dem Schützenkorps beizutreten, aber ihren Pflichten nicht nachgekommen sind. Es waren allein 29 Bürger, die die verschiedensten Gründe vorbrachten. So behauptete Johann Friedrich Lauenstein, einen Bruch zu haben, und sein Namensvetter Carl Friedrich Lauenstein klagte, dass er zum Tragen eines Gewehres zu schwach sei. Am 18.3.1820 erschien auf Ladung vor dem Stadtrat der Bürger Karl Gottfried Rost. und sagte aus, seine Montur sei am 13.12.1818 von einem Dresdner Bäckergesellen gestohlen worden. Bis dato hätten es seine

Vermögensverhältnisse noch nicht gestattet, sich eine neue Uniform anzuschaffen. Weißgerber Johann Christian Haubold machte einen lahmen Arm geltend und sagte, dass auch niemand bei ihm gewesen sei, um ihn zum Beitritt aufzufordern. Dasselbe brachte der Schuhmacher Friedrich Rost vor mit dem Zusatz, dass er sehr arm sei und vor wenigen Jahren erst Konkurs gemacht hätte.
Infolge dieser vielfachen Drückebergerei verlangte Amtshauptmann Franz von Hartmann vom Stadtrat einen Bericht in Form eines Fragebogens als Unterlage zu den erforderlichen Statuten für das Siebenlehner Schützenkorps. Aus diesem Aktenstück geht hervor, dass beide Kompanien am 6.10.1817 eine Fahne erhalten haben, obwohl sie am 21.8.1820 zum Zeitpunkt dieser Berichterstattung noch keine Statuten hatten. Die neuen Bürger waren seit dem 1.2.1817 in der neuen Schützenuniform verpflichtet worden. Die beiden Kompanien wiesen eine Stärke von 112 Mann auf, worunter sieben Offiziere waren. Vom 1.2.1817 bis 1820 sind 27 neue Bürger aufgenommen worden. Ein Fonds für unbemittelte Schützen war nicht vorhanden. Die Uniformen waren durch Vorschüsse oder Kredit beschafft worden. Für die Waffenübungen stand ein Stück Kommunfeld zu Verfügung, für das anfangs Pacht bezahlt wurde, die später wegfiel.
Hauptmann Hillig schlug am 1.9.1820 dem Stadtschreiber Erchenbrecher vor, dass jeder Schütze wöchentlich 3 bis 6 Pfennige in eine Kasse zahle, die zur Anschaffung von Uniformen dienen sollte Doch war das Drücken vom Schützendienst noch nicht ausgerottet. Am 17.10.1820 wurden fünf Bürger angezeigt, die nicht zum Dienst erschienen waren. Am 3. November entschuldigte Johann Gottlieb Lauenstein sein Ausbleiben damit, dass er den Forsthof gekauft und gerade an diesem Tage aufs Amt gemusst habe. Auch in den folgenden Jahren ging die Dienstverweigerung weiter. Es kamen wieder und wieder Fälle des Wegbleibens von Schützen beim Auszuge vor und man vermisste auf Seiten des Stadtrates die nötige Initiative, so dass am 17.8.1824 der Kommandant den Stadtrat um eine Abschrift der Protokolle bei Vernehmung der säumigen Schützen bat. Amtshauptmann von Broizen in Freiberg, zu dessen Verwaltungsbezirk Siebenlehn zu dieser Zeit gehörte, gab dem Stadtrat am 20.11.1825 einen Verweis, dass er nicht mit der nötigen Energie die widerspenstigen Bürger zum Eintritt in die Schützenkompanie veranlasst habe. Er drohte, den Stadtrat selbst zur Verantwortung zu ziehen.
Am 31.12.1825 entschuldigte und verteidigte sich der Stadtrat bei der Amtshauptmannschaft mit dem Argument, dass es Polizeisache sei, die

Bürger zu ihrer Pflicht in der Schützenkompanie zu zwingen. Sechs Wochen später am 16.2.1826 meldete der Schützenhauptmann die säumigen Schützen dem Stadtrate. Nun erfolgten fortlaufend Vernehmungen widerspenstiger Bürger. So wird von Johann Gottlob Löwe berichtet, er wäre erst Schütze gewesen, habe später den Dienst versäumt und schließlich die Montierungsstücke verkauft, weil er Geld gebraucht habe. Ab 1.1.1824 führte das Schützenkorps eine Kasse. Johann George Köhler wurde Schützenschreiber. Doch schon im nächsten Jahre waren die restgebliebenen Beiträge auf 30 Schock und 20 Groschen aufgelaufen. Um Lust zu machen, stiftete man 10 Schock zum Vertrinken. Aber selbst dieses Beginnen gab Veranlassung zur Zahlungsverweigerung der geringen Beiträge. Man habe diesen Beschluss nicht mitgefasst und fühle sich nicht an ihn gebunden.
So wurde dauernd an der Einrichtung der Nationalgarde kritisiert. Am 26.4.1827 gab es bei der Schützenkasse noch 25 Restanten.
Nach dem Tode des Königs Friedrich August I. wurden wegen Landestrauer alle Schießübungen bis auf weiteres eingestellt. In einem Mandat vom 22.3.1828 verordnete der neue König Anton, dass in den Städten mit mindestens 1000 Einwohnern Bürgergarden errichtet werden sollten, allerdings in bescheidenem Maße. Zehn Mann waren die Minimalgröße und mit je 500 Einwohnern mehr sollte die Zahl um fünf Mann steigen. Die Uniformen mussten sich die Gardisten selbst beschaffen, ebenso die Armierungsstücke. Die Offiziere waren durch die Stadträte zu wählen. Siebenlehn hatte damals 1340 Einwohner. Bürgermeister war am 1.3.1829 Johann Gottlieb Auster. Zum Chef dieser Polizeitruppe wurde der Stadtrichter und Ratsmann Carl Friedrich Metzler ernannt. Erst am 17.4.1837 zeigte er der Amtshauptmannschaft Rochlitz an, dass er die Wahl angenommen habe.

Zum 25jährigen Jubiläum ihres Bestehens war die Schützengesellschaft auf der Höhe ihres Bestandes. Am 9.Oktober 1842 konnte das Fest mit großem Gepränge gefeiert werden. Metzler war nicht lange Kommandant gewesen. Der praktische Arzt der Stadt Camillo Friedrich Kreyß übernahm bald die Führung und unter dessen Kommando die Schützengesellschaft das Fest bei zahlreicher Beteiligung und einem Bestande von über 150 Mann begehen konnte. Früh beizeiten, als die braven Bürger müde vom vorabendlichen Karpfenschmause beim Bataillonstambour Friedrich Heymann noch in den Federn lagen, weckte eine starke Reveille

zum Feste. An diesem Tage wurden besonders die Schützen geehrt, die seit der Gründung der Fahne treu geblieben waren. Sie erhielten ein grünweißes Band als Auszeichnung, das auf der Uniform immer zu tragen war.
Am Vormittag holte das Schützenkorps die Ehrenmitglieder und alten Schützen ab und man marschierte zum Festgottesdienst in die Kirche, wo die Fahne vor dem Altar mit einer Ehrenwache der Korporäle aufgestellt wurde. Pfarrer Wolf hielt eine entsprechende Festpredigt und Kantor Schlegel führte eine festliche Kirchenmusik auf. Der hiesige Männersingverein überraschte die Festgemeinde vom Kirchturm herab mit einem Lied während mehrfach Böllerschüsse gelöst wurden. Am Festmahl um 1 Uhr mittags nahmen auch die Frauen der Schützen teil. Ein Festball am Abend beschloss die Feierlichkeiten nach dem der Einzug mit Illumination der Häuser vorüber war.
Aber bald sollte die Schützengesellschaft bzw. die Bürgergarde eine innere Krise durchmachen. Am 7.6.1843 beschwerte sich Schuhmachermeister Johann August Zeugfang wegen seines Ausschlusses vom Schützenkorps beim Stadtrat. Das Bataillonsgericht unter Vorsitz des Kommandanten Camillo Kreyß habe ihn aus dem Korps und damit aus der Sterbehilfskasse ausgeschlossen. Er habe dazu keine Berechtigung. Kreyß schrieb an den Stadtrat, er habe sein Amt als Kommandant kurz vorher niedergelegt und auch die Ausschließung nicht ausgesprochen. Das sei von den ehemaligen Schützenmitgliedern geschehen; man müsse sich also an diese wenden. Der Prozeß um Zeugfangs Klage dauerte bis in die fünfziger Jahre und endete mit seinem endgültigen Ausschluss.

Dieser halbamtliche Schützenverein gab Anregung zu anderen zweckmäßigen Zusammenschlüssen und zur Bildung von Vereinen, die meist freiwillig auf Anregung einzelner führender Geister entstanden, nachdem die Obrigkeit mit dem Beispiel der Bürgergarden vorangegangen war. Mag die unsichere Lage nach den jahrzehntelangen Unruhen der Freiheitskriege die Ursache gewesen sein, es wurde damit eine Bewegung ins Leben gerufen, die vielleicht auch gegen den bekundeten Freiheitswillen des Volkes einen Riegel vorzuschieben geeignet war und die Freiheitsbestrebungen in patriotische Bahnen lenken sollten. Zur Vorarbeit war hier wie auch anderwärts der Stadtrat aufgefordert worden, unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse zu beraten, wie die Aufstellung und Einrichtung der Bürgergarden am besten ohne Bedrückung des

einzelnen Bürgers geschaffen werden könnten. Der erste Fragebogen von 1815 verlangte Auskünfte darüber, wo schon Bürgerkompanien bestanden und ob diese konfirmiert, d.h. durch die Behörde bestätigt seien. Siebenlehn hatte bis 1817 noch keinerlei Schritte unternommen, eine städtische soldatische Macht aufzustellen.
Als Ergebnis weiterer Beratungen und Maßnahmen ergab sich eine Registrierung der Bürger zwischen 18 und 40 Jahren. Die Liste wurde dem Amtshauptmann zu Meißen eingereicht. Neu-Bürger durften nach dem Gründungstermin vom 1.2.1817 laut königlichen Mandats nicht mehr aufgenommen werden, wenn sie sich nicht zu dem Schützenkorps bekannten und bereits die Kluft der Schützen bei der Bürgerverpflichtung trugen. Der Rat sollte fernerhin Vorschläge machen, wie diese Kommunalgarde einzurichten sei. Die Liste des Rates führte 128 Namen auf, welche wohl alle Bürger im dienstpflichtigen Alter enthielt. Als Hauptmann der 1.Kompanie fungierte der regierende Bürgermeister Josef George Haubold selbst; der Führer der 2. Kompanie, die nur die halbe Stärke hatte, war Johann Gottlieb Auster. Die ausgewählte Mannschaft wurde nach dem Heymannschen Saale beschieden, wo die offizielle Gründung stattfand. Das Mahl dabei erforderte einen Aufwand von 27 Schock, 17 Groschen und 6 Pfennige. Zehn Schock werden auf die Kammereirechnung der Stadt übernommen, das andere mag Staatszuschuss gewesen sein. Da die Armaturen aus den Gemeindesäckel zu beschaffen waren, bedeutete diese Ausgabe für eine arme Gemeinde schon eine erhebliche Belastung, die durch die Dienstverpflichtung auch der Ratsmitglieder noch drückender wurde.
Bald aber zeigte das Schützenkorps eine andere Zusammensetzung. Der Bürgermeister Haubold wahrscheinlich auch schon älter als 40 Jahre, verschwand als Hauptmann und auch die Wahl des Besitzers der Steyermühle Auster scheint hinfällig geworden zu sein und zum Wechsel im Kommando geführt zu haben, denn schon im Jahre 1818 ist der auch als Bürgermeister bezeichnete Friedrich Wilhelm Hillig Kommandant und August Palisch sein Stellvertreter.
Nach mehrjährigem Hin und Her, von einigen mit „lobenswerten Eifer“ betriebenen Rüstung, vor anderen aber sabotiert, steht das Korps der Siebenlehner Schützen in einer Stärke von 151 Mann, einschließlich der 7 Offiziere, die alle uniformiert und ausgerüstet sind. Einen Fonds für die Uniformierung besteht nicht. Die Waffenröcke sind teils durch

Entgegenkommen der Lieferanten teils durch Beihilfen zu den Kosten besorgt worden.
Aber trotzdem versuchten immer und immer wieder einige durch die Lauheit des Stadtrates ermutigte Saboteure, sich vom Dienste bei der Nationalgarde zu drücken. Noch am 16.2.1826 zeigten die Kommandanten der Schützen eine Anzahl Bürger beim Stadtrate an, die sich von ihrer Pflicht des Schützendienstes zu befreien suchten, ferner eine Anzahl, die noch keine Uniform haben und die Beiträge an die Schützenkasse schuldig sind.
Nach all diesen Erfahrungen muss man das Verzeichnis des Schützenkorps im Jahre 1826 mit seinen 151 Namen skeptisch betrachten.
Mittlerweile warf die Revolution von 1848 ihre Schatten voraus. Am 4.9.1846 fragte die Amtshauptmannschaft Döbeln auf Forderung des Ministeriums des Innern an, ob die bestehende Schützengesellschaft zu polizeilichen Zwecken verwendet würde, ob sie Statuten hätte, ob diese einer Revision bedürften, und verlangte ein Exemplar zur Kontrolle. Am 15.9.1846 berichtete der Stadtrat an die Behörde, dass nach Erkundigungen beim damaligen Kommandanten, die hiesigen Schützen seit dem Jahre 1837 nicht mehr zu polizeilichen Dienstleistungen verwendet wurden, nachdem sie bis dahin Wachtposten während des Jahrmarktes versahen. Sie seien aber bereit, bei Störungen der öffentlichen Sicherheit mitzuhelfen, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Das Schützenkorps war eine Privatgesellschaft geworden. Auf Anregung des Innenministeriums beschloss der Stadtrat wegen möglicher Störungen die Einrichtung einer allgemeinen Bürgerwehr und betraute den praktischen Arzt Dr. Kreyß als stadträtlichen Kommissar mit Organisation und Leitung derselben. Die Obrigkeit hatte ein Augenmerk auf die Vereinigungen der Bürger. Noch am 3.2.1849 verpflichtete der Amtshauptmann von Döbeln die Schützengesellschaft, ihre Vergnügungen nur in der herkömmlichen Weise innerhalb des Ortes zu beschränken und zur rechten Zeit die Erlaubnis der oberen Polizeibehörde einzuholen.
Unter dem Einfluss der Vorgänge von 1848 verbot am 28.12.1850 der Siebenlehner Stadtrat das Trommeln zu Silvester und Neujahr. Am 7.6.1851 feierten die Siebenlehner Schützen ihr Schützenfest und hatten das Nossener Schützenkorps eingeladen, weshalb dessen Kommandant beim Stadtrat zu Siebenlehn beantragte, dass das Nossener Korps mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel und Waffen einziehen dürfe. Am 21.6.1851

bot die hiesige Schützengesellschaft der Stadt ihre Dienste an, weil durch das Gesetz die Kommunalgarden aufgehoben worden waren.
Die früheren Schwierigkeiten in der Schützengesellschaft mit Ausnahme von Zeugfangs Revolte waren wohl weniger wegen gegenteiliger politischer Gesinnung als vielmehr wegen den mit dem Schützendienst verbundenen Unbequemlichkeiten und Kosten geschehen. Durch den Verzicht auf die Verwendung der Schützengilde beim Sicherheits- und Wachdienst seit 1837 verlor diese ihre halbamtliche Bedeutung und wurde künftighin nur als ein privater Verein gewertet, zu dem sich bald weitere mit anderen Zielen gesellten.
Am 1.9.1867 beging die Schützengesellschaft ihr 50jähriges Jubiläum mit großem Gepränge. Früh weckte die Reveille die Einwohner zum Festtag. Von 9 bis 10 Uhr fand der Empfang der auswärtigen Gäste auf dem Markte statt. Nach einer Begrüßungsansprache erfolgte der Festmarsch in die Kirche und nach dem Festgottesdienste begab sich die Festgemeinde im Zuge nach dem Schützenhaus, wo die Festtafel gehalten wurde. Danach erfreute ein Konzert mit Freibier die Teilnehmer im Schützenhausgarten. Noch einmal formierte sich der Festzug durch die Stadt. Ein Ball im Schützenhaussaal beschloss das groß aufgezogene Schützenfest.

Wenige Jahre danach kam der Krieg mit Frankreich, in dem sich die Einigkeit Deutschlands bewährte und damit die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches auf den Schlachtfeldern vor Paris erfolgte. Auch Siebenlehn zahlte dazu seinen Blutzoll, indem drei seiner Söhne auf den Schlachtfeldern blieben. Ihrer gedenkt die Erinnerungstafel an der Kirche:

Zur Erinnerung
an
Gottlob Haubold, gefallen am 1. September bei Sedan
Theodor Tugendreich Fehrmann, gestorben am 3. Dezember 1870 bei Annei
Max Rößner, gefallen am 21. Dezember bei Ville Ewart.

Die Tafel wurde am 15.12.1872 durch Bürgermeister Dr. Kreyß eingeweiht.

Dis Schützengilde bewährte sich in der Folgezeit der Revolutionsjahre als ein Verein zur gegenseitigen Unterstützung seiner Mitglieder. Besonders ließ er sich angelegen sein, beim Abgang der Mitglieder durch den Tod ein schönes und ehrenvolles Begräbnis zu sichern, weshalb er auch

besonders Zulauf an Mitgliedern erhielt, die niemals dem früheren Ziel der Schießübungen und der Ertüchtigung mit Waffen ergeben waren. Im Jahre 1864 hatte die Begräbniskasse der Schützen 245 zahlende Mitglieder bei wenigen ausgesteuerten, d.h. schon steuerfreien Mitgliedern, deren Zahl in den folgenden Jahren naturgemäß zunahm. Bei einer Jahreseinnahme von 139 Talern, 12 Neugroschen und 9 Pfennigen und einer Ausgabe von 132 Talern, 20 Neugroschen und 1 Pfennig hatte die Gesellschaft bereits ein Vermögen von 1270 Talern, 14 Neugroschen und 8 Pfennigen angesammelt. Schon fünf Jahre danach, im Jahre 1869 zählte die Schützengesellschaft bei noch 152 zahlenden Mitgliedern bereits 110 freigesteuerte. Die Einnahme betrug 269 Taler, 2 Neugroschen und 9 Pfennige, die Ausgabe 210 Taler, 21 Neugroschen und 8 Pfennige. Das Vermögen war auf 1636 Taler, 1 Neugroschen und 1 Pfennig gestiegen.

Das Verhältnis der zahlenden Mitglieder zu den freigesteuerten verschob sich in den ersten Jahrzehnten des Zweiten Kaiserreiches noch mehr zugunsten der steuerfreien. Während im Jahre 1871 bei ungefähr 160 zahlenden Mitgliedern 137 freigesteuerten lebten, hielten sie sich bereits 1872 die Waage. Standen doch in diesem Jahre 130 zahlende schon 131 ausgesteuerte Mitglieder gegenüber. Die Einnahme war 883 Taler, 27 Neugroschen und 9 Pfennige, die Ausgabe 753 Taler, 5 Neugroschen und 7 Pfennige. Das Vermögen bestand in 1753 Talern, 5 Neugroschen und 8 Pfennigen. Bei der Art der Mitgliedsbeiträge und der Befreiung nach Vollendung von zehn eingezahlten Talern musste sich die Zahl der ausgesteuerten Teilnehmer erhöhen, auch wenn immer wieder neue Mitglieder dieser Fürsorgeeinrichtung zutraten. 1874 war die Zahl der zahlenden Mitglieder auf 147 gestiegen, freigesteuerte waren es 129. Man nahm in diesem Geschäftsjahre 217 Taler ein und verausgabte 155 Taler, 7 Neugroschen und 4 Pfennige. Das Vermögen betrug 1830 Taler, 18 Neugroschen und 7 Pfennige.

Im Jahre 1876 stellte man endlich die Talerwährung auf die Reichsmark um. 123 zahlende Mitglieder waren noch vorhanden. Ihnen standen 118 freigesteuerte gegenüber. Die Einnahme mit 566,37 Mark übertraf mit Abstand die Ausgabe von 204 Mark. Das Vermögen bestand in 5725,86 Mark. Nach zehn Jahren Kaiserreich im Jahre 1881 zählte die Schützenbegräbnis-Unterstützungskasse noch 102 zahlende und 101 steuerfreie Mitglieder. Bei einer jährlichen Einnahme von 524,53 Mark und einer Ausgabe von 402,86 Mark war das Vermögen auf 6469,26 Mark angestiegen.

Ähnlich war das Bild des Jahres 1882, in dem es 105 zahlende und 95 steuerfreie Mitglieder gab. Die Einnahmen betrugen 325,62 Mark und die Ausgaben 216,25 Mark. Das Vermögen betrug 6574,84 Mark.
So war die Schützenbegräbnis-Unterstützungskasse ein Segen für die Bürger Siebenlehns bis in das Zweite Kaiserreich hinein. Ihre Entwicklung zeigt aber auch, wie die arme Bevölkerung der Stadt sparsam für ihr Wohlergehen sorgte.
Zu jeder Zeit war sich die Schützengesellschaft des Vertrauens bewusst, das Staat und Gemeinde in die Schützenkorps setzten. Als am 21.6.1851 durch Gesetz die Kommunalgarden aufgehoben wurden, bot die Schützengesellschaft dem Stadtrat ihre Dienste an und legte dem Anerbietungsschreiben ihre Statuten bei. E. Ruscher unterzeichnete als Kommandant.

Im Schützenkorps machten sich in den Jahrzehnten mehrfach Veränderungen bemerkbar. Am 6.6.1852 verbot die Döbelner Amtshauptmannschaft ebenso wie andere Schwesterbehörden das Tragen von Uniformen oder Teilen davon, die der Armee eigen waren. Die alten Siebenlehner Schützen hatten allerdings sehr militärähnliche Uniformen. Darum bildete sich daneben noch eine grüne Kompanie, zu der sich anfangs unseres Jahrhunderts noch die Joppenschützen gesellten, so dass das Bild beim Auszuge zum Schützenfest noch bunter wurde. Die drei Kompanien hatten nun allerdings bedeutend geringere Stärke. Das Tragen der alten Uniformen wurde schließlich den Schützen gestattet, sobald sie sich von den z.Z. der Armee eigenen Uniformen durch Schnitt, Farbe und Abzeichen unterschieden.
Mit eingeholter behördlicher Genehmigung nahm die Siebenlehner Schützengilde am Nossener Königsschießen 1853 teil und durfte mit Gewehr und klingendem Spiel dort einmarschieren. Da in den fünfziger Jahren einige zu rügende Fälle von Gesetzesübertretungen vorkamen, beschloss der Stadtrat diejenigen seiner Mitglieder, die zugleich auch Mitglieder der Schützen waren, von den Beratungen des Rates auszuschließen, wogegen sich die Schützengesellschaft in einer Eingabe an die Amtshauptmannschaft wendete. Auf gerichtsamtliche Verfügung schieden eine Anzahl Schützen aus der Gesellschaft aus, denen die Hälfte ihrer Einzahlungen zurückerstattet wurde. Ausscheiden mussten solche, die sich ein Eigentumsvergehen zuschulden kommen ließen, die öffentliche

Unterstützung durch Leseholzzettel erhielten und solche, die lange mit ihren Steuerzahlungen rückständig blieben.
Im Allgemeinen war das Jahrzehnt von 1850 bis 1860 eine Zeit des Tiefstandes in der hiesigen Schützengilde. Am 25.3.1858 wurden nur 31 aktive Schützen gezählt. Doch hielten die Vorteile der Begräbniskasse diesen Stamm noch zusammen. Dieser Tiefstand wurde in den sechziger Jahren überwunden, so dass die Schützengesellschaft gefestigt und zahlreich im Jahre 1871 in das neue Kaiserreich einmarschierte. Öffentliche Um- und Auszüge wurden den Schützen auch im neuen Reich gestattet, nur mussten sie behördlich bei der Amtshauptmannschaft gemeldet sein. Unbehelligt konnte die Siebenlehner Schützengilde ihren Anschuss im Frühling und ihr Königsschießen im Hochsommer festlich begehen. 1851 war der Lohgerbermeister und spätere Ortsrichter Karl Ruscher Schützenkommandant, dem der berichtende Gustav Heyne ein schneidiges Kommando nachrühmte. Sein Nachfolger wurde der Bäckermeister Röthling oder Röthing, den während seiner Amtszeit ein Schimmel trug. Ihm folgte „Hetzelfritze“, der Schlossermeister aus dem heute Möstelschen Grundstück (1996: Markt Nr.13). Weitere Nachfolger waren Stadtrat Wilhelm Putzger, Schneidermeister Heinrich Künzelmann und zuletzt Zigarrenfabrikant Alwin Thieme.
Jeder Schützenkönig. der sich diese Würde erschoss, wurde durch eine gemalte Scheibe geehrt, die gewöhnlich eine Anspielung auf seinen Beruf zeigte und das Jahr seiner Königswürde festhielt. So finden wir auf einer Scheibe eine Schuhmacherwerkstatt, auf einer anderen, wie der „königliche“ Schuhmacher zu Markte wandert.

Zum Schluss mag noch das Programm eines Königsschießens mitgeteilt werden, das gewöhnlich drei Tage dauerte und ein wahres Volksfest für die Stadt bedeutete und woran sich auch alle Einwohner beteiligten.
Die Festordnung im Jahre 1927 war folgende:

Sonnabend, den 23. Juli:	Abends ½ 9 Uhr Zapfenstreich (Sammelplatz Geßner, Albertstraße)
Sonntag, den 24.Juli:	5 Uhr früh Weckruf (Stellplatz bei Kamerad Köpping)
	10 Uhr Aufziehen der Wache im „Gambrinus“
	12 Uhr Königsfrühstück in der „Guten Quelle”
	½ 3 Uhr Kaffeetafel der Schützenfrauen bei der Königin

5 bis 7 Uhr Gartenkonzert und Schießen nach der Scheibe
8 Uhr Einbringen der Fahnen durch die Wachmannschaft
9 Uhr Gemütliches Beisammensein der Schützenbrüder mit Frauen in der „Guten Quelle"

Montag, den 25.Juli: 10 Uhr Aufzug der Wache (Sammelort Hoyer)
1 Uhr Festtafel im Schützenhaus
5 bis 7 Uhr Schießen nach der Königsscheibe (für Frauen Sternschießen)
7 Uhr Proklamation des neuen Schützenkönigs
½ 9 Uhr Einzug und Einführung des neuen Königs.

Dienstag, den 26.Juli: Abends 8 Uhr Festball für die Mitglieder mit ihren geladenen Gästen.

Für das Gelingen dieses Dauerfestes war selbstverständlich die Gunst des Wetters von außerordentlicher Bedeutung. Die Stadt prangte während der Festtage im Schmuck von Blumen und Fahnen und alles war auf den Beinen.
Die Zusammenfassung der Mitglieder war straffer als bei anderen Vereinen. Es wurde von ihnen militärischer Gehorsam verlangt. Wer lässig in der Steuerzahlung wurde, musste mit dem Ausschluss rechnen und verlor damit die Wohltat der Begräbniskasse, ebenso solche, die sich etwas zuschulden kommen ließen. So ist von den folgenden Jahren überliefert, dass Ausschlüsse wegen unbedeutender Eigentumsvergehen stattfanden.

Militärverein

Gendarm Eduard Bitterlich, ein Teilnehmer der Freiheitskriege, der in Siebenlehn in Pension lebte und auf seinem Haus (1996: Markt Nr.11) eine kleine Landwirtschaft betrieb, gründete als Stadtrat am 16.7.1864 einen Militärverein, dessen Mitglieder unbescholtene Militärpersonen sein mussten und wurde sein Vorsteher. Ebenso wie er, waren sein Stellvertreter, vier Deputierte, ein Rechnungsführer und Kassierer auf Lebenszeit gewählt. Nach einjähriger Mitgliedschaft erwarben sich die Mitglieder das Recht, beim Ableben einen Thaler Begräbnisbeitrag, nach zwei Jahren zwei Thaler für die Hinterbliebenen zu sichern und so fort, bis man nach zehn Jahren auf die volle Summe von zehn Thalern Anspruch hatte und zugleich das Recht, von Kameraden zur Gruft getragen zu werden. Bei Feldzugsteilnehmern wurde eine Salve über das Grab geschossen. Wenn 500 Mark Kassenbestand und 100 Mark Reserve erfüllt waren, wurden Unterstützungen an alte Mitglieder verteilt. Es war also ein Hilfsverein für ehemalige Soldaten und deren Angehörige. Die alljährlichen Quartalsversammlungen hielt man jedesmal am ersten Sonntag nach Quartalsschluss ab. Zweidrittel der Mitglieder konnten die Auflösung des Vereines beschließen und das vorhandene Vermögen anteilmäßig verteilen. Am 16.7.1864 wurden diese Statuten von allen Mitgliedern unterschrieben. Gendarm i.R. Eduard Bitterlich war Vorsteher, Julius Justin sein Stellvertreter. Auch dieser Verein hat sich bis 1945 gehalten.

War auch Eduard Bitterlich, der alte Soldat der Freiheitskriege, von den Mitgliedern des von ihm gegründeten Militärvereines auf Lebenszeit gewählt, so legte er von selbst im Jahre 1867 den Vorsteherposten nieder, und zwar „wegen Ungehörigkeit einiger Mitglieder“, nachdem sein stellvertretender Vorsteher Justin kurz vorher nach Dresden verzogen und damit ausgeschieden war. Auch hatte man soeben die Statuten geändert, wonach der Vorsteher nicht mehr lebenslänglich gewählt werden sollte. Die Mitglieder wählten aber Bitterlich wieder auf drei Jahre zum Vorsteher.

Bei der Gründungsversammlung am 16.7.1864 waren 25 verabschiedete Militärs einberufen worden. Am 1.9.1867 war die Mitgliederzahl auf 49 angewachsen. Da Bitterlich 1868 zu seiner Tochter und seinem Schwiegersohn nach Plauen verzog, wurde das Deputationsmitglied Franz Stirl zum Vorsteher gewählt, der aber schon Anfang Dezember desselben Jahres starb. Seinen Platz nahm Sidon Haubold ein, der allerdings nur 19

Stimmen der anwesenden Mitglieder auf sich vereinen kann. Doch hat er den Verein fast zwanzig Jahre bis Anfang 1887 geführt, bis er am 6.1. dieses Jahres zurücktrat.
Schon im Gründungsjahr 1864 beschloss man, eine Sterbekasse zu errichten. Der Wirkungskreis des Vereins war beschränkt auf die Stadt Siebenlehn und auf den Umkreis innerhalb einer Stunde. Der Vorsteher wurde unterstützt vom Rechnungsführer und Kassierer Eduard Schwenke und den beiden Deputierten Franz Stirl und August Sidon Haubold, dem späteren Vorsteher. Es wurden zuerst Ersatzmänner der Ämter gewählt und Vereinsstatuten entworfen. Der Gründer konnte noch erleben, wie sein Verein nach 1870 zu wachsen begann, ehe er am 25.4.1876 starb. Als dritter Deputierter waltete Friedrich Wilhelm Clauß, als vierter Bitterlichs Sohn Oswald, der Klempner.
Auf Vorschlag des Ratsmannes Stirl wurde die alte Kommunalgardenfahne, welche die Stadt in Verwaltung hatte, für acht Thaler erworben. Sie wurde umgeändert und im neuen Glanze als Militärvereinsfahne verwendet. An den Erwerb war die Bedingung geknüpft, dass die Fahne nicht weiterverkauft oder verschenkt werden durfte und bei einer etwaigen Auflösung des Vereines kostenlos an die Stadt zurückgegeben werden musste. Die Fahnenweihe wurde am 24.9.1865 auf dem Marktplatze durch den Gründer und Vorsteher vollzogen. Ehrenjungfrauen waren Taufzeugen und Friedrich August Rüdiger, der Fleischermeister, zum Fahnenträger ernannt. Die Kosten der Umänderung der Fahne wurden durch freiwillige Zeichnungen aufgebracht.
Die Kassenabrechnung des ersten Vereinsjahres zeigte am 1.11.1865 eine Einnahme von 88 Thalern, 83 Neugroschen und 5 Pfennige, der eine Ausgabe von 62 Thalern und 21 Neugroschen gegenüberstand, so dass bereits 25 Thaler, 17 Neugroschen und 5 Pfennige Vereinsvermögen vorhanden waren. Man konnte bereits den im aktiven Militärdienst befindlichen Mitgliedern die Beiträge zur Begräbnisunterstützungskasse erlassen.
Im nächsten Jahre fand am 21.November zu Ehren der aus dem Feldzuge gegen Dänemark heimgekehrten Krieger ein Tanzvergnügen mit Kaffeetafel statt, wozu man die Vereinskasse völlig ausleerte und den Rest der Unkosten den Mitgliedern auferlegte.
Am 18.12.1867 trug man als ersten Feldzugsteilnehmer Johann Gottlob Bennewitz zu Grabe, einen Veteran von 1812 bis 1814, und schoss zum ersten Male eine Ehrensalve über das Grab.

Als Sommerfest des Vereines wurde jährlich das Hirschschießen abgehalten. Das erste Fest fand am 1.9.1867 statt. Doch fiel hier im Gegensatz zur Schützengilde für den König die Pflicht weg, den Mitgliedern „Ergötzlichkeiten“ zu geben; ja, es wurde direkt verboten.
Außer der Vereinskasse gab es noch eine Grabes- und eine Musikkasse.
Im Jahre 1867 hatte man bereits einen Kassenbestand von 110 Thalern und 17 Neugroschen. Er stieg nach folgender Tabelle:

1.11.1865	25 Thaler	17 Neugroschen	- Pfennige
6.01.1867	65 Thaler	14 Neugroschen	3 Pfennige
1.12.1867	110 Thaler	- Neugroschen	- Pfennige
27.12.1868	144 Thaler	5 Neugroschen	1 Pfennig
12.12.1869	179 Thaler	23 Neugroschen	8 Pfennige
6.01.1871	213 Thaler	17 Neugroschen	9 Pfennige
14.01.1872	244 Thaler	- Neugroschen	4 Pfennige
12.01.1873	281 Thaler	15 Neugroschen	1 Pfennig
6.01.1874	328 Thaler	13 Neugroschen	- Pfennige
6.01.1875	375 Thaler -	6 Neugroschen	9 Pfennige
6.01.1876	1241 Mark	13 Pfennige	
14.01.1877	1280 Mark	12 Pfennige	
6.01.1878	1357 Mark	- Pfennige	
6.01 1879	1466 Mark	- Pfennige.	

Nachdem man 1879 den Beitritt zum Militärvereinsverbund abgelehnt hatte, beschloss man am 6.1.1881 Sachsens Militärvereinsverbund beizutreten.

So schien der Verein auch im neuen Deutschen Reich zu gedeihen. Die Zeitung des Bundes „Der Kamerad“ wurde auf Vereinskosten gehalten und reihum gelesen. Da machten sich Ende der achtziger Jahre Anzeichen einer Zersetzung bemerkbar. Noch ehe der Verein sein 25jähriges Jubiläum feiern konnte, wurden sieben Mitglieder ausgeschlossen oder wenigstens für ausgeschlossen erklärt. Gustav Heyns war 1889 Vorsteher, Louis Anders sein Stellvertreter, August Beck der Schriftführer, Sidon Haubold Kassierer, Ottomar Hildebrand, Moritz Clauß, Hugo Justin und Franz Stirl die Deputierten, die zum Gesamtvorstand gehörten und den Vorsteher in seinen Maßnahmen unterstützten. Der Zutritt zu den Versammlungen des Vereines war den ausgeschlossenen Männern zwar polizeilich verboten, aber man kehrte sich zunächst nicht daran. Unter diesen verworrenen Verhältnissen feierte der Verein am 13.Juli 1890 sein

25jähriges Jubiläum und lud den gesamten Stadtrat dazu ein. Am 21.1.1891 teilte sich der Verein. 32 Mitglieder blieben dem Militärvereinsbunde treu. Der Vorsteher Justin, der erst in diesem Jahre gewählt worden war, erschien in dieser Versammlung nicht. Daraufhin wurde Ottomar Hildebrand als neuer Vorstand mit 27 Stimmen gewählt. Emmerich wurde sein Stellvertreter, Sidon Haubold Kassierer, Organist Kirsten Schriftführer, Ernst Illgen stellvertretender Schriftführer.
Am nächsten Tage fragte Bürgermeister Wolf bei der Amtshauptmannschaft wegen der Fahne an, da deren Besitztum fraglich war, ob die Stadt sie in Verwahrung nehmen soll bis zur Austragung des Streites beider Mitgliedergruppen und lud für den 21.4.1891 den Amtshauptmann von Kirbach aus Meißen, zur Verhandlung mit den Gesamtvorständen beider Vereine ein. Heyne wie auch Justin mussten das Eigentum des Vereines dem Bürgermeister übergeben. Justin weigerte sich und beauftragte als vermeintlich rechtmäßig gewählter Vorsitzender den Rechtsanwalt Täschner mit der Vertretung seines Vereines. Doch wurde Justin als legal gewählter Vorstand nicht anerkannt. Später änderte sich die Beurteilung seitens der Amtshauptmannschaft und die Fahne konnte an Justin und seinen Verein ausgeliefert werden. Das wiederum veranlasste den Militärvereinsbund, den Siebenlehner Verein aus dem Bunde schimpflich auszustoßen. Trotzdem führte Justins Verein den Namen „Militärverein“ weiter. Doch wurde ihm die Bezeichnung eines „Königlich Sächsischen Militärvereines“ und die Führung des Eisernen Kreuzes untersagt. Diesen erschwerenden Anordnungen zum Trotz bestand der Verein weiter und nannte sich „Militärverein I“. Bei seinem Hirschschießen am 13.8.1893 wurde ihm der Weckruf am Sonntagmorgen verboten. Nach Justins Amtsniederlegung im Jahre 1895 wählte man Lederhändler Wilhelm Krumbiegel jun. als Vorsteher. Das Verzeichnis wies 81 Mitglieder auf und wurde vom Stadtrat als einwandfrei begutachtet. Zehn Jahre bestand dieser Militärverein ohne Organisation im Militärvereinsbund.
Die Klagen mit dem Bunde gingen hin und her. Die Fahne wurde 1891 bei dem früheren Vorsteher Heyne abgeholt und von der Stadtverwaltung in Verwahrung genommen. Das Eigentum des alten Vereines befand sich in den Händen der Stadt, aber das Sparkassenbuch hatte noch Justin, weshalb die Sparkasse dem derzeitigen Vorstande Ottomar Hildebrandt die Auszahlung verweigerte.
Am 6.12.1891 war der Militärverein aus dem Bund ausgestoßen worden, doch hatte man das Urteil „schimpflich“ bereits gemildert. Zwar wollte

der Verein dem Bunde angehören, aber es wurde ihm der Name „Militärverein“ nicht genehmigt und man nannte ihn „Verein ehemaliger gedienter Soldaten“ und trotz mehrfacher behördlicher Beeinträchtigungen bestand der Verein weiter und am 3.5.1897 wurde das Mitgliederverzeichnis mit 81 Namen wiederum vom Stadtrat bestätigt. und von diesem die Wiederaufnahme in den Bund unterstützt. Nach 1900 wurde der Militärverein wieder als „Königlich Sächsischer Militärverein“ in den Bund aufgenommen. Oberlehrer Ernst Illgen war sein letzter Vorsteher.

Turnverein

Obwohl das Jahr 1863 als Gründungsjahr des Turnvereines angegeben worden ist und man dementsprechend die Jubiläen 1888, 1913 und 1938 feierte, hatte die Turnkunst oder wie man früher sagte die Gymnastik, schon um 1850 bereits Freunde und Anhänger im Orte gefunden und die Idee des Turnvater Jahn hatte auch in Siebenlehn Fuß gefasst. Durch mündliche Überlieferung alter Turnbrüder ist bekannt, dass sich im Jahr 1850 ein Turnverein gebildet hat, der am 1.September 1850 ein Turnfest mit Umzug und anschließenden Riegen- und Freiturnen veranstaltete. Abends wurde im Saale des Gastwirtes Gustav Hempel ein Tanzvergnügen abgehalten.
Geturnt wurde in dem früher Lange'schen, später Baldweg'schen Grundstück am Ring. Ein verfallener Saal, der nach hinten dem späteren Turngarten des Lößnitz'schen Gasthofe zu lag, diente als Turnstätte. Die Turnübungen leitete der Besitzer der Porzellanfabrik in der Steyermühle C. F. Bayer. Auf strengste Zucht und Ordnung wurde gehalten. Wer nicht die Stiefel und den vorschriftsmäßigen Drillichanzug hatte, durfte nicht mitturnen. Auch Kinder nahmen bereits am Turnen teil. Sie zahlten pro Woche fünf Pfennige Steuer, ein für damalige Zeit hoher Beitrag.
Über diese ersten Anfänge des Turnens in unserer Stadt sind keine aktenmäßigen Aufzeichnungen erhalten. Turnvereine waren in den Revolutionsjahren um 1848 nicht beliebt. Eine Teilnahme am Turnen galt damals als revolutionäre Betätigung. Ob dieser Turnverein durch die Behörde aufgelöst worden ist oder infolge zu schwacher Beteiligung einging, wie es in einem Bericht an die Obrigkeit vermutet wurde, ist nicht bekannt. Man kann aber wohl annehmen, dass ehemalige Mitglieder jener Turnerschaft den Anstoß zur Gründung des Siebenlehner Turnvereines im Jahre 1863 gegeben haben. Am 1.März 1863 ist eine größere Anzahl Turnvereinsmitglieder beigetreten, wenn auch in den Akten vermerkt wurde, dass als Stiftungstag des Vereines der 25. April zu gelten hat. An diesem Tage hat wieder das erste Turnen stattgefunden. Das Bestehen des Turnvereines rechnet man von diesem Tage an. Die vom Turnrate aufgestellte Turnordnung trat am 15.März 1863 in Kraft und wurde am 4.April vom Amtsgericht Nossen bestätigt. Dem Turnrate gehörten bei der Gründung des Vereines folgende Personen an: Der praktische Arzt Dr. Camillo Kreyß, als Vorstand, Kaufmann Heinrich Ludwig als Stellvertreter, Kaufmann Adolph Thieme als Kassierer, Obersteiger Heinrich Adolph Münzner als

Zeugwart, Buchbindermeister F. L. Kühnel als Turnlehrer, Maler Arthur Wagner als Vorturner, Tischlergeselle Ernst Legler als Anmann, Bürgermeister Leberecht Haubold, Porzellanhändler C. B. F. Richter, Porzellanfabrikant Friedrich Wilhelm Haubold als passive Turnvereinsmitglieder. Als Mitbegründer vom 1.März an traten bei: Lohgerber Emil Hermann Ruscher, Tischler Franz Eduard Uhlig, Lohgerber Eduard Haubold, Leineweber Emil Lange, Schneider Benno Künzelmann, Fleischer Oswald Küchenmeister, Bergschüler Karl August Münzner, Bäcker Georg Gottlob Köhler, Zigarrenmacher Karl Heinrich Sparmann, Zigarrenarbeiter Friedrich Theodor Frohberg, Strumpfwirker Karl Wilhelm Pietzsch, Weber Ernst Heinrich Kretzschmar, Weißgerber Edwin Haubold, Schuhmacher Emil Künzelmann, Schneider Louis Kunze, Schlosser Wilhelm Fischer, Schneider Heinrich Künzelmann und Sattler Joseph Hocke.
Zum fünfzigjährigen Vereinsjubiläum im Jahre 1913 wurde das einzige noch lebende und dem Verein treugebliebene Mitglied Heinrich Künzelmann zum Ehrenmitglied ernannt.
In der Jugendabteilung turnten anfangs nicht weniger als 55 Jungen und Mädchen. Der Haushaltsplan des ersten Jahres schließt mit einem Fehlbetrag von 20 Thalern ab, da die Turnapparate allein 50 Thaler kosteten, die Pacht des Turnplatzes 10 Thaler, Beleuchtung 4 Thaler, Turnlehrer 12 Thaler, Musik 9 Thaler, auswärtige Beiträge 5 Thaler und die Turnzeitung 1 Thaler und 6 Neugroschen. Die Einnahmen betrugen 71 Thaler. Aktive Turner zahlten jährlich 3,60 Mark und Passive 1 Mark. Man trat dem Muldental-Zschopauer Turngau bei und brachte für das Turnfest des Jahres in Hainichen vier Thaler freiwillig auf, wovon zwei Thaler vorschussweise aus der Turnkasse gewährt wurden. Bald wurde Turnlehrer Kühnel durch Wagner ersetzt. Ein erstes Turnfest hielt der Verein am 19.7.1863 ab. Sechs Turner zogen sogar noch in demselben Jahr zu dem 3.Deutschen Turnfest nach Leipzig. Sie mussten nach Döbeln marschieren, von wo sie den Zug nach Leipzig benutzten.

Der Krieg gegen Dänemark schlug seine Wellen bis nach Siebenlehn und erregte auch die Mitglieder des Turnvereins. Man sammelte ein paar Taler, die man an die Hauptsammelstelle nach Freiberg schickte, um Verwundeten und Kriegsbeschädigten zu helfen. Wegen der Kriegsunruhen unterblieb im Jahre 1864 ein Gauturnfest. Dafür unternahm man als erste Gauturnfahrt ein Treffen in Etzdorf. wo gegen 200 Turner der Vereine Döbeln, Roßwein, Nossen, Siebenlehn, Hainichen und Waldheim

gemeinsame Turnübungen veranstalteten. Der Turnlehrer gab in seinem Bericht über den Turnbetrieb im Verein an, dass das Turnen im Sommer eifrig betrieben worden sei, aber im Winter fast ganz aufgehört habe. Das Turnen der Jugend sei im Allgemeinen reger gewesen als das der erwachsenen Turner.
Zwischen dem Turnrat und der Turnerschaft kam es zu Zwistigkeiten, so dass fast alle Turnratsmitglieder ihre Ämter niederlegten. Der Vorsitzende Dr. Kreyß trat aus dem Turnverein aus, H. Ludwig als Stellvertreter meldete sich passiv. Am 25.5.1864 wurde ein neuer Turnrat gewählt. Noch in demselben Jahre wurde die Turnerfahne angeschafft. Doch schweigen die Vereinsniederschriften darüber. Nach mündlicher Mitteilung eines Turnvereinsmitgliedes, des späteren Reichsbahnsekretärs August Münzner, ist die Turnerfahne auf Anregung seiner Schwester von den Jungfrauen gestiftet worden, weshalb der Turnverein der Verstorbenen einen Grabstein setzte.
Eine Bitte des Turnvereines an den Stadtrat um eine Unterstützung zur Verminderung seiner Schulden für die Turngeräte wurde abgelehnt, da die Stadt den Berichten nach dazu nicht in der Lage war. Trotzdem kam der Verein über diese Kalamität hinweg und konnte seine Kasse aus eigener Kraft sanieren.
Aus dem Turnverein sind noch zwei weitere Vereinigungen hervorgegangen. 1869 entstand die freiwillige Turnerfeuerwehr, woraus sich 1875 die selbständige freiwillige Feuerwehr entwickelte und im Jahr 1874 der Turnergesangverein, der bis zum Weltkrieg 1914 bestand und nach dem Kriege in den Gesangverein „Sängerlust“ aufging.

Das rege Leben im Siebenlehner Turnverein lässt sich auch im Deutschen Reich nach 1871 verfolgen. Der Verein trat festgefügt und allseitig anerkannt in die Zeit des Zweiten Kaiserreiches ein und feierte seine Turnfeste mit Musik und turnerischen Leistungen und Vorführungen. Für seine Ausmärsche, die sich meist an die Turnabende anschlossen, wurde ihm die Musik seiner Hornbläser erlaubt, sofern sie sich nicht über 10 Uhr abends ausdehnte. So konnte er auch seine Jubiläen feiern wie am 8.7.1888 das 25jährige und vom 30.8. bis 1.9 1913 das 50jährige entsprechend groß. Zum 50-Jahrfeste erhielt der Turnverein vom Stadtrat ein Geschenk von 100 Reichsmark für seinen Turnhallenbaufonds. Jahrzehntelang hat der Verein für körperliche Betätigung und Ertüchtigung der Turner und der Jugend gesorgt und zur Gesunderhaltung des

heranwachsenden Geschlechtes sein gutes Werk getan. Als Vorstände wirkten nacheinander die Herren Barthel, Robert Gläß, Paul Wilhelm und Ernst Hamann. Die Mitgliederzahl hielt sich auf der beachtlichen Höhe von 80 bis 90 Turnern. In der Mitte der achtziger Jahre begann der Verein einen Turnhallenbaufonds anzusammeln, der im Jahre 1914 auf 3000 Reichsmark angewachsen war. Der Weltkrieg mit der nachfolgenden Geldentwertung vernichtete auch diese mühsamen Ersparnisse.
Die Kriege in der zweiten Hälfte des 19.Jahrhunderts berührten das Leben des Turnvereines nur in geringem Maße. 1864 sammelte man einen Betrag für Schleswig-Holstein, um den bedrängten Volksgenossen dieser beiden Provinzen zu helfen. In dem Bruderkrieg 1866, der unser Sachsen auf der Seite Österreichs sah, richtete der Turnverein eine Nachtwache von abends 10 Uhr bis morgens 4 Uhr ein, vor allem, um etwa entstehende Brände rechtzeitig bekämpfen zu können. Der Krieg 1870/71 berührte unsere engere Heimat nicht. Weit bedeutender waren die Einwirkungen des ersten Weltkrieges auch für den Turnverein. Von den 123 Turnern zogen 92 ins Feld. Zehn davon fielen an den verschiedenen Fronten, neun wurden verwundet, sechs gerieten in Gefangenschaft. 32 erwarben die Friedrich-August Medaille, 28 das Eiserne Kreuz 2.Klasse und einer das Eiserne Kreuz 1.Klasse. Die weiblichen Mitglieder des Vereines halfen in der Heimat, indem sie Strümpfe, Pulswärmer und Lungenschützer strickten und diese als Liebesgaben den Kriegern ins Feld schickten.
1924 führte die Entwicklung des Fuß- und Handballsports zur Verschmelzung mit dem Sportklub, wodurch der Verein den Namen „Turn- und Sportverein“ annahm. Dass bei den Turn- und Sportfesten die körperlichen Leistungen die Hauptrolle spielten, ist verständlich. Waldlauf, Gepäckmarsch und anderes turnerisches Können wurde dabei gezeigt, Am 17.6.1928 wurde in Siebenlehn das Bezirksturnfest des Muldental-Zschopautal Turngaues abgehalten und führte eine Anzahl der Brudervereine der zugehörigen Orte hierher. Von den regelmäßigen Turnfesten des Vereines sei das am 29.6.1933 veranstaltete Kinderfest hervorgehoben.
Zum Bau einer Turnhalle kam es nicht, wohl aber kaufte der Verein den früheren Breitenbacher Gasthof und erwarb damit in dem Saale desselben eine geeignete Turnstätte. Heute 1958 befindet sich dort ein Kreiskino und der Turnverein ist wieder ohne eigenes Heim. Zur Zeit blüht besonders der Sport. Von einem eigentlichen turnerischen Leben merkt man nichts.

Die Gesangvereine

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts scheint in unserer Stadt das Vereinswesen ziemlich lebhaft gewesen zu sein. Neben der Schützengilde, Militär- und Turnverein rührte sich auch der Gesang und wurde mit seinen Vereinen die vierte Hauptstütze Siebenlehner Vereinslebens.
Zunächst gründete Organist Putzger im Jahre 1848 einen Männergesangverein, dessen erster Vorstand er selbst wurde. Im Jahre 1847 hatte der Stadtrat zur Stärkung der städtischen Armenkasse auf behördliches Anraten eine Besteuerung der Vergnügungen der Vereine eingeführt. Jedes Tanzvergnügen oder Orchesterkonzert musste gemeldet und seine Abhaltung mit 20 Groschen Armenkassenbeitrag erkauft werden. Der Gesangverein hielt seinen Ball beim Gastwirt Hempel ab.
Vom 1.Oktober 1850 war Carl Ruscher Vorsteher des Gesangvereines.
Am 27.Januar des Jahres 1860 konstituierte sich der Gesangverein „Liederkranz“, dessen erster Vorsteher Johann Franz Stirl war. Er hatte aktive und passive Mitglieder. Das Eintrittsgeld betrug 15 Neugroschen, während als wöchentliche Steuer fünf Pfennige entrichtet wurden.
Besonders die Pflege des Gesanges fand begeisterte Förderer und Anhänger in unserer Gemeinde. Man empfand aber damals bereits auch die Notwendigkeit, seine Ziele im größeren Rahmen zu verfolgen, indem sich die einzelnen Gesangvereine der Umgebung in den sechziger Jahren zum „Eckhartbunde“ zusammenschlossen und gemeinsame Sängerfeste abhielten. Für die Siebenlehner und damit für die gesamte Stadt war besonders das am 14.Juli 1867 hier abgehaltenen gemeinsame Fest von Bedeutung. Hierbei wurde neben den Gesängen der einzelnen Vereine auch Massenchöre sämtlicher Sänger des Bundes vorgetragen, der aus den Vereinen zu Großschirma, Halsbrücke, Großvoigtsberg, Kleinwaltersdorf, Obergruna und Siebenlehn bestand.
Besonderen Auftrieb erhielt der Gesang im deutschen Vaterlande, wie auch an unserem Ort, durch das erste große deutsche Sängerfest in Dresden am 22. bis 25.Juli 1865. Kurz vorher, am 22. Februar des gleichen Jahres wurde der Siebenlehner Männergesangverein Mitglied des sächsischen Elbgau-Sängerbundes. 37 Siebenlehner Sänger besuchten es, nachdem sie erst wenige Tage vorher ihre Fahne mit großer Festlichkeit geweiht hatten.
Nur bis 1869 gehörte der Siebenlehner Gesangverein dem Elbgausängerbunde an. Im Sommer dieses Jahres gründeten die Gesangvereine der

Städte Leisnig, Mittweida, Waldheim, Hartha Geringswalde, Döbeln, Roßwein und Nossen den Sängerbund „Saxonia“, dem sich auch Siebenlehn anschloss. Die Siebenlehner Sänger feierten die Sängerfeste in diesen Städten tapfer mit. Im Jahre 1879 fand ein Sängerfest des Bundes in Siebenlehn statt. Als aber der Siebenlehner Verein im Jahr 1894 von dem Bundesorte Hartha schwer angegriffen und verächtlich gemacht wurde, trat unser Gesangverein aus dem Saxoniabunde aus.
Neben dem Männergesangverein hatte sich innerhalb der Turnerschaft im Jahr 1874 ein Turnergesangverein gegründet, der neben den anderen bis zum Ersten Weltkrieg bestand.
Eine weitere Gründung in den achtziger Jahren war der Singverein „Lyra“, der aber bald wieder einging. Auch der Verein „Humor“ pflegte in dieser Zeit den Gesang.
Im Jahr 1909 wurde von Mitgliedern des sozialdemokratischen Wahlvereins ein Arbeitergesangverein „Sängerlust“ gegründet, der ebenfalls bis zum Ersten Weltkrieg bestand. Nachdem der Krieg die drei Vereine in ihrem Bestand bedrohlich geschwächt hatte, kam durch Verhandlungen der übriggebliebenen Mitglieder eine Vereinigung der drei Gesangvereins Siebenlehns zustande. Der neue Verein behielt als Firma den Namen „Sängerlust“. Fahnen, Notenschränke und Wertsachen wurden zusammengetan. Nach dem verlorenen Kriege war aber die Sangesfreudigkeit stark gedämpft, zumal die politischen Meinungen unter den Mitgliedern stark auseinandergingen und zu Streitigkeiten führten. Buchdruckermeister Erich Schneider gründete darum am 17.7.1922 mit einer Anzahl junger und alter Sänger den Männergesangverein „Deutsches Lied”, dessen Vorstand er selbst wurde, zum Liedermeister aber Kaufmann Robert Backofen gewählt wurde, der ihn aber nur bis zum Februar 1924 leitete. Nach vorübergehender Stabführung durch den Lehrer Paul Haubold, übernahm Hugo Berthold die Leitung der Übungsabende, bis das Jahr 1924 einen neuen Aufschwung brachte.30 neue Sänger traten in diesem und dem nachfolgenden Jahre dem Verein bei, so dass er seine Prüfung im „Sachsenhof“ Nossen für die Aufnahme in den „Saxonia-Sängerbund” ablegen konnte. Im Monat Mai 1925 erwarb der Verein als Symbol seiner Treue eine Fahne für 595 Goldmark damaliger Währung, die am 9.Mai 1925 mit entsprechender Festlichkeit geweiht wurde. Brudervereine aus Nossen, Roßwein, Döbeln, Wilsdruff, Großvoigtsberg, Reinsberg, Reichenbach, Hohentanne und Starbach sowie sämtliche anderen Vereine

der Stadt beteiligten sich an dem groß aufgezogenen Feste und erfreuten den gastgebenden Verein durch reiche Geschenke.
Ab 8.7.1927 übernahm Lehrer Paul Haubold wieder die gesangliche Leitung des „Deutschen Liedes“. Das Amt des Vorsitzenden legte Erich Schneider am 25.1.1930 nieder, das Rudolf Helm übernahm und bis zu seinem Tode ausübte.
Ein gemischter Chorgesangverein, der zu der Zeit noch aus der Ära Spreer (1914-1925) übriggeblieben war, wurde aufgelöst. Aber 1921 gründete Oberlehrer und Kantor Robert Stelzig den gemischten Kirchenchor, den nach ihm Kantor Matthes bis in die neueste den erfolgreich leitete. 1957 verließ Kantor Matthes unseren Ort.

Kranken- und Begräbnisunterstützungsverein

Es hieße, die Lebensart unserer Bevölkerung nur halb kennen und verstehen, wenn man nicht den Kranken- und Begräbnisunterstützungsverein in seiner Eigenart kennen würde. Vereinigte er doch fast 100 Jahre lang einen großen Teil unserer Einwohner mit seinem gemeinnützigen Wirken. Bereits am 9.März 1846 wurde er ins Leben gerufen. Kantor Fischer war sein Gründer, der siebzehn ihm geeignet erscheinende Personen einlud und den Verein gründete. Man wollte sich gegenseitig in Krankheitsfällen unterstützen, doch wollte man auch den Angehörigen beim Ableben eines Mitgliedes helfen, indem sie einen Teil der Begräbniskosten aus der Kasse erhielten. Man errichtete ein Direktorium, einen Arbeitsausschuss, der den Verein leitete und die Geschäfte besorgte. Auch der Bürgermeister Haupt selbst war beteiligt. Kantor Fischer wurde von den siebzehn anwesenden Gründern mit dreizehn Stimmen zum Vorsteher des Vereins, Bürgermeister Haupt mit neun Stimmen zu seinem Stellvertreter gewählt. Postverwalter Schneider wurde Rechnungsführer. Daneben teilten sich vorläufig noch sechs Deputierte in die bald reichlich einsetzende Arbeit. Man beriet die Aufstellung von Vereinsstatuten und beschloss, zwei voneinander streng getrennte Kassen zu führen; die eine für Unterstützungen bei Krankheiten und die andere für Beihilfen bei Sterbefällen. Jedes Vereinsmitglied zahlte in die Kasse, die er sich anschließen wollte, wöchentlich fünf Pfennige ein. Um den Eintritt zu erleichtern, verlangte man vorläufig noch nicht das volle Eintrittsgeld, sondern bis zum 1.Mai die Hälfte, bis Ende Juni Dreiviertel und dann den Rest. Die Eintrittsgelder waren nach Alter der Eintretenden gestaffelt. So zahlte man bis zum 30.Lebensjahr 4 Neugroschen, bis zum 40.Jahr 8 Neugroschen, bis zum 50.Jahr 12 Neugroschen und bis zum 60.Lebensjahr 16 Neugroschen. Noch ältere Personen waren nicht aufnahmefähig.

Am Sonntag Rogate vor dem Himmelfahrtsfest wurde der Statutenentwurf der Vollversammlung der Mitglieder vorgelegt, beraten und genehmigt. Auf der ersten Direktorialversammlung suchte man sich einen Vereinsboten und fand ihn in dem Schuhmachermeister Ernst Friedrich Fehrmann. Aber schon die Beratung der ersten Krankheitsfälle machten dem Direktorium schweres Kopfzerbrechen. Die noch jugendschwache Krankenkasse wurde vermutlich überbeansprucht.

Dann fehlen die Niederschriften dreizehn Jahre lang bis 1859 über Bestehen und Wirken des Vereines, bis man im genannten Jahr dem Mitglied

Leberecht Preußger auf seine Flurparzelle im Augustusberger Flurbuch von den angesammelten Kassenbeständen 100 Thaler leiht. Vorsteher zu dieser Zeit ist Johann Gottlieb August Johne IL, Protokollant Kantor Volkmar Friedrich Göllnitz. Bei der am 29.1.1860 stattfindenden Hauptversammlung bewilligte man auf Vereinskosten bereits vier Tonnen Freibier und die Ausgabe einer fünften als Beitrag für die Tanzmusik. Während des Vereinsjahres wurden Direktorialsitzungen des Gesamtvorstandes und der Deputierten abgehalten, deren Ergebnisse und Beschlüsse am Jahresende in der Hauptversammlung den Mitgliedern gewissenhaft zur Kenntnis gebracht und kontrolliert wurden. Die Wahlen zum Direktorium waren Sache der Hauptversammlung. Die Deputierten wählten im Direktorium den Vorsteher, den Stellvertreter, den Kassierer und den Schriftführer. Säumige Beitragszahler galten nach kurzfristiger Mahnung als ausgeschieden. Doch gewährte man manchmal im Krankheitsfalle auch dann noch eine Unterstützung.
Auch nach auswärts lieh man den reichen Kassenbestand aus, so beispielsweise im Jahre 1860 dem Halbhüfner Wilhelm Heymann in Mobendorf gegen Verpfändung seines Halbhufengutes mit 225 Steuereinheiten. Es wurde ihm 100 Thaler geliehen. In demselben Jahre beschlossen die Mitglieder der Krankenkasse, das Vermögen dieser Kasse unter den Mitgliedern aufzuteilen. Vorsteher Gottlob Johne I. mit seiner Frau, August Krumbiegel mit Frau und Kassenbote Friedrich Fehrman mit Frau erhielten je sechs Thaler, die übrigen sechzehn Mitglieder teilten sich das übrige Vermögen der Krankenkasse. Fortan leistete der Verein nur noch Begräbnisunterstützungshilfe. Dem Schuhmachermeister August Reimann hatte man eine Hypothek von 150 Thalern bewilligt. Bei der Jahresaufrechnung in der Hauptversammlung am 27.1.1861 wurden wieder vier Tonnen Freibier vertrunken, nachdem die Rechnung richtig gesprochen war. Es gab wieder Restanten der Beiträge, die gegebenenfalls ausgeschlossen werden sollten, wenn sie bis Ende des Jahres ihre Beiträge nicht nachgezahlt hätten. Organist Lorenz legte sein Amt als Kassierer nieder und Dr. Kreyß übernahm die Kasse. 1861 wurde dem Fleischermeister Johann Christian Rüdiger auf Ansuchen auf seine Feldparzelle Nr.185 des Flurbuches für Augustusberg, die zwischen dem Siebenlehner Fußsteig und dem Richtergutsholze lag und eine Größe von 1 Acker und 58 Quadratruten Flächeninhalte fasste und mit 28,02 Steuereinheiten geschätzt wurde, 150 Thaler auf die erste Hypothek geliehen. Fehrmann erhielt zu

seiner Hypothek von 150 Thalern noch 50 Thaler zu ähnlichen Bedingungen.
So wucherte der Verein mit seinen angesammelten Geldern und behielt seine Gepflogenheiten bei. Die Hauptversammlung am 26.1.1862 wurde im Schießhause abgehalten, wobei wie üblich der Vorsteher sämtliche Protokolle des Jahres vorlas, die das Direktorium verfasst hatte. Die Rechnung war schon durch zwei Deputierte geprüft, denen noch zwei Prüfer aus den Mitgliedern beigewählt worden waren. Sie wurde vorgelegt und richtig gesprochen. Den Restanten wollte man noch einen Monat Zeit zur Begleichung ihrer Beiträge geben,
Unter dem 8.2.1862 wurde dem Lohgerbermeister Carl Gottlob Claus auf sein Ansuchen ein Darlehn von 150 Thalern gegeben. Als Pfand setzte er sein Feldgrundstück von 2 Scheffeln und 6 Quadratruten mit 20,3% Steuereinheiten dagegen. In der Hauptversammlung wurde dem Bürger Imhof auf sein am Markte gelegenes Haus 200 Thaler als erste Hypothek gewährt. Selbst Dr. Kreyß erbittet und erhält ein vorübergehendes Darlehn von 75 Thalern ohne hypothekarische Eintragung und nur mit Obligationsurkunde, da er das Geld nicht „gar zu lange" braucht. Doch 1864 borgt er sich weitere 100 Thaler und lässt sie im Hypothekenbuche auf seinem drei Scheffel großen Feldstück an der Freiberger Chaussee eintragen. „Wenn die Summe in der Kasse auch nicht gleich vorhanden ist", so könne sie ihm doch geborgt werden, da er das Geld nicht gleich in ganzer Summe braucht. Er hatte seinen ältesten Sohn in der Ausbildung auf der Hochschule.
Da der Vereinsbote Fehrmann längere Zeit keine Beiträge von Mitgliedssteuern an die Kasse abgeliefert hatte, beschloss man, seine Geschäfte zu prüfen. Man fand seine Manuale in großer Unordnung und entließ ihn. Ratsdiener Schwenke wurde mit der Wahrnehmung der Einnahmen betraut. Doch wurden dem Verein auch die letzten Reste der unterschlagenen Beträge noch 1865 zurückerstattet, so dass die Hauptversammlung am 29.1.1865 wieder in Ruhe und Frieden fünf und eine viertel Tonne Bier austrinken konnte. Diesmal wurde eine Neuwahl des gesamten Direktoriums beschlossen, die vierzehn Tage danach mit gedruckten Stimmzetteln stattfand. Zwei Tonnen Bier unterstützten und förderten abermals den Wahlvorgang. John I. wurde wieder Vorsteher mit 123 Stimmen, sein Stellvertreter mit 64 Stimmen. Die Vereinskasse vertraute man wieder mit 117 Stimmen dem Dr. Kreyß an. Als weitere Direktorialmitglieder wurden Franz Haupt mit 185, Gotthelf Hermann mit 174, Volkmar

Göllnitz mit 153, August Krumbiegel mit 149, Gottlob Rost mit 119, Carl Heinrich Haupt mit 89, Gustav Heyns mit 79 und Carl Lorenz mit 68 Stimmen gewählt. Letzterer wurde Kassierer, da Dr. Kreyß dieses Amt wegen Überbürdung niederlegte.

Es sollen nicht die Geschäfte Jahr für Jahr dargelegt werden. Das Vermögen des Begräbniskassen-Unterstützungsvereines stieg von einem Jahr zum anderen. Man legte die Gelder zumeist in sicheren Hypotheken an. Der Verein erwarb das Recht einer juristischen Person und wurde den Behörden gegenüber durch seinen Vorsteher vertreten. Im Jahre 1869 beschloss das Direktorium, dem Verein ein eigentümliches Leichentuch anzuschaffen, das den Mitgliedern umsonst, den Nichtmitgliedern gegen eine Gebühr von 20 Neugroschen, später einen Thaler, ausgeliehen wurde.
Dazu wurde eine Bahre gebaut. Das Tuch war acht Ellen lang und fünf Ellen breit und wurde vom Schneidermeister Höppner hergestellt und mit Leinenfutter verstärkt. Die Goldstickerei übernahm eine Frau Böhme aus Dresden für 93 Thaler. Insgesamt erforderte die Anschaffung einen Kostenaufwand von 200 bis 300 Thalern, den sich aber der Verein leisten konnte.
So konnte das neue Leichentuch mit Bahre im Jahre 1870 in Verwendung genommen werden. Im selben Jahre kam noch ein Kruzifix aus Holz von 20 Zoll Länge für 16 Thaler und 15 Neugroschen hinzu.
Das Wohlleben bei den Hauptversammlungen wurde dadurch nicht in Mitleidenschaft gezogen. Der Zinsfuß für die. ausgeliehen Gelder wurde im Jahre 1872 auf 5% erhöht. Wer sich von den Schuldnern nicht fügte, dem wurde die Hypothek gekündigt. Am 1.1.1883 gab sich der Verein neue, der Zeit angepasste Statuten.
Im Kaiserreich wurde der Verein Kapitalist. Im Jahre 1895 betrug das Gesamtvermögen 37207,78 Reichsmark. Gegen säumige Mitglieder ging man energisch vor und schloss sie aus. Am 30.1.1898 bezifferte sich das Vereinsvermögen auf 39064,43 Reichsmark. Davon waren 29250 Mark in Hypothekendarlehen angelegt und 8736,13 Mark als Einlagen in der Sparkasse.
Bei 35jähriger Mitgliedschaft gewährte man den Angehörigen verstorbener Mitglieder 90 Reichsmark Unterstützung für die Begräbniskosten. Am Ende des Jahrhunderts war das Vermögen der Sterbekasse auf 40048,79 Mark gestiegen bei 896 Mitgliedern, die teilweise bereits

ausgesteuert waren. Mit Jahresende 1905 besaß der Verein 45571,73 Mark. Zur Hauptversammlung am 28.1,1906 im Restaurant Lößnitz waren von 905 Mitgliedern 135 anwesend.
Das Vermögen des Vereines wuchs bis zum Ersten Weltkrieg und während diesem auf 55762,79 Mark im Jahre 1918 bei einer Mitgliederzahl von 883. Noch erreichte man 1921 ein Gesamtvermögen von 56414 36 Mark, aber das waren bereits Inflationswerte. Dazu kamen andere Verluste, wie die verlorene Hypothek auf dem Findewirth'schen Hause, das abgerissen werden musste und die auf Sparkassenbüchern stehenden Gelder, die erst später auf einen Bruchteil ihres ehemaligen Wertes aufgewertet wurden. Der Verein halte seine größte Blüte hinter sich. Die Beitritte ließen nach und eine große Anzahl von Mitgliedern waren ausgesteuert. Alte Ausgesteuerte starben, was am Vermögensstand zehrte, so dass man mit Abschluss des Jahres 1930 froh war, dass man noch 11000 bis 12000 Mark in der Hand hatte. Von den auf 479 geschwundenen Mitgliedern waren bereits 341 ausgesteuert, alt geworden und starben ab. Deren Erben verlangten die Auszahlung.
Im letzten Vereinsjahre 1937 legte Bäckermeister Heinrich Thielemann den Vorsitz nieder. Privatus Karl Arthur Franke übernahm ihn als Letzter und Elektroinstallateur Paul Otto Flegel war sein Stellvertreter.
So hatte der Begräbnis-Unterstützungsverein das Leben in der Stadt fast ein Jahrhundert begleitet. Die zerstörende Inflation nach dem Ersten Weltkrieg hatte auch ihm den Todesstoß gegeben. Der Volksmund nannte seine Hauptversammlungen mit Tanzvergnügen in den letzten Jahrzehnten die „Sterbehetzche", wie überhaupt die hiesige Bevölkerung in gemütlichem Spott jederzeit Großes leistete.

Bürgerverein

Am 19. August 1845 gründete Kantor Carl Herrmann Fischer in Siebenlehn den Bürgerverein, der als seinen Zweck die „Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" bezeichnete, insofern aber doch einen politischen Zweck verriet, in dem bestimmt wurde, dass alles, was auf Änderung staatlicher oder kirchlicher Institutionen gerichtet war, als mit den Bestrebungen des Vereins und den bestehenden Landesgesetzen unverträglich, ausgeschlossen bleibt. Als Mittel zum Zwecke der Belehrung veranstaltete man Vorträge und Vorlesungen, stellte eine geordnete freie Unterhaltung in deren Dienst und verbreitete entsprechende Zeitschriften und Bücher.
Das Vereinsjahr lief vom 1.September bis 31. August. Die Aufnahme neuer Mitglieder erfolgte durch Ballotage, so dass man sich unliebsame Mitglieder fernhalten konnte. Das Eintrittsgeld betrug drei Groschen, die Beiträge wöchentlich fünf Pfennige. Alle Vereinsämter wurden auf ein Jahr gewählt mit Ausnahme des Bibliothekars, der lebenslänglich oder solange er wollte, gewählt war.

Im Jahre 1884 wurde ein neuer Bürgerverein gegründet. Zwar war schon einer da, aber, wie das oft geschieht, wenn eine führende Persönlichkeit fehlt, war er in den vergangenen Jahren fast eingeschlafen und vergessen worden. Am 13.2.1884 also wurde das Fortbestehen des Vereines beschlossen. Man setzte ein neues Statut fest, worin es hieß:

> *„Der Bürgerverein besteht zum Zwecke tunlichster Förderung allgemeiner Bildung, gemeinnütziger und wohltätiger Bestrebungen und Einrichtungen und des guten gesellschaftlichen Zusammenlebens in unserer Stadt."*

Die treibende Kraft war damals der Stadtkassierer und Sekretär Otto Wolf, der Sohn des Bürgermeisters Julius Wolf, Man suchte das Ziel dieser neuen Gründung dadurch zu verfolgen, dass man regelmäßige Versammlungen mit Vorträgen, Vorlesungen und Besprechungen über Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und Gemeindewesens abhielt. Man veranstaltete Besuche von Bergwerken und deren Aufbereitungsstätten, schuf einen Lesezirkel, benützte die Volksbibliothek und beging daneben einfache vergnügliche Feste. Man ließ sich von dem Fuhrwerksbesitzer Wilhelm Mahn in einem Möbelwagen zur Gewerbe- und Landwirtschaftsausstellung nach Hainichen fahren. Andere Mitglieder fuhren mit der Bahn dorthin. Im Herbste folgte ein Konzert mit nachfolgendem Ball. 59 Mitglieder sind in der ersten Liste eingetragen. Der Verein

beteiligte sich an der Ausstellung gewerblicher Arbeiten des hiesigen Gewerbevereines. Mit demselben Schwesterverein fuhr man am 25.6.1885 mittels Extrazuges auf der neuen Eisenbahnlinie nach Eichwald, Dux und Osseg.
Nach zwei Jahren zwang den Vorsitzenden aber Krankheit, die Leitung des Bürgervereins in die Hände des Stellvertreters Paul Zetzsche zu legen. 1886 ist Otto Wolf gestorben. Unter Zetzsches Leitung unternahm der Verein am 28.12.1887 eine Schlittenpartie nach Roßwein. 1888 war auch Zetzsche vereinsmüde. Schuldirektor Köber wurde Vorsitzender und leitete den Bürgerverein bis in die neunziger Jahre. Auch bei der Gründung des Verschönerungsvereines hat der Bürgerverein Pate gestanden. Zum Zwecke der Mittelbeschaffung für eine solche Gründung wurde „Preciosa“ (Oper von K.M.Weber) aufgeführt. Im Schützenhause veranstaltete man eine Obst- und Gemüseausstellung, die Gustav Müller leitete. Es wurde auch ein Theaterstück „Weihnachtsnähe” aufgeführt. Der Frühjahrsausflug führte wieder nach Roßwein. Mit den Schützen feierte der Verein im Jahre 1892 deren Fahnenjubiläum und mit der Fachschülervereinigung deren Tanzvergnügen. 1894 war Schneidermeister Künzelmann Vorstand geworden. Ein Herr Zschiedrich aus Nossen hielt in der Folgezeit einen Vortrag über Elektrizität und Elektromotoren. Mit anderen. Vereinen feierte der Bürgerverein patriotische Gedenktage. Mit dem langjährigen Vorstand wurde der Verein auch alt, das Vereinsleben immer ruhiger, bis zuletzt vor dem Ersten Weltkrieg gerade noch das Stiftungsfest begangen werden konnte. Unter dem letzten Vorsitzenden Alwin Thieme wurde 1934 dem Bürgerverein von dem nationalsozialistischen Staat aufgegeben, sich aufzulösen, da die Bürgerfragen vom Staat geregelt würden.

Vom Verschönerungsverein zum Verkehrsverein

Zur Förderung der Stadtgemeinde wurde am 1.April 1892 der Verschönerungsverein gegründet. Der Verein „Humor“ beging zugunsten des Verschönerungsvereines ein Sommerfest, wozu man zehn Pfennige für Erwachsene und für Kinder fünf Pfennige Eintritt verlangte.
Pastor Donner wurde Vorsitzender des neuen Vereines und Schuldirektor Köber sein Stellvertreter. Hermann Stirl war Schriftführer, Organist und Lehrer Johannes Martin Kirsten stellvertretender Schriftführer und Paul Zetzsche Kassierer. Die Statuten bezeichneten als Zweck des neuen Vereines die Verschönerung und gewerbliche Hebung der Stadt.
Nach Pastor Donners Weggange im Jahre 1894 wurde Robert Backofen Vorstand. 1897, nach fünf Jahren, war der Verein bereits auf 109 Mitglieder angewachsen. Der geringste Jahresbeitrag wurde auf eine Mark festgesetzt.
Da der Verein ein Wannenbad bauen wollte, erwarb er 1898 das Recht einer juristischen Person. Den Bauplatz an der damaligen Bahnhofstraße unterhalb des „Romanus“ überließ die Stadt dem Verein unentgeltlich. Da der Grund und Boden noch zu Breitenbach gehörte, musste das Grundstück erst aus der Breitenbacher Flur ausbezirkt werden.
Im Jahre 1899 unternahm der Verein eine Verlosung von Haushaltsgegenständen. Er erhielt die behördliche Genehmigung dazu unter der Bedingung, dass eine Öffentliche Ausbietung der Lose unterblieb. Die Verlosung fand am 16.6.1900 statt. 4000 Lose zu je 50 Pfennigen wurden verkauft und 378 Gewinne im Werte von 1346,50 Mark gezogen. Diese Lotterie setzte den Verein in den Stand, das Bad zu bauen. Die Brandkasse des abgebrannten Hauses Nr. 179 wurde mit hineingebaut. Der Verschönerungsverein unternahm es auch, am 21. bis 13.Juni 1902 das erste Heimatfest zu veranstalten. Den Festausschuss bildeten Bürgermeister Barthel, der Gemeindevorstand von Breitenbach Gelbrich, Kaufmann Robert Backofen, Schuldirektor Köber, Arzt Dr. Karl Klotz, Buch-Druckereibesitzer Gustav Müller, Organist Digen, Lehrer Stelzig, Postverwalter Seifert, Emil Palitzsch, Schuhmacher Karl Krumbiegel und Pantoffelfabrikant Otto Schumann. Am Sonnabend Abend fand ein Kommers statt. Am Sonntag wurde ein Festgottesdienst begangen, dann die auswärtigen Festteilnehmer am Bahnhof empfangen und auf dem Markte begrüßt. Hier folgte ein Platzkonzert mit Frühschoppen. Den Nachmittag füllte

der Festzug mit einem Volksfest aus. Am Montag beendigte ein gemeinschaftlicher Spaziergang das gelungene Fest.

Den Vereinen ergeht es meistens ebenso wie den einzelnen Menschen, denn auch sie sind der Trilogie von Geburt, Leben und Tod unterworfen. Man könnte ihr Leben auch dem einer Blume vergleichen. Nach einem begeisterten Geburtsakt kommt ein rasches Aufblühen zur Erfüllung des verfolgten Zweckes, dem bald ein stagnierendes Leben folgt, bis das Geschöpf welkt und dem Tode mehr oder weniger schnell zugeht. Das musste auch der Verschönerungsverein erfahren. Nachdem er sich in der Schaffung eines Stadtbades eine Aufgabe gestellt hatte, die die ganze Sorge des Vorstandes in Anspruch nahm und die finanziellen Mittel erschöpfte, hatte der geschäftsführende Leiter für anderweitige Projekte zur Hebung der Stadtgemeinde kaum noch Zeit, Mittel und Möglichkeiten. So traf der Erste Weltkrieg den Verschönerungsverein im Jahre 1914. Durch Einschränkungen und Schwierigkeiten verlor der Verein eine Anzahl Mitglieder und den noch treu gebliebenen schwand die Begeisterung für das ehedem so verheißungsvoll glänzende Ziel der Verschönerung in einer Zeit, wo der Kampf um die notwendigsten Daseinsbedingungen alles weiter vergessen oder doch zweitranging sehen ließ, so dass der Verein in den Zustand eines stagnierenden Wassers geriet. Der Verlust, den der Krieg unserem Vaterlande brachte, blieb auch auf das Gedeihen des Verschönerungsvereines nicht ohne Wirkung. Zu einem neuen Aufleben nach 1918 kam es für den Verein nicht mehr. Er war alt geworden.
Da man nach dem Kriege mehr den materiellen Nutzen in Erwägung zog, war es kein Wunder, dass im Jahre 1926. nachdem Krieg und Inflation einigermaßen überwunden waren, der Verkehrsverein sich gleichsam als Nachfolger des Verschönerungsvereines bildete. Es war diese Gründung eigentlich keine Neubildung mit völlig neuen Zielen, vielmehr ist sie als Wiederaufnahme des Ziels des Verschönerungsvereines nur mit dem erweiterten Zweck der Anlockung Fremder nach unserer Stadt aufzufassen. Verschiedene Zeitungsartikel über die Möglichkeiten eines Fremdenzuzuges gaben die Veranlassung zur Gründung des Verkehrsvereines am 27.März 1926 *(Anmerkung: Vorstand des Verkehrsvereines von Gründung bis 1945 war Kurt Hörig, der Autor dieser Zeilen.)*
Wie die Idee der Hebung des Fremdenverkehrs bei der Einwohnerschaft unseres Ortes ein Echo fand, bewies der Umstand, dass es der Verein bald

auf 169 Mitglieder brachte, einig in dem Gedanken, durch Belebung des Verkehrs das Städtlein zu fördern.
Es begann nun ein lebhaftes Arbeiten, um zunächst einmal die Ziele des Verschönerungsvereines zu erreichen. Schilder und Wegweiser wurden angebracht, Bänke und Papierkörbe in den Anlagen und anderen angrenzenden Waldstücken aufgestellt. Der „Pilz“ in den Anlagen wurde als ständiger Regenschirm bei fraglichem Wetter dazu in Ordnung gebracht. Die vorhandenen Wege wurden erweitert und gangbar gemacht und auch neue angelegt. Das Kriegerdenkmal nahm der Verein in Pflege und wollte durch Umpflanzung mit« Wacholdersträuchern den fünf Denksteinen einen wirksamen Hintergrund geben. (Der Erfolg war allerdings recht bescheiden). Man griff selbst zu Hacke und Schaufel, um all die vielen kleinen Verbesserungen unserer Stadtflur mit möglichst geringen Kosten durchzuführen. Es war dem Verein eine fördernde Unterstützung, als er von der Stadtverwaltung eine Beihilfe von 300 Mark erhielt. In dem alten Rentner Josef Janouch fand man gegen mäßigen Lohn einen willigen Arbeiter, der Wegearbeiten sachgemäß ausführen konnte. Der stellvertretende Vorsitzende Postmeister Otto Oehmichen übernahm die Vorarbeiten zu einer Autobuslinie Siebenlehn-Nossen, die später über Marbach nach Roßwein weitergeführt wurde.
Der Verein trommelte auch laut Reklame für unsere Stadt. Zwei Jahre lief ein Reklamepoststempel auf allen abgehenden Postsachen. Es wurden Prospekte gedruckt und Schulen, Ärzte, Sanatorien, Sparkassen und Auskunftsinstitute erhielten sie, die manchen Erholungssuchenden den Weg nach Siebenlehn wiesen.
Auf der Höhe mit dem Punkte 304 über dem Fußwege nach der Steyermühle schufen die Mitglieder ebenfalls in Selbstarbeit gemeinsam die „Amalie-Dietrich-Höhe” als Aussichtspunkt nach dem Muldentale und bauten selbst den Weg dort hinauf. Ein Steinblock, unten am Abhange gelegen, wurde mit Flaschenzug Zentimeter um Zentimeter heraufgezogen und als Denkstein auf massiven Sockel aufgerichtet. Im Fundament wurde eine Metallkapsel mit einer Urkunde geborgen. Eine Bronzeplatte kündete dem Besucher den Zweck der Anlage. Die Weihe fand am 21.Sepiember 1926 statt.
In den hiesigen Gasthäusern stellte man mit behördlicher Genehmigung Sammelbüchsen auf, um Geldmittel zu weiterem Ausbau zu gewinnen, aber mit wenig Erfolg.

Man bemühte sich um Verbesserungen im Zugverkehr auf der Linie der Kleinbahn Nossen-Wilsdruff. Der Verein ließ Ansichtskarten mit dem Luftbild der Stadt drucken. Am Schützenhausgarten an der Nossener Straße wurde eine Orientierungstafel für Ortsfremde aufgestellt. Vor Weihnachten stellte man auf dem Marktplatze einen „Weihnachtsbaum für alle“ auf, um Weihnachtsstimmung zu bringen. Diese Sitte hat sich seitdem eingebürgert und wird heute noch durch die Stadtverwaltung erhalten.

Vor allem aber wirkte der Verein durch die Anregung und Durchführung des bedeutenden Heimatfestes vom 14. bis 16. Juli 1928, das einen vorübergehenden Zuzug von Tausenden von Menschen veranlasste. Das junge Heimatmuseum wurde vom Verein unterstützt und zum Heimatfest eröffnet. Ein Ergebnis des Heimatfestes war die Gründung einer Siebenlehner Landsmannschaft in Dresden, der im nächsten Jahre eine solche in Roßwein erfolgte. Später bildete sich ebenfalls eine Siebenlehner Landsmannschaft in Meißen. Mehrfache Treffen der Landsmannschaften brachten auswärts wohnende Siebenlehner zu festlichen Gedenktagen in die Heimat zurück.

Noch im ersten Vereinsjahr veranstaltete der Verein am 16.10.1926 einen Öffentlichen Lönsabend mit Vortrag über den Dichter mit Lönsliedern. Im Winter ließ man die hungernden Vögel füttern und hing Nistkästen auf, um die auch bei den gefiederten Freunden herrschende Wohnungsnot zu lindern. Im Jahr 1927 unternahm der Verkehrsverein eine Gabenverlosung, die der Vereinskasse über 300 Mark für weitere Unternehmungen einbrachte. Abgesehen von der Veranstaltung mehrerer Konzerte und Vorträge in den nächsten Jahren, ist dem Verkehrsverein die Schaffung eines Freibades gelungen, das im Jahre 1932 mit erheblichen Opfern verwirklicht wurde. Es ist nach Jahren in die Verwaltung der Stadt übernommen worden und bedeutete eine wesentliche Verbesserung in unserem gemeinschaftlichen Leben in der Gemeinde.

Bis zum Zusammenbruch im Jahre 1945 hat der Verkehrsverein seine Pflicht als Helfer und Betreuer der Gemeinde treu und redlich erfüllt. Vieles wurde von ihm durch die Hilfe der willigen und interessierten Bevölkerung des Ortes erreicht.

Gewerbeverein

Weniger durch Veranstaltung von Vergnügen als durch mehr Maßnahmen zur Werbung und Vertretung von Interessen von Handel und Gewerbe zeichnete sich der Gewerbeverein aus, der im Jahre 1875 gegründet wurde. Der erste Vorsteher war Reinhold Gottschling. In den aufgestellten Statuten verzeichnete er auch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und gegenseitige Belehrung mit besonderer Berücksichtigung von Gewerbe und Industrie als sein Zweck. Durch Kugelung entschieden die Mitglieder über Aufnahme oder Ablehnung neuer Angemeldeter. Schon in den ersten Jahren des Vereines vom 30.6.bis 7.7.1878 veranstaltete der Verein eine Ausstellung gewerblicher Gegenstände in den Räumen des Gasthofes „Zur grünen Tanne“ (heute „Schützenhaus“).
Innerhalb des Vereines bildete sich ein Lesezirkel, dessen Teilnehmer außer der Vereinssteuer fünf Pfennige pro Monat beitrugen. 1880 wurde Louis Anders zum Vorstande gewählt. Im Jahre 1885 fand eine Ausstellung von Lehrlingsarbeiten statt. 1882 wurde Kaufmann Hermann Stirl Stellvertreter des Vorstandes und am 7.2.1887 selbst Vorstand mit Louis Anders als seinem Stellvertreter. August Beck wurde Schriftführer.
Vom 3. bis 18.6.1888 warb der Verein durch eine Gewerbeausstellung mit Verlosung. Für einen Quadratmeter Ausstellungsfläche zahlte ein Aussteller 0,50 Mark, auswärtige Aussteller 1 Mark. Die Ausstellungsgegenstände, meist Haushaltwaren, waren versichert. Gustav Müller zeichnete als Vorsitzender des Ausstellungskomitees. Es wurden 5000 Lose zu je 1 Mark abgesetzt. Von dem Reingewinn wurden der Stadt 100 Mark zur Anbringung von Straßenschildern überwiesen. 1892 wurde Gustav Müller Stirls Nachfolger als Vorstand. 1896 hatte der Gewerbeverein 114 Mitglieder. Im Jahre 1900 wählte man den stellvertretenden Vorstand Louis Anders zum Vorstand, sein Stellvertreter wurde der Gärtnereiinhaber Karl Koch.

Vorschussverein

Ebenso wie der Gewerbeverein diente der Vorschussverein wirtschaftlichen Interessen. Am 26.6.1892 hielten die sächsischen Creditvereine in Siebenlehn eine Tagung ab, worauf sich hier der Vorschussverein gründete, dessen erster Direktor der Kaufmann und ehemalige Nadler Paul Zetzsche wurde. Kassierer war Hermann Stirl. Die Bedeutung des Vereines lag auf dem Gebiete der finanziellen Unterstützung der Geschäftsleute. Gesellige Veranstaltungen des Vereines fanden nicht statt. Er war eine GmbH und ein Teilstück des Verbandes sächsischer Creditvereine, der bereits seit dem Jahre 1861 bestand.

Verein für Geflügelzucht im Stadt- und Landkreis Siebenlehn

Am gleichmäßigsten verlief wohl das Vereinsleben des „Vereins für Geflügelzucht im Stadt- und Landkreis Siebenlehn“, wenigstens soweit es die erhaltenen Akten ausweisen. Am 16.Februar 1876, als Dr. Kreyß im letzten Jahre Bürgermeister war, wurde er gegründet. Bäckerobermeister Ludwig Lößnitz war sein erster Vorsitzender. Er hatte einen Stellvertreter, einen Kassierer und einen Schriftführer zur Seite. Vom 1.November bis 1.Mai fand alle zwei Wochen dienstags eine Vereinssitzung statt, im Sommerhalbjahr nur aller vier Wochen. In jedem Frühjahr veranstaltete der Verein eine Geflügelausstellung, von welcher aber einheimische Singvögel ausgeschlossen waren. Die Ausstellung musste im alten Sachsen durch Vermittlung des Bürgermeisters und der Amtshauptmannschaft bei der Kreishauptmannschaft beantragt werden und war regelmäßig mit einer Verlosung ausgestellter Tiere verbunden. Es waren etwa 300 Nummern verschiedenen Geflügels, meist Hühner und Tauben, gewöhnlich paarweise im Ausstellungskatalog aufgeführt. Für den Staat war dies durch die zehnprozentige Stempelsteuer ein Geschäft. Von 1879 an war Lotteriekollekteur C. G. Spindler Vorsitzender und Akteur der Geflügelausstellungen.

Dann schweigen zehn Jahre lang die Akten, bis der Verein am Anfang der neunziger Jahre wieder auftauchte und als „seit kurzem bestehend und als neugegründet“ bezeichnet wurde, doch unter demselben Vorsitzenden wie der 1876 entstandenen Geflügelzüchterverein. Die Akten dieser Neugründung weisen denselben Vereinsbetrieb auf. 1000 bis 2800 Lose, je 0,50 Mark wurden verkauft und mit Genehmigung der Kreishauptmannschaft unter Aufsicht des Bürgermeisters aus der Lostrommel gezogen. So machten Verein und die einzelnen Mitglieder ihr Geschäft mit den ausgestellten Tieren.

Seit 1897 war Schneidermeister Heinrich Künzelmann Vorstand des Vereines. Im Jahr 1898 wurden beispielsweise 2500 Lose, je 0,50 Mark, verkauft, was eine Summe von 1250 Mark erbrachte. Die zehnprozentige Stempelsteuer an das Königliche Hauptsteueramt in Dresden betrug 125 Mark, 8 Prozent verschlang der Losverkauf, 5 Prozent betrugen die sonstigen Unkosten, so dass 962,50 Mark für die 160 Gewinne der Verlosung verwendet werden konnten.

Geselligkeitsvereine

Am 20.Januar 1847 erfolgte die Gründung der „Gesellschaft zur geselligen Unterhaltung" durch den Arzt Dr. Camillo Friedrich Kreyß, die durch den Stadtrat anerkannt wurde. Im Winter kamen die Mitglieder aller zwei Wochen zu geselligen Ausspracheabenden zusammen, im Sommer nur alle vier Wochen. Als wöchentliche Beiträge waren hier ein Neugroschen zu bezahlen. Ein Carl Wilhelm Voigt war Vorsteher des Vereines.
Am 3.Februar 1855 wurde wieder eine Gesellschaft zur geselligen Unterhaltung gegründet. Vielleicht war die Gründung von Dr. Kreyß von 1847 wieder eingeschlafen. Man wollte sich jeder Einmischung in politische Ereignisse enthalten und zahlte einen Neugroschen wöchentlichen Vereinsbeitrag. Kantor Volkmar Göllnitz war Vorstand; im Jahre 1862 war es Lehrer Karl August Größel.
Anfang der achtziger Jahre bildete sich ein Geselligkeitsverein „Humor", der den Humor auf seine Fahnen geschrieben hatte. Er nannte sich eine geschlossene Gesellschaft, frei von aller politischen Tendenz und hatte den Zweck, Geselligkeit und Humor zu pflegen und Wohltätigkeitsveranstaltung n zu organisieren. Nach einem gutachtlichen Bericht des Bürgermeisters Wolf vom 13.11.1883 an die Amtshauptmannschaft setzte er sich aus 47 Mitgliedern aus dem jüngeren Bürgerstande zusammen. „Ein Teil davon bildet unter Direktion des Vorstandes Kaufmann Robert Backofen eine humoristische Singspielgesellschaft, welche bereits mehrmals namentlich im Gasthofe zu Breitenbach Öffentliche Aufführungen veranstaltet hat, deren Reinertrag zu wohltätigen oder gemeinnützigen Zwecken verwendet worden ist. So hat dieselbe zweimal für die Zwecke der Lehrmittelsammlung hiesiger Schule, einige 1 Male zum Besten hiesiger Ortsarmen sowie zur Christbescherung armer Kinder Konzerte veranstaltet."
Seine Mitgliederliste vom 27.4.1896 weist 61 Namen auf. Schneidermeister Paul Günther war Vorstand. In späteren Jahren trat der Verein „Humor" wenig an die Öffentlichkeit.

Andere Vereinigungen die sich um den Ersten Weltkrieg herum bildeten.

Es bliebe wohl eine Lücke in dem geschichtlichen Bericht über Siebenlehn, wenn wir nicht auch den zeitgebundenen Organisationen gedenken würden, die sich um den Ersten Weltkrieg herum bildeten. Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus! Das konnte man auch vom Ersten Weltkriege sagen, der bereits 1913 drohte. Vorläufig war der Schatten noch rosig gefärbt. Es war die Begeisterung, die man der heranwachsenden Jugend anerzog, besonders in der staatlich aufgezogenen „Jugendpflege", die auch fernerhin, vor allem während der Kriegsjahre von staatlichen Mitteln unterstützt, eigentlich nur von solchen Mitteln unterhalten wurde. Neben kleineren Felddiensten fand in der „Jugendpflege" jährlich ein großer Ausflug statt, der außerordentlich lebhaft besucht war. Man zählte bei manchen Unternehmungen über 100 Teilnehmer, die durch uniformähnliche Joppen mit Abzeichen gekennzeichnet waren und sich bereits als Soldaten und Vaterlandsverteidiger fühlten. Die Mitglieder des Führerausschusses waren selbstverständlich an den Veranstaltungen beteiligt. Erinnerlich ist dem Berichterstatter eine Partie in die Zittauer Berge, wobei die Jugendlichen samt Führern in der Mandaukaserne in Zittau übernachteten und dort einen ziemlichen Lärm vollführten, bis der Führer Schuldirektor Spreer endlich Ruhe schaffte. Ein anderer Ausflug führte in das Tal der Zwickauer Mulde. Die Turnhalle der Lunzenauer Schule bot das Nachtquartier. Nach dem verlorenen Kriege verlor sich auch die Begeisterung für die „Jugendpflege", nachdem bereits die älteren Jahrgänge ehemaliger Mitglieder im Felde geblutet hatten.
Neben dieser Jugendwehr bestanden bereits früher als kirchliche Vereinigung für die männliche Jugend der Jünglingsverein unter der Leitung des Ortspfarrers Morgenstern und seit 1911 für die weibliche Jugend der Jungfrauenverein, der von Franz Kneisel aus der Steyermühle gegründet wurde. Eine Begleiterscheinung des Ersten Weltkrieges war auch der Verein für die Kriegerehrung. Es war dies die selbstgewählte Aufgabe des Direktors der Schuhfabrik Höfer und Hockemeyer Franz Witte, der den Verein gründete und leitete. Man schuf das Kriegerehrenmal in den Anlagen mit dem Thema „Die fünf Blöcke im Hain". 123 Namen mussten als Beitrag Siebenlehns in den vier Jahren des Krieges eingehauen werden. Am 23. April 1922 wurde das Denkmal eingeweiht. Damit hatte sich das Wirken des Vereines als Dank an die Verteidiger erledigt.

Um dieselbe Zeit bildete sich der „Gemeinnützige Bauverein“, dessen Ziel es war, zusätzliche Wohnungen im Orte zu schaffen. Er wurde am 31.März 1923 gegründet und am 19.Juli desselben Jahres bestätigt. Später ließ man den Begriff „gemeinnützig“ weg. Der Verein nannte sich nur „Bauverein”, um die aufgesammelten Gelder bei etwaiger Auflösung nicht an die Stadt abtreten zu müssen. Das Ergebnis seines Wirkens war das Doppelhaus an der Nossener Straße (1996: Nossener Straße Nr. 33 und 35).

Flurnamen und Flurorte

Namen charakterisieren Dinge, die sie benennen oder sollen es wenigstens tun. Aber wie oft trifft das nicht zu. oder nicht mehr zu. Bei Personennamen hat sich die Bedeutung längst überlebt. „Lang Marie“ war nicht besonders lang und heiratete einen „Kurze“. Erst hieß sie „lang“ und dann „kurz“. Wie könnte sonst ein „Großer“ klein sein, ein „Braun“ rote Haare haben, ein „Schmied“ Schlosser sein und ein Schlosser „Schmidt“ heißen?

Flurnamen sind bezeichnender oder waren es doch früher und erzählen somit von ehedem, als der Name wirklich zutraf. Als jüngste solcher Flurnamenbildung in unserem Orte ist die „Teichwiese“ zu nennen. Auf Bauer Zills Flur an der Abzweigung des Fahrweges zur Steyermühle von der Reinsberger Landstraße war noch vor 30 Jahren ein Teich in einer Wiesendelle, dessen Umgebung die Teichwiese bildete und bei den beteiligten Personen des Gutes heute noch die „Teichwiese” heißt, obwohl der Teich seit Jahrzehnten bereits abgelassen ist.

Flurnamen sind auch die Straßennamen der Stadt: Obere Marktgasse, Untere Marktgasse usw. Der Name „Frohngasse“ hat sich verloren. Er galt für das kurze Stück zwischen Markt und Reinsberger Straße, bei Walcha und Heimrich hinunter. Hier an der Ecke des ehemaligen Gemeindebrauhauses stand die Frohnfeste, die Wohnung des Stadtpolizisten, der allgemein „Ratsdiener“ genannt wurde.

Die lange Wohnstraße, die „Straße des Friedens“, hieß früher „Albertstraße“, wohl nach dem damaligen König von Sachsen, ganz früher seit ein paar hundert Jahren aber „Neugasse”, im Dreißigjährigen Kriege sogar einmal „Neumarkt“, weil dieser Ortsteil einst die neuen Häuser hatte gegenüber den alten in der Niederstadt.

Vom Markt nach Norden führt die „Preußerstraße“ hinaus, die nach dem Wohltäter der Stadt, dem Kaufmann Preußer benannt wurde, der nach dem Stadtbrande von 1764 der Stadtgemeinde dadurch half, dass er ihr Geld zum Wiederaufbau zuschoss.

Die „Liebichstraße“ führt ihren Namen nach dem langjährigen Stadtschreiber und Stadtrichter Gustav Adolf Liebich, der die Stadt notariell vor Gericht vertrat. Vor dem Ausbau als Straße hieß sie der „Breite Weg“.

Die vom Markte nach Osten laufende „Reinsberger Straße“ hieß und heißt heute noch im Volksmunde „Endengasse” (wohlgemerkt mit ”d“ zu schreiben), eigentlich „Endgasse“. Sie führte tatsächlich bis ans Ende der

Stadt, da sie bei der Wachspresse die Breitenbacher Flur erreichte. Der Breitenbach, der seinen Namen eigentlich nur bei Hochwasser verdient, bildete von der heutigen Marmeladenfabrik an in alter Zeit die Grenze zwischen beiden Orten. Doch lag das ganze Talgelände früher tiefer und ist heute durch Schuttmassen ausgefüllt. Wo die Grenze einmal durch Besitzverhältnisse aussprang, führte sie zu Grenzstreitigkeiten zwischen Siebenlehner und Breitenbacher Einwohnern,

Im Jahre 1490 geschah eine solche Auseinandersetzung, die maßgebend für spätere Entscheidungen wurde. Ein gewisser Hans Silbermann wohnte in dem Hause jenseits des Baches gegen Breitenbach. Er halte einen Garten diesseits des Breitenbachs, der zum Hause gehörte. Als er nun im genannten Jahre mit Genehmigung des Rates den Zaun um eine Elle gegen Siebenlehn hinausrückte, kam der Vogt von Zella mit Bewohnern von Breitenbach und riss den Zaun weg. Ein andermal hatte Hanß Mileß, der in dem Hause unter der Marter wohnte, zur linken Hand vor seinem Hause einen Schacht (wohl eine Binge) zugeschlemmt und einen Garten daraus gemacht. Dahinein hatte einen Weidenbaum gepflanzt. Abermals kam der Vogt von Zella mit den Bauern von Breitenbach, hieb den Baum um und zerstörte den Garten. Der Rat der Stadt beschwerte sich darüber bei Hauptmann Heinrich Zoschwitz in Freiberg, worauf die Breitenbacher zur Verantwortung auf die Burg zu Freiberg geladen wurden. Der Vogt von Zella brachte aber einen Lokaltermin zustande. Der Freiberger Amtmann und Abt Martins von der Lochau besichtigten die Örtlichkeit und hielten darauf im Gasthof zu Siebenlehn mit dem Rate und den Breitenbachern Gericht. Das Ergebnis der Verhandlung sing dahin, dass der fragliche Platz den Siebenlehnern bis an den Bach zustehen sollte, wenn beide Seiten nicht anders vom Landesfürsten beschieden würden und Beweise erbringen könnten.

Im Jahre 1520 baute der Rat der Stadt ein Spital, das ebenfalls in der Nähe des Baches gestanden hat. Zwei Jahre darauf baute Aßmus Schnabel ein Haus unter dem Spital, worüber sich die Breitenbacher beim Klostervogt Merten Ulich beklagten. Die Siebenlehner erinnerten an den Schiedsspruch von 1490. Der Abt Paul von Zella besah sich den Ort und schickte nach zwei Wochen den Pursarius des Klosters herauf mit dem Entscheid, dass der Platz den Siebenlehner Besitzern gehöre. Die Grenze blieb der Breitenbach.

Die Berghalde vom Förderschacht der Grube „Romanus Erbstollen“ liegt mitten in der Stadt und reichte bis an den Breiten Weg, der heutigen Liebichstraße. Den Teil der Halde an der Straße nimmt gegenwärtig das Finanzschulgebäude ein. Der Schacht ist heute (1960) wieder offen und gibt aus 80 Metern Tiefe durch eine Druckpumpe der Stadt das Leitungswasser, da das Wasser aus den Zellwaldquellen nicht mehr ausreicht.
Die Breitenbacher Wasserleitung hat ihre Quellen in den „Folgewiesen“ an der Südstraße. Die frühere hier befindliche Ansammlung von Oberflächenwasser wurde die „Pfütze“ genannt. Im Jahre 1577 kaufte die Stadtgemeinde dem Gutsbesitzer Bruchlos die Quellen ab und benutzte das Wasser hauptsächlich für die Niederstadt. Heute sind beide Leitungen kombiniert, wie ja auch das Dorf Breitenbach seit 1913 der Stadt einverleibt wurde. Der Breitenbach sammelt das Oberflächenwasser der „Folgewiesen” und leitet es im Seitental der Mulde zu. Er nimmt die Abwässer der Stadt auf und ist durch die gesamte Niederstadt seit 1912 bis zum „Romanus“ kanalisiert.
Um Platz für die ehemalige Fachschule der Schuhmacher zu gewinnen, wurde ein Teil der Berghalde abgetragen. Die Schuttmassen wurden zum Ausfüllen der „Hohle“ verwendet, der tieferliegenden Fortsetzung der Preußerstraße über die Gärtnerei Krauspe hinaus. Jetzt beginnt dieser äußere Teil der Straße auf dem gleichen Niveau wie der innere Teil und neigt sich nur wenig nach der ehemaligen „Ochsenwiese“, deren Grasnutzung dem Bauer in Breitenbach zustand, der den Gemeindeochsen im Futter hatte. Heute wird das Areal der „Ochsenwiese“ von dem „Romanusfreibad“ eingenommen. Der Zuweg ist mit den Häusern der Badstraße bebaut. Hier steht auch das städtische Wannenbad.
Die Fortsetzung der Preußerstraße über die Badstraße hinaus nach Norden ist der „Grüne Weg“ oder der Fußweg nach Nossen, der auf den Rodigtberg bei Nossen hinzielt. Eine Verbindung der äußeren Nossener Straße mit der Badstraße und weiterhin mit der unteren Otto-Altenkirch-Straße ist noch nicht geschaffen. Wohl die längste Straße Siebenlehns ist die Verbindung der Stadt mit dem Bahnhof im Muldental, die Otto-Altenkirch-Straße, die in der Oberstadt bei der Drogerie Hennig beginnt und von hier talwärts bis zur Haltestelle der Kleinbahn im Muldental läuft. Sie hieß früher Talstraße. Als letztes Haus an der rechten Seite steht der „Romanus” mit dem Heimatmuseum, der ehemalige Wohnsitz und das Sterbehaus Professor Otto Altenkirchs, der seit 1945 auf unserem kleinen Friedhof ruht. Das letzte Haus links, etwa 100 Meter weiter

unten, am Eingange in die städtischen Anlagen, war ehemals das Stadtbad, jetzt als Wohnhaus und Privatbesitz, ein Werk des Verschönerungsvereines kurz vor dem Ersten Weltkrieg.

In den Anlagen wurde früher Pegmatit gebrochen, dessen reicher Gehalt an rötlichen Feldspat und lichtgrauen Quarz als Zuschlag und Schmelzmittel bei der Porzellanfabrikation wertvoll war. Heute befindet sich in dem ehemaligen Spatbruche das Naturtheater mit Hunderten von Sitzen in enger Felsenschlucht zwischen steilen Gabbrowänden.
Der Breitenbach führt kurz oberhalb der Beyermühle die Abwässer der Stadt der Mulde zu. Beyer- und Steyermühle, die beiden Mühlen des Dorfes Breitenbach, waren ursprünglich wohl Erzwäschen der nahen Gruben an den Steilwänden des hier ziemlich engen Muldentales. Sie wurden später zu Mahl- und Schneidemühlen umgewandelt. Die Steyermühle war zwischendurch von 1821 bis 1854 eine Steingutfabrik, die Fayenceporzellan herstellte. Proben desselben befinden sich im Heimatmuseum. Ihr entstammen auch die beiden großen Altarvasen, die früher den Altar unserer Kirche zierten.
Auf dem rechten Ufer des Muldentales, gegenüber den beiden Mühlen, lagen zwei kleine Gruben, der „Neubeschert Glück Gottes Stollen“ und dicht oberhalb dabei der „Unverhofft Glück Gottes Stollen“, die wohl ihr gewonnenen Silbererze in den Mühlen zubereiten ließen, um, sie den Schmelzhütten in Halsbrücke oder Muldenhütten zuzuführen. Später um 1850 wurden die Gruben mit den weiter Hubabwärts liegenden zu einem Betrieb zusammengelegt, der erst 1903 als „Vereinigt Feld“ bei Siebenlehn seine Pforten schloss. Siebenlehn oder Breitenbach scheinen in früher Bergwerkszeit selbst Schmelzhütten gehabt zu haben. Unter den ersten Siedlungshäusern in Breitenbach liegt unter dem Mutterboden eine dicke Schicht Hochofenschlacke.

Die eigentliche Stadtflur umfasste in alter Zeit nur 93 Hektar. Augustusberg, früher Käseberg, und Breitenbach haben Flurteile zu der kleinen Bergmannssiedlung Siebenlehn hergegeben. Die „Rats- oder Bürgerhufe“, die „Richter'sche Halbhufe“, die „Wolfsteinfelder“ in der Gegend des westlichen Brückenkopfes der Autobahnbrücke waren deren wesentlichsten Teile, die gegenwärtig die Flur Siebenlehn ausmachen. Ihr jetzige Größe erreichte sie erst durch Einbeziehung eines großen Stückes Zellwald, dessen Wohnstätten der Schneidemühle und einige Bahnhäuser dem Heimatbezirk Siebenlehn zugewiesen wurden, nachdem bereits

im Jahre 1913 die Flur Breitenbach die Stadtflur Siebenlehn erweitert hatte.

An dem Namen der bedeutendsten Grube Siebenlehns, dem „Romanus“, der heute noch auf dem Romanushause ruht und die früher ihr Betriebszentrum auf der Berghalde hatte, hängt noch manche Bezeichnung in der Stadt. Die ehemalige Schuhfabrik Höfer und Hockemeyer an der Preußerstraße (jetzt Thiele) stellte den schönen „Romanusschuh“ her. Die Firma Göhler betrieb das Schotterwerk „Romanus” an der Haltestelle im Muldentale. Das Freibad erhielt 1932 den Namen „Romanusbad” und außer der Bergstadtapotheke besteht noch eine „Romanusdrogerie“ am oberen Ende der Otto-Altenkirch-Straße eingangs der Preußerstraße. Die Bershalde des „Romanus-Erbstollens“ (1737 - 1875) liegt mit der Landstraße Nossen - Freiberg auf gleicher Höhe, während sie nach Osten, der Preußerstraße zu, steil abfällt und die Menge des hier abgelagerten tauben Gesteins ahnen lässt.
Woher stammte der alles beherrschende Namen „Romanus“? Es wurde von Kennern vermutet, er sei nach dem Günstling Augusts des Starken, dem einstigen Bürgermeister von Leipzig benannt, der vielleicht eine große Anzahl Kuxe besaß. Doch lässt sich diese Vermutung der Zeit nach nicht rechtfertigen, denn bei Gründung der Grubengesellschaft „Romanus“ war dieser Mann und Unternehmer längst tot. Wahrscheinlich ist die Grube am 29.Februar, dem Romanustage des alten Kalenders gegründet worden. Das Grundstück des heutigen „Romanus“ gehörte früher zur Flur Breitenbach und war die Hängebank des Mannschaftsschachtes der „Romanusfundgrube“, während der Förderschacht auf der Berghalde oben in der Stadt lag und heute (1960) wieder geöffnet ist. Er gibt den Bewohnern der Stadt das Leitungswasser neben den Waldquellen. Da diese Quellen an der Schneise 6 und dem Flügel A im Zellwalde nur wenige Ellen über dem Marktplatze legen, war der Druck an den Wasserhähnen recht gering, so dass sich die Stadtverwaltung 1912 entschloss, zur Erzeugung eines Hochdruckes den Wasserturm zu bauen, der als Wahrzeichen der hochgelegenen Stadt weithin, besonders nach den Niederlanden zu sehen ist, aber auch von Frauenstein aus an dessen Nordhorizonte als Landmarke steht.

Die meisten Flurnamen Alt-Siebenlehns und Breitenbachs erklären sich selbst, wie „An der Gemeindegrenze”, „Hinter dem Gottesacker”, „An der Grunaer Grenze“, „An der Augustusberger Grenze“, „An der

Bayermühlgrenze“, „Am Mühlgraben“, „Am Holzrand“, „Oberhalb und Unterhalb der Chausee“, „Am Muldenrand“, „Auf der Berghalde”, „Mitten in der Stadt“, „Am Forsthofweg“, „Die Forsthoffelder“, „am Nossener Fußweg”. Andere Flurnamen verraten geschichtliche Orte und das sind die wichtigeren. Mitten in der Stadt, zur Zeit in Bitterlichs Garten (1996: Haus Markt Nr.11) lag der „Brunoschacht”, ein enger ausgemauerter Schacht, der wahrscheinlich nur Luftschacht auf dem „Bruno-Morgengange“ war und etwa 20 Meter südlich des großen Schachteinbruches im Jahre 1905 im Hofe des „Gambrinus“ in die Tiefe ging.

Die „Gottesackerfelder“ hießen die Flurstücke am „Grünen Weg“ nach Nossen, kurz vor der Autobahnüberführung. Hier wurden bei Wegbauten anlässlich des Autobahnbaues beerdigte Pestleichen gefunden, die man wahrscheinlich im Jahre 1681 hier außerhalb des Ortes ordnungsgemäß begraben hat. Die Armknochen lagen den Beerdigten kreuzweise über der Brust und das Gesicht war nach Osten gewandt.

Gegenüber an der Ostseite des Weges erinnern die „Schachtfelder“ an den Bergbau, wo tatsächlich ein Schacht niedergebracht war, dessen Resthalde nicht mehr zu sehen ist und die bei der Wegerweiterung des „Grünen Weges” im Jahre 1937 zum Vorschein kam.

Auf dem Grundstücke des Gelbrich'schen Gutes in Breitenbach ist ebenfalls alter Bergbau umgegangen. Ein alter Plan verzeichnete hier die „Junge Birke Zeche“ und auf der Höhe der Siedlung hinter der „Burg“ der Kinder auf dem ehemals Dachsel'schen Feldern gegen das Steyermühltälchen, war der „Betstundenberg“, wo während der Türkenkriege Betstunden von der Gemeinde abgehalten wurden. Südwestlich davon lagen nahebei die drei „Wolfsgruben“.

Im nördlichen Flurteile nach Augustusberg zu, lagen die „Henkschen“ oder „Hanickschen Wiesen”, benannt nach einem Flurbesitzer in Augustusberg. Die Wiesendelle oberhalb von Mahns Rusch nannte man die „Kasteiche“, eine Verstümmelung von „Kochs Teiche”, die Aufschlagwasser für das „Gute Börnchen“, eine Grube in Mahns Busch sammelte und lieferte. Wahrscheinlich gehörte das „Gute Börnchen“ zu der Gewerkschaft „Vereinigt Feld“. Durch die „Henkschen Wiesen“ lief auch, teilweise den heutigen „Grünen Weg“ oder Fußweg nach Nossen benutzend, der „Breitenbacher Kirchweg“, auch „Leichenweg“ genannt, da Breitenbach lange Jahrhunderte zur Kirche in Nossen gehörte. Von Breitenbach führte ebenso der „Pestilenzweg“ mit Umgehung des Siebenlehner Stadtinneren zum Pestilenzfriedhof am „Grünen Weg”.

Die Gerberinnung Siebenlehns besaß an der „Waschbach“, dem Mühlgraben oberhalb der Steyermühle, gegen Entschädigung an den Steyermüller das Recht, ihre Felle und Häute waschen und wässern zu dürfen.

Einige Namen und Orte alter Bergwerke, soweit sie bekannt und zu lokalisieren sind, sollen noch erwähnt werden. Neben der größten und ertragreichsten Grube, dem „Romanus“, war in den Jahren von 1774 bis 1788 der „Neue Segen Gottes“ in Betrieb, der auch „Neusiebenlehn Fundgrube“ genannt wurde und der seine Halde in der Niederstadt am Breitenbach auf dem Grundstücke des Hauses Feldmann hinterlassen hat. Dieser Schacht fand sich noch auf einer alten Karte verzeichnet.
Ein Erzgang mit Bingen und unsicheren Stellen ist zu verfolgen von dem Einbruche im Pfarrgarten bis zu dem größten bekannten Niederbruche im Hofe des „Gambrinus” (Elektrogeschäft Rost), der am Reformationstage des Jahres 1905 einging, über die Grundstücke des früher Streubel'schen Hauses, das schon auf alter Halde und Binge stand und heute Bitterlichs Garten ist, nach dem Hofe des Hurmmitzschen Hinterhauses am Ring, durch die Obere Marktgasse bis etwa an die Kreuzung des Forsthofweges mit der Nossen-Freiberger Straße, über welche hinaus der Erzgang infolge einer Verwerfung der Gebirgsglieder abbricht. Hier zieht sich der „Bruno Morgengang“ hin und berührt in der Oberen Marktgasse das Rathaus. Auch andernwärts hat man kleine Senkungen des Bodens festgestellt, so vor dem Grundstück Schmieder (1996: Preußerstraße Nr.3) beim Eingange in die Preußerstraße, in der Nähe des Marktes und auf der Straße des Friedens, wo das Gässchen von der Reinsberger Straße her diese erreicht. Die angrenzenden Häuser sollen sich gegenseitig stützen, weshalb man drei Bogen gewölbt hat. Dass es auch noch andere gefährdete Stellen gibt, ist nicht von der Hand zu weisen. War doch die Oberstadt das ehemalige Grubenfeld der „Sieben Lehen“, die Niederstadt das Wohngebiet der Bergleute, weshalb auch die Oberstadt als stark unterfahren von Bergstollen in geringer Tiefe gilt. Es sind alles alte Baue, die sich der staatlichen Sicherung entzogen haben. Auch Mundlöcher von Wasserröschen sieht man im Tale noch allenthalben, doch meist versteckt und zuweilen zugeschüttet.
Westlich zur Seite der durch die Stadt führenden Nossen-Freiberger Straße lag seit Aufhebung des Klosters Altzella im Jahre 1540 der Forsthof als Amtssitz eines Forst- und Wildmeisters, der außer dem Zellwalde noch große Forsten und Jagdfluren für den Kurfürsten zu verwalten

hatte. Schon zur Klosterzeit war der Forsthof ein ansehnliches Gut mit 18 Melkkühen. Vermutlich war er als bereits früher erwähntes Vorwerk vorhanden, das zeitweise vom Kloster an den Besitzer von Bieberstein, den Herren von Schönberg verpachtet war. Den Forsthofweg entlang zogen sich die Forsthoffelder in langer Reihe nach dem Zellwald hin und an deren Ende kurz vor dem Waldrand erstreckten sich rechts und links die „Heckenfelder", die dem ersten Forstmeister im Jahre 1550 als Lehen zugeeignet wurden.
In gleicher Lage und Folge schlossen sich nördlich und zur Seite der Forsthoffelder, die „Schießhausfelder" an, die von der Landstraße beim Gasthof „Zur grünen Tanne", dem späteren „Schützenhaus", nach dem Zellwald einen ebensolchen Streifen ausmachten. Hinter den nächsten Häusern (jetzt Braun) und den folgenden waren die Krautäcker für die Siebenlehner Bürger gelegen. Sie wurden zur „Hufe Landes", der „Rais- oder Bürgerhufe" gerechnet, die unsere Stadt von der Augustusberger Gutsherrschaft in Erbpacht genommen hatte. Die „Krautäcker" mögen etwa bis in die Gegend des heutigen Wasserturmes oder darüber noch hinaus gereicht haben. Dahinter in Richtung Wald lagen die Lehmgruben (Gebiet der ehemaligen Zünderfabrik), wo die Bürger der Stadt den Lehm zu ihren Fachwerkhäusern unentgeltlich graben durften. (Hierbei sei erwähnt, dass die Breitenbacher ihr Baumaterial den Lehmgruben an dem Fahrweg von Breitenbach nach Obergruna entnehmen konnten, wo die Wiesen heute noch tiefer als der Weg liegen.)
Nördlich der Siebenlehner Lehmgruben schlossen sich die „Hirtenbrachen" an, die als unbebautes Land als Viehweide für das Vieh der Bürger verwendet wurden. Nördlich der Krautäcker und Hirtenbrachen nannte man ein großes Stück Land an der Westseite der Nossener Straße die „Scheibe" mit den nach den Zellwald zu liegenden „Egertsfeldern". Das letzte und nördlichste Stück der Stadtflur am Zellwalde waren die „Laasstücken", von denen früher berichtet wurde, dass es schlechte Flurstücken „in starker Wildbahn gelegen" seien.
Das ganze Gelände nördlich des „Schützenhausses" gehörte einst zur Flur Augustusberg und die dort gelegenen Häuser zahlten noch bis in die neueste Zeit ihre Grundsteuer (früher „Marktzinsen" genannt) nach Augustusberg.
Das eigentliche Siebenlehner Grubenfeld lag zumeist östlich des Straßenzuges Nossen - Freiberg. Und doch haben wir gerade noch westlich der Straße in der Halde der „Maschine" das wesentlichste Merkmal des alten

Bergbaues erhalten. Bis 1945 befand sich die Maschinenhalde gerade am östlichen Rand des Zellwaldes und gehörte zu seinem Bestand. Durch die beträchtlichen Abholzungen des Waldes an seiner Ostseite im Jahre 1945 ist sie nun in die Feldfläche gerückt und macht auf den alten Siebenlehner Bergbau aufmerksam. „Maschine“ hieß und heißt der Ort deshalb, weil hier zum Niederbringen eines Lichtloches für den „Adolphstollen“ ein Schacht gegraben wurde mit einer der ersten noch primitiven Dampfmaschinen.
Von der genannten Maschinenhalde wurde die Dampfmaschine nach einigen Jahren auf das Lichtloch des Adolphstollens südlich Breitenbach auf die Felder des Bauern Wenzel gebracht. Aber hier hat sich der Namen „Maschine“ verloren, weil hier statt einer Halde nur eine Binge von dem Lichtloche übrig geblieben ist.
Weitere Reste des Bergbaues auf unserer Flur sind gegenwärtig schwer zu finden, da das Grubenfeld von den Häusern der Oberstadt be- und verdeckt ist. Er macht sich nur dadurch unangenehm bemerkbar, dass von Zeit zu Zeit Senkungen vorkommen, die meist nicht bedeutend sind und bis jetzt noch kein größeres Unglück verursacht haben, wenn man von dem einen großen Einsturz am Reformationsfest 1905 absieht, der in Verbindung mit menschlicher Schuld die Stadt allerdings schwer traf. Als die Leute zur Feier des Reformationsfestes morgens gegen neun Uhr gerade in die Kirche gingen, ertönts plötzlich ein gewaltiges unterirdisches Dröhnen und Poltern („Wobern“ wie man in Siebenlehn sagt) und wie bei einem Erdbeben erzitterte die Erde. Im Hofe des „Gambrinus”, der Kirche gegenüber, brach der vorgeschlagene Schacht auf dem „Bruno-Morgengange“ ein, der einen sich nach und nach erweiternden Trichter bildete von 12 Metern im Durchmesser und bis zu einer Schachttiefe von 30 bis 40 Metern niederging. Ein Bäckerlehrling, der eben den Platz mit der Wasserkanne überschritten hatte, sah beim Betreten der Stufen der Haustreppe das Gelände des Hofes hinter sich in die Tiefe gehen.
Die Folge dieses bisher größten Einbruches war ein Brand, dem sieben Häuser an der Unteren Marktgasse und am Markte selbst zum Opfer fielen. Da hier Brandstiftung vorlag, führte dieses Geschehen zu einem langwierigen und die Stadt schändenden Prozess. Die gefährdeten Häuser standen dicht an dem eingestürzten Grund und Boden. Da von den Bergwerken, die um 1600 hier gebaut hatten, nichts mehr zu erhalten war, standen die Bewohner, die so plötzlich obdachlos geworden waren, vor einem Nichts. Die vorhandene Brandversicherung wollte erst Asche

sehen, ehe sie sich zur Brandkassenentschädigung verstand. So führte eine amtliche Verordnung zur Übertretung der Gesetze.

Der Bergbau, der seit 1737 von dem „Romanus-Erbstollen“ betrieben wurde, fand schon nicht mehr jungfräulichen Boden und unangetastete Erzgänge vor. Die Lage und die unterirdischen Baue der drei um 1600 betriebenen Gruben „Barbara Fundgrube (1599-1613), „Morgenstern Erbstollen“ (1607-1629) und „Offenbarung Gottes“ (1597-1613) sind der heutigen Bergbaubehörde nicht mehr bekannt.
Der Mannschaftsschacht des „Romanus“ lag, wie bereits erwähnt, auf Breitenbacher Flur und wurde der „Sohrschacht“ genannt. Dort, dicht am Breitenbach, kam auch das Mundloch des oberen Stollens zutage. Eine Nische an der Mulde verrät noch seine Lage. Die Wasserrösche des „Romanusstollens“ mündete ebenfalls im Breitenbachtale weiter unterhalb der letzten Biegung der Otto-Altenkirch-Straße, ist aber gegenwärtig durch den Schutt des Ablageplatzes vollständig und sehr hoch verschüttet. Das Wasser des „Wolfstollens“ kommt am Muldentalhange oberhalb des Wohnhauses der Beiermühle zutage und liefert den Bewohnern der Beiermühle das Leitungswasser. Durch die „Ochsenwiese“ (jetzt „Romanusbad“) führte ein Bächlein das Überlaufwasser des Wasserturmes und das Schleusenwasser des nördlichen Stadtteiles an der Straße nach Nossen dem Breitenbache und damit der Mulde zu.
Bei der „Ochsenwiese“, wo jetzt das „Romanusbad” die Wiesendelle einnimmt, begann der Breitenbacher Kommunstreifen, auf welchem die Schafe des Rittergutes Augustusberg gehütet worden sind. Das frühere Dachsel'sche Gut als Vorwerk soll die Schäferei gewesen sein. Dieser Kommunstreifen verläuft von der „Ochsenwiese“ über den „Kriegshügel“ nach dem „Romanus“, oberhalb desselben, weiches Stück „Königlicher Garten“ genannt wurde, über die heutige Siedlung am Waldrande entlang nach dem „Frauenwinkel“ durch das zum Dachselschen Gute gehörende Wiesental nach der „Amalie-Dietrich-Höhe“ hinauf und von dort immer am Buschrande entlang bis zum Steyermühlen-straße. Auf der Höhe der Siedlung auf den zum erwähnten Gute gehörenden Feldern wird eine Stelle „Betstundenberg“ genannt, wo während der Türkenkriege um das Jahr 1692 herum Betstunden abgehalten worden sind.
Der Name „Kriegshübel“ soll in den Freiheitskriegen aufgekommen sein. Der Porzellanbruch am „Frauenwinkel” scheint nicht viel getaugt zu haben und war bald ausgebeutet und wurde eingestellt. Auf der Höhe der

Siedlung nach dem ehemals Dachsel'schen Gute zu lagen die drei Schächte der „Wolsgruben“, deren eines Mundloch sich in der Schlucht am Fußwege zwischen Steyermühle und Beiermühle öffnet und der „Knabenstollen“ genannt wurde.
Die höchste Stelle des Steyermühlenberges führte bei den Kindern den Namen „die Burg“, doch hat hier nie eine solche gestanden.
Die Flurstücke nördlich der Badstraße bis an Mahns Busch war Land, das von der Augustusberger Flur abgetrennt wurde und zur Stadt Siebenlehn kam. Hier lagen die „Wollsteinfelder“, am westlichen Brückenkopf der Autobahnbrücke die „Heimrich'sche Halbhufe“ und am „Grünen Weg” die „Schachtfelder“.
Damit sei der Gang über die gegenwärtige Stadtflur beschlossen.

Nachwort

Beim Tode des Verfassers im Februar 1962 lag die vorliegende Arbeit als Manuskript vor, das nach seinem Diktat zum größten Teil mit Maschine geschrieben vorlag.
Die Zeitumstände ließen die Arbeit liegen und erst als ich in den siebziger Jahren wieder nach Siebenlehn reisen konnte, kamen meine Schwester und ich überein, etwas zu unternehmen, um die Arbeit der Familie und der Stadt Siebenlehn zu erhalten. Eine Mitnahme in die Bundesrepublik verbot sich in Hinblick auf die Grenzkontrollen, die zu der damaligen Zeit bei Entdeckung das Manuskript beschlagnahmt hätten. Wir suchten eine Möglichkeit, in Siebenlehn eine Reinschrift anfertigen zu lassen und fanden dankenswerter Weise in Herrn Hans Grahl einen potenten Idealisten, der sich der langwierigen Arbeit unterzog, den Text ins „Reine" zu schreiben. Es wurden von ihm zwei Durchschläge mit angefertigt, so dass die Abschrift in drei Exemplaren vorliegt, von denen je eine bei meiner Schwester, bei Herrn Grahl und bei mir liegt.
Der Autor, mein Vater, hatte an dem Manuskript bis kurz vor seinem Tode gearbeitet und teilte mir zu dieser Zeit einmal mit, dass die „Monographie" „in ihrem Bestande" nun festliege.
Wie an der von Herrn Grahl verfertigten Abschrift zu ersehen ist, handelte es sich nicht um einen druckfertigen Text, sondern um eine nicht durchgesehene und geordnete Niederschrift.
Um die Arbeit zu einem Abschluss zu bringen, so dass sie zu einem späteren Zeitpunkt weiter bearbeitet und ergänzt werden kann, habe ich deshalb versucht, den Text zu ordnen und ihn in einen logischen Zusammenhang zu bringen, sowie unnötige Wiederholungen, vor allem in den letzten Teilen, auszumerzen. Ob mir das einigermaßen gelungen ist, müssen künftige Benutzer beurteilen. Es ist möglich, dass sich durch die Abschrift vom Originaltext einige Fehler, besonders bei Zahlen oder Namen eingeschlichen haben, was ich allerdings nicht beurteilen kann, weil mir der Originaltext hier nicht vorliegt.
Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass rein inhaltlich keine abgeschlossene Arbeit vorliegt. Vor allem das Kapitel „Menschheitsgeschichte" ist ergänzungsbedürftig, denn es geht nur bis Ende des 17.Jahrhunderts und beschreibt das 18.und 19.Jahrhundert überhaupt nicht. Ausführungen über diesen Zeitraum sind nur in den Abhandlungen der Handwerke und des Schützenvereines zu finden.

Endlich muss der Zeitraum zwischen 1933 und heute in den meisten Kapiteln noch ergänzt werden, der für Siebenlehn schicksalsträchtig war und für die heutige Befindlichkeit und die Zukunft sehr wichtig ist.
Diese Aufgabe muss einem anderen Chronisten überlassen werden, der hoffentlich recht bald gefunden wird, weil die Zeitzeugen des genannten Zeitraumes auch schon spärlich geworden sind. Ich selbst kann mich dieser Aufgabe nicht mehr unterziehen, weil ich auch schon im 75. Lebensjahre bin und mir hier die Quellen zur Siebenlehner Geschichte nicht zur Verfügung stehen.

Wachenheim an der Weinstraße im November 1996
Siegfried Hörig

Nachwort zum Nachwort

Mein Name ist Klaus Kreyß. Im Rahmen meiner Tätigkeit für mein Buch über meinen Ur-Urgroßvater Camillo Kreyß, der von 1838 bis 1877 in Siebenlehn als Arzt ansässig, 1872 bis 1877 sogar Bürgermeister war, habe ich das vorliegende Buch von Kurt Hörig als Quelle benutzt. Da „Siebenlehn, eine Monographie“ lediglich als Typoskript vorhanden war, habe ich es mir erlaubt, dieses in gebundene Form zu übertragen. Voraussetzung dafür war die unermüdliche Arbeit des Ehepaares Lehmann, das die vorhandenen Seiten eingescannt hat.
Den Text habe ich etwas überarbeitet, was die Korrektur einiger Tippfehler und die Anpassung an inzwischen gebräuchliche Rechtschreibung angeht. Im Wesentlichen betrifft dies aber nur die Umwandlung vieler „ß“ in „ss“.
Das heutzutage etwas altertümlich wirkende, von Kurt Hörig aber gern verwendete „Dativ-e“, wie z.B. bei „im Abendschein**e**“ oder „beim Gut**e**“ ist bewusst beibehalten worden.
Nicht beibehalten worden sind allerdings alle falschen Schreibweisen des Namens meines Vorfahren. Der „Dr. Kreiß“ ist überall korrigiert worden.

Gescher, 2024
Klaus Kreyß